Heines Werke in zehn Bänden

Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel



Heinrich Heines Sämtliche Werke / Erster Band

Im Insel-Verlag / Leipzig 1911

Einleitung von Oskar Walzel

In neuem Gewande tritt Heine vor eine Welt, die ihm weniger und weniger entgegenzukommen geneigt scheint. Immer lauter ertönen die Stimmen seiner Gegner und werben für die Ansicht, daß die Bewunderung, die Heine einst gefunden hat und auch heute noch findet, nur auf einer großen und kaum verzeihlichen Täuschung beruhe.

Nicht sei wiederholt, was alles von anderen — zuletzt am feinsten von Henri Lichtenberger — über die Gründe der Entfremdung gesagt worden ist, die seit längerer Zeit zwischen Heine und vielen seiner deutschen Leser besteht. Deutschland hat sich, das ist unbestreitbar, von Heine weg entwickelt. Den mächtigen nationalen Aufschwung, den Deutschland seit Heines Hingang genommen hat, konnte er so wenig ahnen wie die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Und wenn er ihn auch sicher gewünscht, ja ersehnt hat, so hatte er doch auf ganz andere Kräfte seine Hoffnungen gestützt, die Voraussetzung eines künftigen großen Deutschland an ganz anderer Stelle gesucht. Das glänzende Finale des Buches »Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland« mag ja vielleicht mehr einer augenblicklichen Künstlerlaune als einer dauernd festgehaltenen Überzeugung seine Entstehung verdanken: »Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte«, prophezeit Heine, und in starken, grellen Farben malt er dieses Zukunftsbild aus. Sicher indes — und dafür gibt es eine Menge von Zeugnissen aus seinen Schriften und seinen Briefen — erhoffte er das künftige große Deutschland nicht von der Seite, die es tatsächlich schaffen sollte. Freilich berührte

er sich in solchem Glauben mit vielen der besten Vorkämpfer des nationalen Gedankens. So himmelweit Heine und Gustav Freytag als Menschen, Denker, Politiker, Bekenner voneinander abstehen, es wäre doch gerade in dieser Schicht ihrer Überzeugungen und Wünsche ein Berührungspunkt, etwas Verwandtes, eine Beziehung unschwer nachzuweisen. Denn trotz allem Kosmopolitismus und trotz aller Abneigung gegen die »Schüler des alten Jahn« verkündet Heine am Schlusse der Schrift über Deutschland doch auch die Macht deutschen nationalen Gefühls. Und wenn er auch Preußen von Jugend auf mit der Abneigung des Rheinländers jener Tage angesehen hat, so gab es doch einen Augenblick in seinem Leben, da er preußische Strammheit gegen die Rheinländer ausspielen konnte. Am 13. Februar 1838 gestand er dem »Landsmann« Varnhagen — der Düsseldorfer dem Düsseldorfer —, daß er nie die Verdienste Preußens um die Rheinlande, »dieses Bastardland«, verkannt habe. Wie die Holländer zu den Belgiern, so verhielten sich die Preußen zu den Rheinländern. »Ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für sie, sie haben Charakter, sie besitzen Volkswürde, sie führten die Revolutionen aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einst ihre Republik, so wissen sie auch jetzt ihren König zu verteidigen.«

Allerdings stehen diese Worte neben älteren und jüngeren Schmähungen Preußens so vereinzelt da, daß sie selbst bei Gelehrten, die dem Dichter und Politiker Heine ein sympathisches Verständnis entgegenbringen, einiger Skepsis begegnen. Andere erblicken in den gewiß übertriebenen Beteuerungen nur die Äußerung niedriger Berechnung. Heine setzt

sich solchem Verdachte oft aus. Die verblüffenden Gegensätze und Widersprüche, die seinen politischen Bekenntnissen, vor allem den brieflichen, anhaften, Gegensätze und Widersprüche, die nicht innerhalb größerer Zeitabschnitte, sondern gelegentlich in wenigen Tagen hervortreten, erwecken auch in dem unvoreingenommenen Betrachter leicht den Eindruck, Heine habe ernste und wichtige Fragen der Politik lediglich vom Standpunkte augenblicklicher Laune, persönlichen Vorteils und verletzter oder geschmeichelter Eitelkeit beantwortet.

Nur grob zufassende Seelendeuter können sich mit solchem Mißurteil begnügen. Es heißt den Reichtum einer Persönlichkeit von vornherein unterschätzen, wenn nicht nach tieferliegenden Gründen geforscht wird. Der stark ausgeprägte künstlerische Wesenszug, der die besondere Art von Heines Kunst bedingt und ihr eine ästhetisch wirkende, eigene Klangfarbe schenkt, kann aus derselben Voraussetzung stammen, die den Bekenner Heine in allen Farben wechselreich schillern läßt. Der Rhythmus des künstlerischen Erlebens und Gestaltens kann dem Rhythmus der Entwicklung seiner politischen Ansichten und seiner Weltanschauung urverwandt sein.

Heine ist als Mensch und als Dichter eine Natur von ausgesprochener Reizsamkeit. Eine Seelenform, die seit Jahrzehnten sich vorbereitet hatte und in jüngster Zeit zu ihrer reichsten Entfaltung gediehen ist, kommt in Heine zu frühzeitiger Erscheinung. Er eilt da seinen Zeitgenossen voraus.

». . . so ungleich, so unstet hast du nichts gesehn als dieses Herz. Lieber! brauch ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich

von Kummer zu Ausschweifung und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehn? Auch halt ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet.« So schreibt Goethes Werther dem Freunde und gibt seiner Zeit und ihren Wünschen in dem Bekenntnisse ein Leitwort. Der Fesseln der Überlieferung, der Bande religiöser und spekulativer Gebote hatte sich die Welt mehr und mehr entledigt. Die Philosophie selber war von dem Wunsche abgekommen, Erscheinungswelt und menschliches Wollen zu einheitlichen Denkgebilden zusammenzufassen. Der Reichtum des Daseins schien aller Vereinheitlichung zu spotten; und nicht in strenger Gesetzmäßigkeit, sondern in unbeschränkter Ausgestaltung dachte man diesem Dasein am besten gerecht zu werden. Noch zog solchem Streben, das zu impressionistischer Weltanschauung und Ethik führen mußte, die Philosophie des deutschen Idealismus eine Grenze. Auf den Phänomenalismus Berkeleys, auf den Skeptizismus Humes und auf den Materialismus der Franzosen folgte Kant; vereinheitlichend und verknüpfend suchte er die Gesetze des Denkens ebenso wie die des Handelns in strenge Systematik zu bringen. Doch dem Zuge der Zeit, die das Einzelne erfassen, das Leben in seiner Vielgestaltigkeit genießen wollte, konnte auch Kant nicht dauernden Widerstand leisten. Um 1800 entspinnt sich darum in der Seele der Vorwärtsstrebenden ein Kampf zwischen dem Verlangen, die Welt in großen Zusammenfassungen zu umspannen, und dem heißen Wunsche, frei von aller systematischen Bindung das Leben in seinen intimsten Reizen auszukosten, sich nur noch am Reichtum des Lebens zu freuen. In

Novalis ist vielleicht dieser innere Kampf zu seiner stärksten Entwicklung gediehen. Dort lockte Goethes sinnenfrohe Gegenständlichkeit, hier wies Kant, wiesen Fichte und Schelling den Weg zu Höhen der Erkenntnis und der Sittlichkeit, von denen aus der Blick weit über die Fülle des einzelnen wegschweifte. Bei diesem zwiespältigen Wettbewerb ertönte bald die eine, bald die andere Stimme stärker im Ohr der Zeitgenossen. Darum suchten sie einmal nach dem großen Geheimnis, das im Innern der Erscheinungswelt waltet und sie in allen ihren Formen bedingt, bald wiederum wollten sie nur dem Augenblick nachleben und in proteischer Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit dem einzelnen Eindrucke sich hingeben. In Brentano wird der Drang übermächtig, das Leben impressionistisch auszukosten, in leichtem Schwunge von Eindruck zu Eindruck überzusetzen; dieser Drang leiht ihm die schönsten Freuden und das bitterste Leid. Was ihm heute ein anmutig leichtes Spiel ist, wird ihm morgen zur Pein. Zu schwach, diese gegensätzlichen Gefühle lange zu ertragen, verzichtet er mit einem Schlage auf die Ungebundenheit seines Fühlens und Erkennens, seines Erlebens und Schaffens und flüchtet – wie viele seiner Genossen – in eine Enge von weit stärkerer Begrenzung, als die Spekulation Kants und Fichtes ihm jemals geboten hätte.

Heine war es vorbehalten, den Lebenskampf Brentanos noch viel schmerzlicher an sich zu erfahren. Seelisch innig verwandt mit dem stärksten schöpferischen Talent der Generation, die um 1780 zur Welt kam, wird Heine von Kindesbeinen an hin und her gezogen zwischen Vernunftgesetzmäßigkeit und weich nachgiebigem Nacherleben. Bald ist ihm

der Augenblick und sein Begehren ein Gott; und bald sucht er über alles Zufällige und Einzelne hinaus nach dem Wesentlichen und Bindenden. Stärker war bei ihm meist freilich der Wunsch, in leichter Beweglichkeit die Welt zu umgaukeln.

In Hegels Philosophie und in dem Kreise der jungen Hegelianer, mit denen Heine in Berlin verkehrte, trat die vereinheitlichende, dem Impressionismus feindliche Richtung am nachdrücklichsten an Heine heran. In dem Hauptschlagwort des Hegelianismus, in dem Terminus »Idee«, vereinigte sich ihm alles, was er, im Sinne systematischer Zusammenfassung der Welt, als Gegengewicht für seine echt künstlerische Neigung empfand, vom Reichtum des Lebens sich tragen zu lassen.

Wichtige Bekenntnisse Heines – sie stammen aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts – bezeugen, wie nahe ihm dieser Begriff der »Idee« ging und wie er trotz allem auch empfand, daß er der »Idee« allein zu huldigen nicht befähigt war, daß etwas in ihm gegen die streng gesetzliche Vereinheitlichung seines Denkens und Wollens sich wehrte:

Am 27. November 1823 möchte er Ludwig Robert, dem Bruder Rahels, nachweisen, daß er nicht kleinlich sei, wenn er es auch zuweilen scheine. Sein ganzes trübes, drangvolles Leben gehe in das Uneigennützigste, in die »Idee«, über.

Am 26. Mai 1825 berichtet er Rudolf Christiani von seinem Besuch bei Goethe und spielt sich, den Menschen der »Idee«, gegen Goethe aus, »dem das Leben, die Verschönerung und Erhaltung desselben, sowie das eigentlich Praktische überhaupt, das Höchste« sei. Ihm selber sei alles Praktische unerquick-

lich, er schätze im Grunde das Leben gering und möchte es trotzig hingeben für die »Idee«. Gleichwohl ist er auch bei diesem Selbstbekenntnis sich vollkommen bewußt, daß seine Lebensansichten in Krieg liegen mit seinen angeborenen Neigungen und geheimen Gemütsbewegungen; daß mithin der Gegensatz, in dem er sich und Goethe erblickt, in ihm selber walte.

Am 1. Juli desselben Jahres spinnt ein Brief an Moses Moser den Gedanken weiter aus: Goethe sei von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste und der das Leben für und in der »Idee« wohl zuweilen fühle und ahne und in Gedichten ausspreche, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt habe. Heine selber aber sei von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die »Idee«, und immer gedrängt, in sie sich zu versenken. Allein abermals muß er zugeben, daß in ihm selbst ein großer Kampf bestehe: er billige doch auch wieder den Lebensgenuß und lehne alle aufopfernde Begeisterung als etwas Törichtes ab; dann aber schieße unversehens seine schwärmerische Neigung auf, ergreife ihn gewaltsam, und sie werde ihn vielleicht einst in ihr uraltes Reich hinabziehen, wenn es nicht besser sei zu sagen: hinaufziehen. Er fügt hinzu: »Es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingibt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen egoistisch behaglichen Lebens.«

In diesen dunklen Worten verbindet sich Vorwurf mit Selbstanklage, streiten Wunsch und Hoffnung mit der Einsicht eigener Begrenztheit. Vor allem

aber verliert das Wort Idee fast ganz seinen hegelischen Beigeschmack und wandelt sich in den Begriff, den Schiller im Auge hatte, als er in seiner letzten großen Abhandlung den Menschen der Idee, den Idealisten, zu dem Sinnenmenschen, dem Realisten, in Gegensatz brachte. Mit unvergänglichen Zügen hat Schiller damals den Realisten gezeichnet, dem alles Absolute in der Menschheit nur eine schöne Schimäre und der Glaube daran nicht viel besser als Schwärmerei sei; und wiederum den Idealisten, dessen Streben viel zu sehr über das sinnliche Leben und über die Gegenwart hinausgehe, und der darum die sinnlichen Kräfte zu wenig kultiviere und den Menschen nicht als Naturwesen ausbilde. »Für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er säen und pflanzen und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist.« Und wenn dann Schiller die einseitigste Entwicklungsform des Idealisten in der Gestalt des Phantasten studierte, so nahm er abermals Gedanken vorweg, die in Heines Worten wiederkehren. Nur freilich beurteilte Heine den alten Goethe falsch, wenn er ihn ganz zum Realisten (im Sinne Schillers) machte, zu einem Philister, dem es nicht einfalle, der Mensch könne noch zu etwas anderem da sein, als wohl und zufrieden zu leben. Und dann kannte – was hier noch wichtiger ist – Heine sein eigenes Wesen gut genug, um zu wissen, daß er selbst zwischen realistischen und idealistischen Stimmungen hin und her pendle, daß die Freude am Leben und der Wunsch, des Lebens Reichtum auszukosten, seiner eigentlichen Grundstimmung vor allem entsprach und daß die idealistischen Regungen nur wie ein Land der Verheißung ihm vorschwebten.

Um alle Beziehungen zu verstehen, die für Heine sich mit dem Wort »Idee« verknüpften, müßten wir freilich Näheres von der Verwendung wissen, die das Hegelsche Schlagwort im Kreise der Berliner Freunde Heines fand. Daß anspielungsreiche Scherze mit dem Worte getrieben wurden, bezeugen Heines Briefe an Moser vom Mai und 18. Juni 1823. Humoristisch wehrt sich da Heine gegen die Zumutung, daß er nach Hegels Logik nur eine Idee sei. Er denkt wohl an den 3. Abschnitt des 2. Bandes von Hegels Logik (1816). Im Traum beängstigt ihn die Behauptung seiner Freunde. Er träumt, wie er wütend im Zimmer herumspringt und schreit: »Ich bin keine Idee, und weiß nichts von einer Idee, und hab mein Lebtag keine Idee gehabt.« Oder er drängt — ebenso humoristisch — den Freund: »Um des Himmels willen, sag nicht noch einmal, daß ich bloß eine Idee sei! Ich ärgere mich toll darüber. Meinethalben könnt Ihr alle zu Ideen werden: nur laßt mich ungeschoren ....« Die verschollenen Antwortbriefe Mosers könnten allein da Licht schaffen und den Ernst enthüllen, der hinter dem Scherze steckt. Wie ernst es Heine aber auch später noch mit dem Worte »Idee« war, beweist sein Brief an Varnhagen vom 1. Mai 1827: Heine klagt, daß der »Mann der Idee«, der »ideegewordene Mensch«, daß Napoleon durch einen pharaospielenden Husaren und durch einen von allem Enthusiasmus entblößten englischen Taugenichts besiegt worden sei. Er empfand darum eine politische Niederlage, die Wellington durch Canning im Jahre 1827 erlitt, als einen Sieg der Idee. Wieder schweben die Vorstellungen vor, die in die Briefe vom Jahre 1825 und in ihre Äußerungen über Goethe hineingewoben sind. In feierlichen Wendungen ge-

braucht Heine hier das Wort, das im Vorjahr bei der Abfassung des »Buches Le Grand« ihm nur noch zu Witzen Anlaß geboten hatte. Dann freilich verschwindet es aus seinen Äußerungen; er entfernt sich von den Berliner Hegelianern, Hegel selbst muß dem Saint-Simonismus in Heines Herzen weichen. Fortan werden auch die Anfälle der Schwärmerei bei ihm seltener und seltener. In den letzten Kapiteln der »Stadt Lucca« erkennt er in dem Schwärmer Don Quixote noch sein Gegenbild. In der »Romantischen Schule« nimmt er schon, ganz saint-simonistisch, Partei für den Vertreter des Leibes Sancho Pansa und gegen den Anwalt des Geistes Don Quixote.

So verschwinden die Gegensätze, zwischen denen er in jungen Jahren hin und her geschwankt hatte. Doch Gegensätzlichkeit bleibt das Kennzeichen seines Wesens. Ja, fortan läßt er mit Bewußtsein die Stimmungen wechseln. Brief um Brief zeigt diese dauernde Verschiebung, diese immer sich verändernde Bewegtheit. Briefe folgen aufeinander, die nicht von einem und demselben Menschen geschrieben scheinen, mindestens nicht in so kurzer Frist. Es ist, als wollte Heine die kommende Lehre des Positivismus vorwegnehmen und durch sein Leben und sein Denken beweisen, die Anschauung, die in das Schlagwort zusammen gefaßt worden ist: »Das Ich ist unrettbar.« Nur eine Fiktion, nur ein Mittel zu einfacherer und bequemerer Übersicht über den Reichtum der Erscheinungen sei es, wenn die Menge verschiedenster und gegensätzlichster Elemente, die wir zu dem Ding, genannt Ich, zusammenzufassen gewohnt sind, für etwas Reales, für eine wirkliche Einheit gehalten wird. Persönlichkeiten von Heines Art sind viel-

leicht die wichtigste Voraussetzung für diese Lehre, die am Ende des 19. Jahrhunderts aufgestellt und von den Impressionisten der Zeit mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Heines Ich hat die starke seelische Beweglichkeit des Impressionisten; seine Seele ist dauernd in labilem Gleichgewicht. Heißen auch die Pole, zwischen denen er sich bewegt, nicht länger Idee und Lebensgenuß, so verharrt er doch im Zustande großer seelischer Reizsamkeit, eben weil er mit dem Begriff der Hegelschen Idee den Wunsch zurückzudrängen begonnen hatte, das ganze reiche Leben zu großen Einheiten zu verknüpfen. Er läßt alles in sich nachschwingen, was dieses Leben mit sich bringt und was es ihm darbietet. Sein Impressionismus lebt sich voll aus. Nicht Zusammenfassen, sondern Differenzieren ist sein Ziel.

Weil er dieses Ziel sich steckte, ein Ziel, das auch den nächstfolgenden Generationen vorschwebte, ward er zu einem Führer, leitete er seine Zeitgenossen der Zukunft entgegen.

Wir übersehen heute gern, wie fein Heine analysiert, wie sehr er Relativist im Sinne jüngster Weltanschauungsformen ist. Ertönt doch vielfach jetzt der Vorwurf, Heines seelisches Empfinden sei viel zu wenig verfeint, als daß er dem Nervenmenschen von heute genügen könnte. Anhänger Stefan Georges vertragen die derbe Farbengebung Heines nicht und verurteilen das grobe Gespinst seiner Seelenstimmungen. Von dieser Seite droht dem Dichter eine Gefahr, die weit bedenklicher ist als alle Angriffe, die von nationaler oder konfessioneller Seite gegen ihn gerichtet werden. Daß Heine einer stark und einheitlich fühlenden Menschennatur nicht zusagen kann, ist selbstverständlich. Wenn indes auch

die Verfeinten, Gebrochenen, Differenzierten ihn abzulehnen beginnen, so schrumpft seine Gemeinde völlig zusammen.

Unbestreitbar erscheint Heines Art seelischen Erlebens unsäglich einfach und natürlich, wenn er neben die Dichter der sogenannten Dekadence unserer Tage tritt. Baudelaire und Verlaine haben ihre deutschen Verehrer zu Gebieten des Seelenlebens geleitet, die Heines Fuß niemals betritt. Sogar Dichter, die kurz vor und neben Heine lebten und wirkten, zeigen weit stärkere Neigung, ihr Gefühl über die Grenzen des Gesunden und Natürlichen hinausschweifen zu lassen. Wo fände sich bei Heine die krankhafte Sucht eines Novalis, seinen Körper durch magische Kraft zum Tode hinzuzwingen, eine Sucht, die eine lebensvolle Natur untergräbt und zu unnatürlicher Sinnenerregung hintreibt? Selbst Tieck, an sich seelisch weit derber gebaut als Novalis, kennt Nervenerlebnisse, die Heine fast ganz mangeln oder bestenfalls nur in jugendlich unreifer Selbstübersteigerung anfliegen. Wo fände sich bei Heine ferner ein Bekenntnis gleich dem Briefe, den Brentano am 21. Januar 1810 an den Maler Runge richtete? »Ich habe sowohl innerlich als äußerlich ein an bitteren, schmerzlichen und wohltätigen, süßen Erfahrungen reiches Leben gelebt. Große Freuden und Leiden sind, mit einer dunkeln, grausamen Phantasie sich in mir widerspiegelnd, über mich ergangen. Es ist vorüber. Verloren durch Mutwillen habe ich nichts; der Tod hat mir genommen, was das Leben mir gegeben, und ich erkenne ruhig die Hand Gottes ... Mein Paradies war untergegangen, nur sein Firmament stand noch über mir; meine Berge waren nicht mehr, aber der Schimmer ihrer Abendsonne schwamm noch in der

Luft... Nach dieser Zeit empfand ich stets in mir eine bestimmte Neigung zu gewissen Bildern und Zusammenstellungen, zu einer gewissen Färbung, und ich sehnte mich, ein Gedicht zu lesen, ein Gemälde zu sehen, eine Blume zu riechen, einen Geschmack zu empfinden, deren Eindruck mir die Wunden hätte schließen, den Schmerz der Narben hätte stillen können. Die bittersten Arzneien, z. B. Quassia, schmeckte ich mit einer ganz eignen Lust. Die menschliche Schönheit, die mich so angelacht, und vor mir in Staub zerfallend mein Herz so tief betrübt hatte, erschien mir wie freudig lachendes Gift, und mich zu trösten, ergötzte ich mich stundenlang, ein reinfarbiges Stück Grünspan anzusehen. Die wunderbaren Blüten der Belladonna und anderer Giftpflanzen machten mir eigene Lust, zugleich aber auch die Granatblüte und die Lilie.« So beichtet ein Mann, der in den ersten Dreißigern steht. In welche Seelenabgründe tut sich vollends der Blick auf, wenn Grabbes Gefühlsleben tiefer erforscht wird. Der unüberbrückbare Gegensatz endlich, der zwischen Platens und Heines Natur waltete, entschuldigt allein die maßlose Schärfe der Angriffe, die Heine öffentlich und in vertraulichen Briefen gegen den Dichtergrafen sich gestattet hat.

Heine ist und bleibt der sinnenfrohe Gegner des Nazarenismus, der Entsagung und der Askese. Daß die düsteren Selbstmord- und Traumbilderstimmungen, die ihm aus unerwiderter Liebe in der Jugend erwuchsen, diese Phantasmen von Teufelsbündnissen und Kirchhofspuk, ihn nicht hinderten, sein stark entwickeltes Triebleben zu befriedigen, ist längst gesagt worden. Nur auf dem Schmerzenslager der Matratzengruft verflüchtigte und verfeinte sich das

Triebleben des Menschen Heine, dem das Weib bis dahin fast nur ein Geschlechtswesen bedeutet hatte. Und in dieser Zeit gewinnen auch seine Verse, wenn sie vom Weibe sprechen, einen ganz neuen Ton.

Heine war, das erkennt man am besten aus seinem Verhältnis zum weiblichen Geschlechte, trotz allem, trotz seiner früh sich anmeldenden Nervenerkrankung, trotz der Kopfschmerzen, die ihn von Jugend auf quälten, trotz seiner seelischen Unruhe und Überbeweglichkeit, eine robuste, zähe Natur von starken, fast primitiven Instinkten. Von der Widerstandsschwäche des Dekadenten hat er sehr wenig an sich. Um wieviel mehr von einem unbesiegbaren, mindestens unermüdlichen Kämpfer ist in ihm als in Brentano oder Grabbe oder Heinrich von Kleist! Sehr richtig hat man hervorgehoben, daß er noch auf dem jahrelangen Schmerzenslager den Kampf mit dem Leben rastlos weiterführt. Die Spannkraft dieser Natur, vor allem dieses Geistes war nicht zu brechen. Er war und blieb ein zäher und gefürchteter Streiter. Ihm ist weder sein Leben noch sein Dichten zerronnen. In der Zeit, da er Mathilde kennen lernte, war er — spöttelnd bekannte er es noch spät, als die Herrlichkeit längst vorbei war — »gesund und feist«, er »stand im Zenith seines Fettes und war so übermütig wie König Nebukadnezar vor seinem Sturze«. In diesem Augenblick ihm seelische Verfeinerung, durchgeistigte Liebe predigen, wäre vergebene Mühe gewesen. Eine Wendung der »Florentinischen Nächte« sagt nur allzu eindeutig, wie Heine damals das Weib empfand: »Die Weiber haben leider nur eine einzige Art, wie sie uns glücklich machen können, während sie uns auf dreißigtausend Arten unglück-

lich zu machen wissen.« Dieses Wort entschlüpft Maximilian, in dem Heine sich unverkennbar selber gezeichnet hat. Kaum kann als Entschädigung alles Feine und Durchgeistigte gelten, was Heine-Maximilian gleich darauf von der holden Traumerscheinung berichtet, die ihn am meisten auf dieser Welt beglückt habe: nur im Traume hat er sie erblickt. »Es war ein Gesicht voll bewußter Liebe und graziöser Güte, es war mehr eine Seele als ein Gesicht, und deshalb habe ich die äußere Form mir nie ganz vergegenwärtigen können. Die Augen waren sanft wie Blumen. Die Lippen etwas bleich, aber anmutig gewölbt . . . Die Worte, die wir miteinander gesprochen, kann ich mir . . . nicht mehr verdeutlichen; so viel weiß ich, daß wir uns verlobten, und daß wir heiter und glücklich, offenherzig und traulich, wie Bräutigam und Braut, ja fast wie Bruder und Schwester, miteinander kosten . . . Ich war lange wie getränkt von unerhörten Wonnen, die schmachtende Tiefe meines Herzens war wie gefüllt mit Seligkeit, eine mir unbekannte Freude schien über alle meine Empfindungen ausgegossen, und ich blieb froh und heiter, obgleich ich die Geliebte in meinen Träumen niemals wiedersah . . .« Vielleicht erscheint heute manchem die Stelle affektiert und phrasenhaft. Und doch: ganz wesentlich gesteigert ist hier die Kunst, ein Weib und ein Gefühl, das völlig ins Seelische hinüberspielt, in Worte zu fassen, hält man die Mittel daneben, mit denen der zartfingrigste Zeichner solcher Stimmungen vor Heine, mit denen Jean Paul seine Frauen gezeichnet hat; diese Frauen, die nach einem scharfen, aber richtigen Epigramm von Karoline und Friedrich Schlegel alle rote Augen haben und Exempel sind, Glieder-

frauen zu psychologisch-moralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder über die Schwärmerei. Das Menschliche erstickt da beinah unter der schweren Last biblischer Sprache und klopstöckelnder Gesichte. Im 19. Hundsposttag des »Hesperus« zeigt gleichfalls ein Traum dem Liebenden die Gestalt der Geliebten: »Weiße Eispyramiden, gestreift mit herunterrinnenden Abendröten, umrangen, wie mit einem Wall aus Gold- und Silberstufen, das ganze dunkle Rund – – Darin ging Klotilde, erhaben wie eine Verstorbene, heiter wie ein Mensch in der andern Welt, geführt bald von geflügelten Kindern, bald von einer verschleierten Nonne, bald von einem ernsten Engel . . . sie lächelte ihn selig-liebend an unter jedem Vorüberziehen; aber sie zog vorüber.« Immer seliger lächelt Klotilde, bis sie zuletzt »verherrlicht, geheiligt, überirdisch entzückt« dasteht. »Und an ihrem Herzen flatterte eine Nebelkugel, die aus aufgelösten Tränen bestand.« So Jean Paul! Ein mächtiger Schritt vorwärts von solcher gefühlstrunkenen Schwärmerei zu plastisch-menschlicher Erfassung ist Heine in der Zeichnung eines verwandten Erlebnisses an der Stelle der »Florentinischen Nächte« geglückt.

Doch nur selten berührt Heine diese Stimmungen. Wenn er glückliche Liebe zeichnet, liebt er im allgemeinen ein heißeres Kolorit, eine kräftigere Instrumentierung, bis ihm endlich im »Tannhäuser« ein hohes Lied der Leidenschaft ersteht, voll wilder, zerstörender, sinnenberückender und sinnenbetäubender Glut.

Daß Heine lange Zeit im Weib nur das Sinnenwesen sucht, mag auch den Frauen zuzuschreiben

sein, mit denen er, vor allem in seiner Jugend, in Berührung kam. Eine einzige konnte ihm auch geistige und seelische Bereicherung bieten: Rahel Varnhagen. Sie nimmt auch eine unanfechtbare Sonderstellung ein. Allein sie ist eben nur die Lehrerin; ihre Beziehungen zu Heine sind zu sehr durchgeistigt, als daß er an ihnen zu einer höheren Auffassung der Liebe hätte emporsteigen können. Diese Beziehungen könnten als völlig geschlechtslos bezeichnet werden, wäre nicht Heine doch zu sehr eine dem Weiblichen hingegebene, das Weibliche benötigende Natur gewesen, als daß er gleiche geistige Anregung wie von Rahel auch von einem Manne hätte erfahren können. Er ist den Moser, Sethe, Merckel ein überlegener Genosse, der auch dann auf sie herabblickt, wenn er sie nach irgendwelcher Richtung sich überlegen fühlt. Er betont dem älteren Freund Immermann gegenüber die mindestens ebenbürtige Kameradschaft. Varnhagen behandelt er respektvoller, aber doch kaum wie einen Führer und Leiter. Im Verkehr mit ganz großen Männern widerfahren ihm alle Fehlgriffe, die anspruchsvolle, zu Eitelkeit neigende, ihres inneren Wertes zu wohl bewußte Jünglinge begehen, vor allem der schlimmste: demütige, übertrieben zur Schau getragene Huldigung und daneben ein unversehens hervorbrechendes Wort, das den Größeren, Älteren, Anerkannten wie einen Gleichgestellten vom Standpunkt innerer Ebenbürtigkeit behandelt. Das mag Goethe gefühlt und deshalb mag er Heine abgelehnt haben. Nur der einen Frau glückt es, Heine zu erziehen und weiter und höher hinauf zu treiben: Rahel weist seiner Kunst und seinem Denken neue Wege. Er bleibt ihr dankbar, er fühlt

sich von keinem anderen Menschen gleich verstanden, er ist stolz auf die seelische Verwandtschaft, die zwischen ihr und ihm besteht. Und er freut sich, wenn er bemerkt, daß sogar seine Handschrift der Rahels ähnlicher und ähnlicher wird.

Wie ärmlich erscheint neben Rahel die schöne, kokette, kalte und berechnende Kusine Amalie! Für Heines Kunst hat sie aus Eigenem so gut wie nichts getan, sie hat es dieser Kunst überlassen, ein großes und starkes inneres Erlebnis aus nichts hervorzuzaubern oder mindestens aus Vorgängen, die zusammen kaum den Ehrentitel eines äußeren Erlebnisses verdienen. »Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht.« In diese Worte faßt das »Buch Le Grand« den ganzen Vorgang zusammen. Weil alles, was über diese Formel hinaus in Heines Jugendlyrik von der Liebe zu Amalie erzählt wird, aus der Phantasie des unglücklich und unerwidert Liebenden herausgesponnen ist, weil Amalie außer ihren schönen Augen — »sehr schön, und doch so scharfgeschliffen, daß sie mir wie gläserne Dolche durch das Herz drangen« — und außer ihrer schönen Stimme — »eine schöne, seidne Stimme, ein süßes Gespinst der sonnigsten Töne« — gar nichts hinzuzugeben hatte, verschwimmt in Heines gebundener und ungebundener Dichtung ihre Gestalt, gewinnt sie nie die scharfen Umrisse, die Friederike oder Lotte oder Lili in Goethes Dichtung eigen sind. Noch mehr: die Armut des äußeren Vorgangs, der Mangel jeden Echos, dem Heines Liebesnot in Amaliens Herzen hätte lauschen können, läßt auch einen ungeheuerlichen künstlerischen Mißgriff, eine böse Stillosigkeit zu: Heines Phantasie verwertete, zu

immer reicherer Ausschmückung des erdichteten Liebesromans, im »Intermezzo« Züge, die von käuflichen Liebeserlebnissen ihm geboten wurden. Goethe hätte nie Sessenheim und Venedig in ein Bild vereinigt. Auch der reife Heine wußte da reinlicher zu scheiden.

Von Flirt zu Flirt geht es dann weiter bei Heine. Bald ists die schöne Frau aus Celle, bald die Gräfin Bothmer in München. Bis er endlich bei Mathilde Mirat landet und bei ihr ein eifersüchtig und angstvoll gehütetes Glück findet. Goethes Liebe zu Christiane ist einer Resignation entwachsen. »Eine Liebe hatt ich, sie war mir lieber als alles! Aber ich hab sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!« So heißt es in denselben venezianischen »Epigrammen«, die das Glück der jungen Liebe zu Christiane verkünden. Eine Resignation indes, weniger aus Mangel als aus Überreichtum geboren. Eben weil Goethes Seele vom Weibe schon alles empfangen zu haben glaubte, was es, uns hinanziehend, bieten kann, dachte er in Christiane ein dauerndes Genügen zu finden. Bis dann Minna Herzlieb die verschüttete Quelle wieder zum Strömen bringt und in Goethe die bittere Pein auslöst, die in den »Wahlverwandtschaften« sich spiegelt. Heine resignierte, ehe er das kannte, was Goethe längst besessen hatte. Oder er resignierte vielleicht in dem Augenblick, da es sich ihm lockend auftat und doch wieder versagte. Mit feinfühligem Spürsinn hat der geistvolle und seelenkundige Biograph Heines, Jules Legras, die Bedeutung einer Frau aufgedeckt, in der Heine den seelischen Reichtum und den künstlerischen Feinsinn Rahels und dazu den ganzen sinnlichen Zauber beisammen antraf, den er nicht entbehren konnte, nach

dem sein heißes Blut sich sehnte. Es war die Prinzessin Belgiojoso.

Legras glaubt behaupten zu dürfen: »Non seulement elle fût, à son heure, la confidente des ses angoisses les plus secrètes, mais encore il semble qu'elle ait agi efficacement en faveur de son ami pauvre. En tout cas, elle fût pour lui une conseillière — la seule dont les avis fussent écoutés. Malheureusement, son influence ne s'exerça pas longtemps. Jamais peut-être Henri Heine ne fut plus près de mener une vie normale qui eût assaini et comme filtré ses œuvres. La princesse Belgiojoso l'eût sans doute maintenu dans un monde plus choisi que celui dans lequel il devait tomber; exilée comme lui, elle eût compris ses heures d'abattement; femme délicate, elle l'eût mis en garde contre les écarts de sa plume.«

Legras setzt bedauernd hinzu: Heines Sinne und sein unglücklicher Stern führten ihn leider zu einer Frau, die seines Geistes wie seines Herzens gleich unwürdig war. »Il importerait peu à l'histoire littéraire de conserver le souvenir de Mme. Henri Heine, née Mathilde Mirat, si l'influence vulgaire qu'elle exerça, innocemment, sur le poète épris de ses formes, n'avait si tristement contribué à éloigner celui-ci de toute société choisie où son goût eût pu se maintenir pur et délicat.«

Der Stimmung der Zeit, in der die junge Liebe zu Mathilde und die starke seelische Macht der Fürstin in Heines Innerem miteinander rangen und kämpften, entstammt das Bekenntnis, das er am 27. September 1835 dem neuen Freunde Laube ablegte, vielleicht das ergreifendste, das der reifende Heine jemals zu geben hatte: »Ach! trotz der größten

Vorsicht erfaßt uns ja oft genug ein übermächtiges Gefühl, das uns jene Klarheit des Schauens und Denkens raubt, die ich nicht gern aufgebe. Sobald unser Sinn getrübt und unser Geist erschüttert ist, sind wir nicht mehr die Genossen der Götter.« Ruhig und im Lichte habe er gewandelt; aber seit neun Monden seien große Stürme in seiner Seele laut geworden. Noch immer beschäftige es ihn, die aufgeregte Seele zu beschwichtigen und, wo nicht zum hellen Tage zu gelangen, doch wenigstens sich aus einer dicken Nacht hervorzuarbeiten. Jetzt sei er auf dem Schlosse des schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes, »in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Törichtste zu lieben . . . begreifen Sie, wie das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?«

Und so blieb es den letzten Stunden seines Lebens und der letzten Geliebten Heines vorbehalten, ihm zu schenken, was er bis dahin nicht besessen hatte. Darum klingen seine letzten Verse so durchgeistigt, darum singt er am Ende seiner Erdenlaufbahn von der Frau und von der Liebe in seelisch vertieften Tönen, die der Poesie seines ganzen Lebens bis dahin fehlen. Seelische Verfeinerung, Abkehr von dem allzu sinnenfrohen Kultus des Genusses, war schon in den Schmerzensjahren der Matratzengruft ihm geworden. Allerdings äußerte sie sich zunächst nur in einer Verschärfung und Verbitterung seines Humors. Die Weltschmerztöne werden echter; und die Selbstpersiflage gewinnt einen übersarkastischen Charakter. Es ist, als ob die letzten Illusionen von Heine abfielen. Seine sorgliche Liebe zu Mathilde bringt er am 21. Juni 1853 auf die rein verstandes-

mäßige Formel: »Die Männer sind große Narren! Die größten Narren sind aber diejenigen Männer, welche ihre Frauen nicht lieben, da sie doch für sie dieselben Ausgaben machen müssen, und sich für dasselbe Geld ein zärtliches Gefühl verschaffen könnten.« Da tritt in den letzten Monaten seines Lebens die Mouche ihm nahe, die »zierlichste Moschuskatze«, »die anmutigste der Moschuskatzen und doch zugleich lieblich wie eine Angorakatze, gerade die Art, die ich gern habe«. »Früher habe ich lange Zeit die Tigerkatzen geliebt, aber die Sorte ist zu gefährlich und die empreintes vivantes, die sie manchmal auf meinem Gesicht zurückließen, waren sehr fatal.« Bald wird sie ihm die »liebste Seele«, das »liebste, geliebte Geschöpf«, die »Lotosblume«; nun erkennt er in ihr die »letzte Blume seines trübseligen Herbstes«. Und wenn er auch mit alter Spott- und Selbstverspottungslust sie dann wieder eine »Gans« und sich ihren »Gänserich« (»Genserich der Erste, König der Vandalen«) nennt, so kritzelt er doch, »der Verrückte an eine Verrückte«, »pure Charenton-Poesie«, Gedichte, wie er sie vorher nie gefunden hatte: die Verse »Es kommt der Tod« und endlich das lange Bekenntnis, in dem neben Gröberem das Feinste steht, was Heine je von Liebe gesagt hat. Noch einmal braucht er seine altgewohnte Lieblingsform, den Traum. Der Traum zeigt ihm die Passionsblume; sie steht an seinem Grabe; sich niederbeugend über seinen Leichnam, küßt sie ihm trostlos schweigend Hand, Stirn und Augen. Dann verwandelt sie sich in die Geliebte; an ihren Küssen erkennt er sie; keine Blumenlippen sind so zärtlich, keine Blumentränen brennen so feurig. Immer durchgeistigter werden Heines Worte:

Geschlossen war mein Aug, doch angeblickt
Hat meine Seel beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht dem Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen.

Wer die Höhe der geistigen und seelischen Kultur Heines abmißt, darf nicht vergessen, daß die humoristisch-ironische Form und das ihr eigene Arbeiten mit grellen Gegensätzen absichtlich derb auftritt und den Mitmenschen vor den Kopf zu stoßen liebt. Gottfried Keller hüllt sich gern in den rauhen Pelz des Abstoßenden, ja Ekelerregenden. Soll deshalb Storm als höherer Kulturmensch gelten, weil er diese Seitensprünge des Freundes unangenehm verspürte? Storm tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß der Gottfried erst seinen Spaß zu Ende machen müsse, und beklagte nur, daß andere rufen: »Das halt der Deuwel aus!« und ihm davonlaufen. In Kellers Briefen fallen solche Späße meist noch um einiges derber aus als in seiner Poesie. Er schreibt einmal der verehrten Wiener Freundin Marie von Frisch, der Schwester Adolf Exners: »Auf Ihr Kindchen freue ich mich: das ist gewiß ein allerliebstes Tierchen! Wenn es ordentlich genährt ist, so wollen wirs braten und essen, wenn ich nach Wien komme, mit einem schönen Kartoffelsalat und kleinen Zwiebelchen und Gewürznägelein. Auch eine halbe Zitrone tut man dran.« Wie nah der Dichter des »Apothekers von Chamounix« in seinem Humor Heine verwandt war, zeigt ein Brief Heines an seine Mutter ⟨12. April 1852⟩. Heine grüßt die »ganze Gänsemarktfamilie«; seine Schwester und ihre Angehörigen sind gemeint. Anknüpfend an das Wort »Gänsemarkt« sagt er – ganz in Kellers Art, nur weniger gegenständlich – von seiner Nichte: »Wüßte ich nur jemand, der mein Annchen vom Gänsemarkt fortnimmt. Sie muß ja jetzt ein sehr guter Bissen sein, besonders wenn man sie mit goldenen Kastanien und Rosinen füllt.«

Die humoristische Form verdeckt oft den Gedankengehalt in Heines Äußerungen. Und doch kann auch von ihm gelten, was Goethe von Lichtenberg sagte: »Wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.« Der Brief an Moser vom 30. September 1823 enthält eine Stelle, die manchem nur als schlechter Witz erscheinen mag und die tatsächlich zu den schärfsten psychologischen Beobachtungen des jungen Heine und seiner Zeit zählt. Abermals zeigt sich hier die Neigung, den Eindruck in seiner reinsten Form herauszugestalten und ein Gefühl in seinen letzten Verzweigungen zu verfolgen, eine Neigung, die dem positivistischen Zeitalter unserer Tage geläufig, im Zeitalter Hegels aber eine Entdeckung ist. Der junge Heine möchte ergründen, warum er Moser liebt und was er an ihm liebt: nicht weil Moser ein Tugendmagazin ist und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Kalkutisch versteht; nicht weil Moser ihm seinen Mantel geliehen und für ihn seinen Kopf sich zergrübelt hat! »Ich liebe Dich vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die ich Dir mal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die Dir mal entfallen und die mir im Gedächtnis kleben geblieben sind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kassa oder sentimental bin.« Heine setzt erläuternd hinzu: »Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod besoffen hätte, oder, besser gesagt, für den ich mich hätte totschlagen lassen, und für den ich mich noch totschlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig und hatte die schlechtesten Grundsätze — aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf so wunderliche Weise das Wort »Was?« sprechen konnte,

daß ich in diesem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke.«

Manches spielt in dieses Bekenntnis hinein. Die Angst einer noch immer reichlich sentimentalen Zeit, sentimental sich zu geben, dieser innigste Berührungspunkt Heines und Byrons und der ganzen Generation, die sich in Byron wiederfand. Dann der hochentwickelte Intellekt, den Heine seiner Abstammung dankte und der ihm nahelegte, mit dialektischer Gewandtheit sogenannte starke Gefühle in ihre Urbestandteile aufzulösen. Wir stehen da vor dem wichtigsten, vorläufig noch fast ganz ungelösten Problem der Heineforschung; es ist die Bedeutung seiner Abkunft für seine Persönlichkeit und für sein Schaffen. Wer die Frage zu lösen sucht, muß sich bewußt sein, daß er es keiner Partei recht machen kann. Die wenigen Bemerkungen, die an dieser Stelle gegeben werden können, werden sicher auch auf Mißverständnis stoßen.

Für Viktor Hehn und für andere, etwa auch für Karl Busse, der sich wieder auf Renan beruft, ist Heine, weil er jüdischer Abstammung war, nur ein imitatorisches Talent geblieben; wie denn das Judentum eine Fülle von Talenten, aber nicht ein einziges schöpferisches Genie im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht habe. Anatole Leroy-Beaulieu vertritt die entgegengesetzte Ansicht. Er erkennt dem Judentum schöpferische Kraft zu; und er findet in Heines Dichtung einen starken, ganz eigenen Ton: »Il y a chez lui, jusqu'en ses chants d'amour et ses plus naïves mélodies, une note étrangère à l'Allemagne du temps, quelque chose de douloureux et de mauvais, une saveur âcre, une pointe de malignité qui tient à ses origines, à son éducation, à la

situation des Juifs alors en Allemagne. C'est l'oiseau échappé de la cage du ghetto et qui se souvient de sa prison, tout en volant bruyamment en tout sens pour essayer sa liberté; il y a du défi et de la rancune dans ses battements d'ailes.«

Der nächstliegende, strengwissenschaftliche Weg, das eigentümlich Stammhafte von Heines Gesamterscheinung herauszurechnen, wäre wohl, wenn die Züge der jüdischen Dichtung vor Heine, die bei ihm wiederkehren, zusammengetragen würden. Leider ist es bisher noch nicht geschehen; und nur ein guter Kenner der jüdischen Literatur könnte die Aufgabe lösen. Da gibt es einen »Heine des Mittelalters«, Immanuel ben Salomo oder Manoello genannt, der um 1300 zu Rom wirkte. Er soll alle Stufen vom tollen Witzbold und frechen Spötter bis zum puritanischen Beter durchgemacht haben. Gedichte Manoellos, die ins Deutsche übertragen worden sind, erinnern an Heine; und doch, wie allgemein und wie wenig bezeichnend sind etwa die an Heine gemahnenden Züge des Sonetts »Lob der Hölle«:

Zu mancher Stunde möcht ich gern erfahren,
Was mir beschieden. Ob im Paradiese
Dereinst ich Langeweile wohl genieße,
Ob ich zur Hölle künftig müsse fahren.

Zur Hölle, wo die schönsten Mädchenscharen
Mich hold umgaukeln in des Traumes Süße;
Wenn ich im Himmel Herrn und Fraun begrüße,
Find ich sie zahnlos und von grauen Haaren.

Drum fort das Paradies, das von Matronen
Und Greisen wimmelt, alt und streng und häßlich!
Ist das Genuß, in solchem Kreis zu wohnen?

Nein, lieber in die Hölle! Nichts ist gräßlich,
Wo Lust und Liebe jeden Menschen lohnen
Und selbst die Heiterkeit ganz unermeßlich!

Obendrein fällt Heines Leben in eine Entwicklungsphase des Judentums, die ganz neue Voraussetzungen schafft und dem Vergleich seiner Persönlichkeit mit verwandten jüdischen Dichternaturen älterer Zeit seine beste Kraft nimmt. Die große Wandlung, die sich, vor allem in Berlin, dank Moses Mendelssohns Wirken in der gesellschaftlichen Stellung des Judentums vollzogen hatte, war nicht ohne Gegenströmung geblieben. Heine erfuhr als einer der ersten, daß er nicht auf offene Arme rechnen durfte, wenn er aus dem Kreise seiner Stammesangehörigen flüchtete und ins christliche Lager überging. Alle Leiden eines Übergangsmenschen, der sich in der Welt seiner Vorfahren nicht weiter glücklich fühlen kann und vergebens eine andere geistige Heimat erobern will, fielen ihm zu; und mit ihnen ein steter Wechsel von Heimweh und Heimverachtung, von Zuneigung zu einer anderen Kultur und bitterer Schmähung dieser selben Kultur, die keine gastliche Aufnahme bereiten will. Eine unverkennbare Neigung zum Snobismus verbitterte und vergällte obendrein die ohnedies schon gereizte Stimmung Heines. Er liebte es, in adeligen Kreisen zu verkehren, mit adeligen Damen zu flirten. Er ließ es nicht ungern zu, daß man die Familie van Geldern, der seine Mutter entstammte, in ein Adelsgeschlecht von Geldern umstilisierte. Ein bedenklicher Mangel an gesellschaftlichem Feingefühl ist ihm überhaupt von Anfang an eigen, vor allem in Geldfragen. Die tollen Streiche, die er sich mit seinem reichen Oheim gestattete, erscheinen ent-

schuldbar nur vom Standpunkte enger jüdischer Familienzusammengehörigkeit und der hier selbstverständlichen Verpflichtung des reichen Verwandten, für mittellose Glieder auch der weiteren Familie zu sorgen. Schlimmer ist es, wenn Heine nach dem Tode des Oheims Preßangriffe niedriger Art anregt, um die knausrigen Erben weich zu machen, und dann gleich wieder die von ihm herbeigeführten Angriffe zurückweist. Nicht unbedenklich ist auch die Maxime, die Heine selbst zur Rechtfertigung seiner »Lumpigkeiten« einmal (1. April 1828) Varnhagen vortrug: »In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und Tat befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vorteil, zu Schulden kommen lassen darf; wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nicht schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswert sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Macchiavell, und jetzt noch in Paris, hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen.«

Dennoch gibt der Appell an die Zeit Macchiavells zu denken. Warum soll für Heine nicht gelten, was seitdem zu einem Schlagwort ethischer Neuerer geworden ist, die Umwertung der Moral im Sinn der Renaissance? Nicht um ihn zu retten, nur um sein Verfahren aus den Niederungen unanständiger Lebensführung emporzuheben, sei betont, daß Heine in dem Wunsche rücksichtsloser Behauptung und Ausbeutung des eigenen Vorteils auch nur Vorläufer kommender Männer ist. Dieser Wunsch ist engbenachbart einer Kette von Ideen, die er mit Rahel

teilt und die alle auf ein rückhaltloses Ausleben der Persönlichkeit hindeuten. Er selber durfte sich auf Byron berufen, mit dessen Namen der seine früh und oft zusammen genannt worden ist, den er selber seinen »Vetter« nannte.

Freilich war es abermals eine unglückliche Fügung des Schicksals, daß Heine zum »deutschen Byron« schon als Jüngling gestempelt worden ist. Denn bei aller Verwandtschaft mußte er im Vergleich mit der glänzenden Eroberernatur Byrons den kürzeren ziehen. Die große Linie in Leben und Dichten, die Byron eignet, fehlte Heine gänzlich. Alle Misere, alles Kleinliche seines Wesens und seines Schicksals tritt grell beleuchtet hervor, wenn er neben Byron gestellt wird. Das wirklich Große Heines, seine impressionistische Lebendigkeit, seine scharfe und unbeirrbare Beobachtungskraft, wird darüber vergessen. Und der bestechendste, echteste Zug seines Wesens erscheint bei dem Vergleiche wie nachgeahmte Pose, nicht wie eigenstes Besitztum: die Offenheit, mit der er seine Schwächen bekannte. Sie war es auch, die ihn der Freundschaft Rahels, der siegreichen Verkünderin der Wahrheit, würdig machte.

Wie wenig wüßten wir von Heines Schwächen, die auch an dieser Stelle vielleicht zu einem Sündenregister vereint scheinen, hätte er nicht selber sie enthüllt!

Feinsinnig entwickelte einst Wilhelm Dilthey, warum Petrarca wie mit einem magischen Zauber sein Zeitalter gebannt hat. Nicht wegen seiner Sonette, mögen sie auch mitten in überlieferten Spitzfindigkeiten der Liebe und in erkältenden Allegorien ergreifende Momente des Lebens neu und eigenartig darstellen. Nicht

wegen der historischen und ästhetischen Divination, mit der er aus staubbedeckten Manuskripten das Denken und Leben der Vorzeit erneuert. Nicht wegen seiner Moralphilosophie, die lediglich von Cicero, Seneca, Augustin stammt. All dies sei nur Bestandteil des geheimnisvollen Zaubers. Doch die Zeit war entzückt, weil der Mensch Petrarca die Liebesfülle seiner Jugend, die Ruhmbegierde seiner männlichen Jahre, die Weltsattheit und den Weltschmerz seines Alters ohne Verschleierung ihr zeigte, weil er seine Fehler nicht verhüllte. Der hohe Wert der Persönlichkeit und aller ihrer Äußerungen war ihm aufgegangen. Er hütete sich wohl, ängstlich zu sieben, was er an sich beobachtete, ehe er es der Welt preisgab. Er ahnte die große Wahrheit, daß in Lüge verfallen muß, wer, aus Rücksicht auf sich und andere, der Öffentlichkeit nur die Züge des eigenen Selbst zeigt, die einer bestehenden Konvention allein berechtigt erscheinen und die trüben Geheimnisse seines Seelenlebens Geheimnisse bleiben läßt oder höchstens in zerknirschter Selbstanklage beichtet.

Die Entdeckung der hohen Werte, die auch in den sogenannten verwerflichen, verderblichen Eigenheiten einer Persönlichkeit ruhen, ist ein Ruhmestitel der Renaissance. Ihre Wiederentdeckung vollzieht sich im 18. Jahrhundert, bei Rousseau, bei K. Ph. Moritz, bei Goethe und bei den Genossen des »Athenaeums«. So meinten es auch Karoline und Friedrich Schlegel. Rahel knüpft an Goethe vor allem an; sie denkt Goethe weiter, wenn sie behauptet, ein Teil der Menschen habe zu wenig Verstand, die Wahrheit in sich zu finden, ein anderer nicht den Mut, sie zu gestehen, die allermeisten aber hätten weder

Mut noch Verstand. Darum irren und lügen und tappen oder ruhen sie das ganze Leben entlang bis nach der Gruft. Wahrheitsliebe fehle uns; das sei der kranke Punkt der Menschheit, der Grund aller Seelenepidemien. Deshalb schätzte sie eine Pauline Wiesel, trotz deren Leichtsinns und Flatterhaftigkeit. Denn sie mußte ihr zubilligen, daß sie — ebenso wie Rahel selber — geschaffen sei, die Wahrheit in dieser Welt zu leben. War Rahel doch auch überzeugt, daß, wer ehrlich und offen sich und seine Schwächen der Welt darstellt, ein Original werden müsse. »Aber dazu bedarf es eines unendlichen Mutes.«

Diesen unendlichen Mut besaß Heine. Möchte doch mancher von Schamlosigkeit der Selbstdarstellung sprechen. Wiederum ist es die ironische Stimmung und die dem Dichter eigene Schärfe — une saveur âcre, une pointe de malignité —, die Heines Wahrheitsliebe mit dem unangenehmen Beigeschmack grundsätzlicher Verhöhnung und Verspottung der Welt versieht. Doch gewiß konnte Rahel unter ihren Zeitgenossen keinen offeneren Bekenner seiner Schwächen finden, keinen, der mehr Mut und zugleich mehr Verstand besessen hätte, die Wahrheit zu gestehen, wo seine eigene Persönlichkeit in Betracht kam. Goethe selbst hatte sich doch schon längst vor der Welt verschlossen. Die offenen Generalbeichten seiner Jugend hatte er aufgegeben; seit der zögernden Veröffentlichung der römischen Elegien und der venezianischen Epigramme war auch eine stilisierte Bekenntnisdichtung ihm fremder und fremder geworden.

Ob freilich Heine in höchstem Sinn den Ansprüchen Rahels genügte, bleibt fraglich. Sie sagt einmal,

ein Mensch, der nicht wahr, ehrlich und unschuldsvoll sei, könne weder Dichter noch Künstler, Philosoph, Mensch, Freund, Familienmitglied, Gesellschaftsmensch, Geschäftsmensch, Regent sein. Bei Heine kreuzte sich mit dem Grundtriebe, der Welt seine Schwächen zu zeigen und dabei Worte zu wagen, die gemeiniglich als unerlaubt, als ungehörig gelten, doch auch wieder die Neigung, den Mitmenschen durch ein Spiel mit der Wahrheit zu übertrumpfen, und der Wunsch, in einer vielleicht unbewußten Selbstüberschätzung sich besser zu machen, als man ist. Heine spielt sich gern auf und ist von seinen Vorzügen mitunter allzu überzeugt. Er ist eine eitle Natur und vielleicht dann am eitelsten, wenn er sich selber verspottet. Allein das beeinträchtigt die Hauptsache nicht. Es bleibt auch bei den stärksten Äußerungen eines hochgespannten Selbstbewußtseins stets das Große in Heines Bekenntnissen, daß er nicht in feiger Scheu vor Mißdeutung dämpft und herunterstimmt, sondern offen und mutig seine Eitelkeit und eine hohe Meinung von seiner Macht und seiner Begabung verkündet.

Im »Buch Le Grand« sagt Heine von seinem Geburtshaus: »Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum so viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Türe, worauf Mutter

mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte ...« Wer in solchen, häufig wiederkehrenden Ausbrüchen von Heines Selbstgefühl nur Arroganz und Unverschämtheit sieht, verschließt sich selbst die Augen gegen ein wahres Verständnis seiner Natur. Recht behalten hat Heine obendrein in diesem Fall gewiß. Und ebenso in einem anderen, bei dem nicht humoristische Selbstpersiflage mittönt, wie in der Wendung des »Buches Le Grand«. Heine hatte vernommen, daß Goethe mißfällig von ihm spreche. An Varnhagen schrieb er (30. Oktober 1827) das stolze Wort: »Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine.« Ist das etwa nicht eingetroffen?

Schade, daß die Briefe Rahels an Heine verloren sind. In dem Bilde, das sie sich von Heine gemacht hat, läge die beste Rechtfertigung seines Wesens. Er wußte, daß ihn niemand so tief verstehe und kenne wie sie. »Als ich ihren Brief las,« schrieb er am 29. Juli 1826 an Varnhagen, »wars mir, als wär ich traumhaft im Schlafe aufgestanden und hätte mich vor den Spiegel gestellt und mit mir selbst gesprochen und mitunter etwas geprahlt.« Er bezweifelte nicht, daß Rahel auch sein Prahlen verstand. Er fügte hinzu: »Das Beste ist, ich brauche Frau von Varnhagen keine langen Briefe zu schreiben. Wenn sie nur weiß, daß ich lebe, so weiß sie auch, was ich fühle und denke.«

Im Saint-Simonismus fand Heine seinen Wunsch wieder, alle kleinlichen Bedenken abzuwerfen und in offenem Bekenntnis des Guten und Schlechten, des Starken und Schwachen der eigenen Seele das wahre

Heil zu suchen. Auf den Saint-Simonismus wies ihn ausdrücklich Rahel hin. Die Linien laufen an dieser Stelle von allen Seiten zusammen. Heine entpuppt sich dem unvoreingenommenen, über das Zufällige und Äußerliche wegblickenden Beobachter als Vorläufer und Vorkämpfer einer kommenden Adelsmenschheit, eines künftigen dritten Reiches, das Menschen von robustem Gewissen und starkem Gefühl ihres inneren Wertes erzeugen soll. Demut und Selbstkasteiung, das drückende Gefühl, daß die besten Kräfte, die im Innern des Menschen schlummern, einem überkommenen Ideal der Sittlichkeit aufgeopfert werden müssen, all diese Dinge, die uns anderen anerzogen sind, bilden den Gegenpol der Bestrebungen Heines, seiner Kampfgenossen und seiner Nachfolger, mögen sie Ibsen oder Nietzsche heißen. Daß es unsäglich schwer ist, eine neue Sittlichkeit zu begründen, daß dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, immer fremd und fremder Stoff sich andrängt, das hat Heine an sich erfahren und durch sein Leben und Wirken bestätigt. Menschliches, Allzumenschliches haftet auch bei Heine an der großen Idee, die er vertrat. Um so notwendiger ist es, nicht allein die Schwächen festzuhalten, sondern nach der großen Idee die Blicke zu lenken, die hinter seiner Persönlichkeit stand. Daß diese Idee auch in dem vorliegenden Fall keine volle und keine reine Verwirklichung gefunden hat, das teilt sie mit allen großen Ideen der Weltgeschichte.

Heines Entwicklung zerfällt in drei deutlich getrennte Abschnitte. Die Grenzen dieser Abschnitte sind durch die Übersiedlung nach Paris und durch die Erkrankung vom Jahre 1845, die Heine auf das Schmerzenslager der Matratzengruft warf, gekennzeichnet. Daß der Eintritt in das Pariser Leben die Bedeutung einer Epoche hat, ist längst anerkannt. Strodtmanns biographisches Werk, die Briefsammlungen von Karpeles und Daffis machen da einen starken Einschnitt. Die Zweiteilung von Heines Leben wurde zum erstenmal mit voller Absicht durch Legras in eine Dreiteilung umgewandelt: Jugend, Kampfesjahre, Agonie. Henri Lichtenbergers wertvolles Buch über den Denker Heine hebt die Gegensätze der beiden Pariser Phasen gleichfalls stark hervor.

Die Dreiteilung von Heines Leben entspricht einer Lieblingsform seiner Kunst: dem trilogischen Aufbau. Netoliczka bemerkte und Legras erwog ausführlich die Neigung Heines, Dichtungen als Triptychon anzulegen; Exposition, Krisis, Lösung sind die immer wiederkehrenden, stark hervorgehobenen Momente, die seinen Balladen ihre Form leihen. Dreiteilig sind »Almansor«, »Wallfahrt nach Kevlaar«, »Tragödie«, »Olaf«, »Tannhäuser«, »Apollogott«, »Dichter Firdusi«, »Vitzliputzli«. An der letztgenannten Dichtung zeigte besonders Helene Herrmann die trilogische Technik in ihren Feinheiten auf. Vielleicht ist es nicht allzu überspannt, den Namen Hegel, den Heine oft nennt, wo man ihn nicht erwartet, auch bei dieser Gelegenheit anzurufen. Hegel hatte den triadischen Rhythmus in alle Erscheinungen der Welt hineingetragen, er hatte seine Anhänger gewöhnt, in der Reihenfolge: Thesis, Antithesis, Synthesis zu denken. Unschwer

läßt sich zeigen, wie Heines Trilogien hegelisch von zwei starken Gegensätzen zu einem höheren Dritten weiterschreiten. Im »Tannhäuser«: erst Absage an Venus und Sehnsucht nach Entsühnung; dann wiedererwachte Sehnsucht nach Venus und Verdammung durch den Papst; endlich Heimkehr zur Geliebten und bittrer Spott über eine Gedankenwelt, in der die Freuden der Sinne Sünde heißen. In der »Wallfahrt nach Kevlaar«: der kranke Sohn und die gläubige Hoffnung der Mutter; dann der Wundertaumel von Kevlaar und die hoffnungs- und trostlose Klage des Kranken; endlich die Erlösung.
Unserem antimetaphysischen Zeitalter scheint es vielleicht unglaublich, daß ein Dichter sich in der Technik seiner Schöpfungen von den logischen Kategorien eines Philosophen habe bestimmen lassen. Dennoch werden wir uns, soll nicht der Vorwurf der Kurzsichtigkeit uns mit Recht treffen, entschließen müssen, solche und ähnliche Zusammenhänge zuzugeben. Sie spielen eine große Rolle in Hebbels Kunst; und auch für Hebbels Zeitgenossen Heine kann im Kreise der Berliner Hegelianer der triadische Rhythmus der Hegelschen Logik zu einer selbstverständlichen Denkform geworden sein. Die zwingende und lockende Macht der Hegelschen Triaden ist zu ihrer Zeit eine kulturhistorische Tatsache gewesen; und wenn sie auch bis an die Grenze der Zahlenmystik herangingen, so sind sie doch nicht einfach als Zahlenmystik abzutun.
Ja sogar ins Leben konnte die Wirkung dieser logischen Kategorien übergreifen. Schon zu der Zeit, da sich in Kant und Schiller die Lehre Hegels vorbereitete, zeigt sich in Schillers Dichten und Weltanschauung, in seiner ganzen Betrachtung mensch-

licher Verhältnisse eine machtvolle Neigung, alles Geschehen und alles Bestehen in zwei Gegensätze und ein vereinigendes Dritte einzuordnen. Heines Leben vollends als eine Hegelsche Trias zu deuten, ist leicht: die starken Gegensätze der Jugendjahre und der ersten Pariser Zeit, dann eine Umkehr, ein Zurück zu Vorstellungen und Anschauungen der Frühzeit, ein Widerruf, der doch zu einer gewissen Versöhnung führt.

Die Gegensätze der Jugendzeit und der ersten Pariser Jahre liegen auf der Hand. Heine vor Paris ist der Dichter des »Buches der Lieder« und der Tragödien, der Verfasser der »Reisebilder«, der Schüler Hegels, der deutsche Byron, der Weltschmerzdichter, der romantisch angehauchte Verwerter deutscher volksmäßiger Tanzreime und der Schöpfer der Nordseebilderform, der sternisierende Plauderer der »Reisebilder«, die von Politik und von Dichtung im Sinne der Revolutionsideen von 1789 sprechen, ohne ein festes Programm zu geben. Heine zu Paris findet im Saint-Simonismus die Gedanken, die er sucht und braucht, nicht ein politisches, sondern ein gesellschaftliches Programm, oder noch besser: eine neue Sittlichkeit, die seiner Künstlernatur zusagt. Diese neue Sittlichkeit tobt ihre Flegeljahre in den »Verschiedenen« und in den »Memoiren des Herrn von Schnabelewopski« aus, sie wird dann Grundstock der Gedankengebäude, in denen Heine den Franzosen die deutsche Geisteskultur genießbar machen will. Sie beherrscht auch Heines Feuilletons, die über französische Vorgänge nach Deutschland berichten, und bringt ihn in unversöhnlichen Gegensatz zu den asketischen Radikalen und Revolutionären, die in Paris eine deutsche Wieder-

holung der französischen Revolution anstreben, vor allem zu Börne. So wird sie auch Voraussetzung des »Atta Troll« und, in gewissem Sinne, des »Wintermärchens«. Doch dem pantheistischen Gottesleugnertum des Saint-Simonismus leistet Heine auf seiner letzten Entwicklungsstufe Absage; und damit beginnt die Lehre, auf der die geistige und künstlerische Arbeit der Pariser Kampfzeit ruht, in Heines Bewußtsein zu verbleichen. Ein bitterer Verzicht lag in dieser Abkehr: die Ansprüche auf Vergöttlichung des Menschen, die seit der ersten Berührung mit Hegels Philosophie in Heine lebendig waren, wurden endgiltig abgedankt. Die Wiederbelebung des religiösen Gefühls, das Zugeständnis, daß sein Pantheismus ein Irrtum gewesen war, führte ihn zwar nicht in konfessionelle Bande zurück; aber der neu anerkannte Gott stand dem strafenden und rächenden Jehova des Judentums weit näher als den Vorstellungen des Deismus. Schmerzlicher Pessimismus war die Folge der Bekehrung. Heines Lieblingswendung, daß das Schöne auf Erden keinen Bestand habe, ward immer bitterer und bitterer von ihm abgewandelt. Dennoch ist es wie eine Läuterung, was Heine jetzt durchlebt. Die Schlacken fallen ab. Reiner und reiner enthüllt sich sein Geist; das Irdische sinkt; und Heines Poesie dringt hinauf in Höhen voll Weihe und stiller Resignation.

Heines Jugend ist eine Vorbereitung auf Paris. Die Pariser Kampfjahre bringen Heine in die intimste Berührung mit Pariser Leben und Pariser Kultur. Die Krankheitsjahre lösen allmählich wieder auf, was den Dichter mit der Stadt, die der Stimmung seiner Mannesjahre in allem entgegenkam, verknüpft hatte.

Mehr und mehr beginnt er Paris als Exil zu empfinden.

Über diese Selbstverständlichkeiten hinaus ist es von Wert, die Vorbereitung der Übergänge von Periode zu Periode zu erwägen, wenn es gilt diese Perioden sauber abzugrenzen. Bei Heine kann geradezu von schweren Krisen gesprochen werden. Die Übersiedlung nach Paris war eine notgedrungene Flucht vor Mächten, die der unvorsichtige Zauberlehrling beschworen hatte und denen er nicht standhalten konnte; am wenigsten kommen revolutionäre Absichten Heines und ernste Gefahren, die aus politischen Voraussetzungen erwachsen wären, in Betracht.

Der traurige Schritt von gesunden und lebensfrohen Tagen in das Düster der Krankenstube bereitet sich gleichfalls langsam vor. Schwere Aufregungen, herbe Enttäuschungen, Angst und Not zermürben ihn, ehe die Krankheit hereinbricht. Eine Fülle von Symptomen kündet auch diese Krisis an. Politische Momente spielen diesmal eine weit wichtigere Rolle als in den Jahren 1830/31. Doch auch ihnen kommt eine entscheidende Stelle nicht zu.

Schon am 8. Juli 1826 bekannte Heine dem Freunde Moser, daß es ihn sehnlichst dränge, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen; minder die Lust des Wanderns als die Qual persönlicher Verhältnisse, z. B. der nie abzuwaschende Jude, treibe ihn von hinnen. »Wie tief begründet ist doch der Mythos des ewigen Juden! Im stillen Waldtal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Märchen, die Kleinen drücken sich ängstlicher an den Herd, draußen ist Nacht — das Posthorn tönt — Schacherjuden

fahren nach Leipzig zur Messe. – Wir, die wir die Helden des Märchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasieren.« Heines Taufe – sie lag damals wenig mehr als ein Jahr zurück – hatte also, das besagt das Bekenntnis, nichts gefruchtet. Am 14. Oktober verriet er auch Immermann seinen Plan, Deutschland auf immer zu verlassen. Doch die Fahrt nach England lieh ihm neuen Mut. Nachrichten über den Erfolg der »Reisebilder« hoben Heines Stimmung. Er ist sich jetzt bewußt, ungeheuren Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen zu haben; er glaubt, jetzt eine weitschallende Stimme zu besitzen. »Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte«, kündet er Moser am 9. Juni 1827 an. Daß er, nach der Heimkehr, erfährt, Goethe spreche mißfällig von ihm, ficht ihn nicht an; mit stolzen Worten weist er das Mißurteil Goethes von sich. Am 1. Dezember stellt er selbst voll Verwunderung fest, er hätte wirklich nicht geglaubt, schon so berühmt zu sein. Der Gedanke an Auswanderung scheint verschwunden. Übermütig fast, mindestens im Bewußtsein zu geben und nicht zu nehmen, betritt er den Boden Münchens. Schon am 1. April weiß er zu melden, er werde hier ernsthaft, fast deutsch. »Ich glaube, das tut das Bier«, setzt er ironisch hinzu. Den Dichtern Münchens gegenüber spielt er sich als Gönner auf. Er läßt sich herab, Michael Beer günstig zu besprechen; Eduard von Schenk, der Minister, möchte dem neugewonnenen Dichtergenossen eine Professur an der Universität zuschanzen. In hoffnungsvollster Stimmung fährt Heine im

Sommer nach Italien. Doch schon Anfang Oktober beschleichen ihn selber Zweifel an seinem Glück; und bald stellt sich heraus, daß seine Hoffnungen fehlschlagen. Die Münchner klerikalen Romantiker hatten alle Kräfte angespannt, um Heines Berufung zu verhindern. Damit beginnt die Krisis. Im Mai 1829 sitzt Heine wieder trostlos und rachebrütend in Potsdam. Er ist krank und elend; und wehmütig gedenkt er der Zeit, da er, berauscht von Übermut und Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte und große, wilde Taten träumte, durch die sein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, auf der der Schiffer des Abends am Herde von ihm erzählen sollte. Man ahnt: die Sommerwochen in Italien hatten in ihm, ehe der Zusammenbruch seiner kühnen Hoffnungen eintrat, die Zuversicht, Deutschlands Byron zu werden, aufs Höchste gesteigert. Das ist jetzt aber endgiltig vorbei: er ist zahm geworden, er möchte auf einer fernen Insel nur noch das Kätzchen sein, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Taten erzählt wird.

Doch noch immer hielt Heine die Stellung, die er sich in Deutschland gewonnen hatte, für weit stärker, als sie tatsächlich war. Er wollte mit seinen Feinden Abrechnung halten, er wollte vor allem in Platen die Clique treffen, die an seinen Münchner Enttäuschungen schuld war. Maßlos scharf antwortete er auf einen gewiß niedrigen und geschmacklosen Angriff Platens. Wenn irgendwo, paßt diesmal das oft gebrauchte Bild von dem Pfeil, der den unvorsichtigen Schützen selber trifft. Heine hatte weit überschätzt, was er sich schriftstellerisch gestatten durfte. Auf Widerspruch war er gefaßt, aber bald

mußte er merken, daß er sich seine Stellung innerhalb der deutschen Dichter- und Schriftstellerwelt fast ganz zernichtet habe. Seine Briefe von Ende 1829 bis Ende 1830 zeigen die allmählich heraufdämmernde Erkenntnis dieses Fehlgriffs. Mit sicherem Siegesgefühl zieht er in den Kampf, dann wartet er vergeblich auf einen merklichen Erfolg, dann beginnt er das Mißlingen zu ahnen, endlich kann er nur noch die Niederlage eingestehen und auf Entschuldigungen und Ausreden sinnen. Am 17. November 1829 meldet er triumphierend Immermann, der ihm ja als sein Bundesgenosse im Kampfe gegen Platen erscheinen mußte: »Gestern morgen habe ich den Grafen Platen ausgepeitscht und gestern abend Karl Immermann applaudiert.« Bald darauf erzählt er Immermann — schon zu seiner Selbstverteidigung, doch mit dem vollen Bewußtsein, recht gehandelt zu haben —, wie sehr er gereizt worden war von Platen, der ihm zu Dank verpflichtet gewesen sei. Von Moser erwartete er vollends keine Zustimmung; habe Moser doch in seinem wohlverschanzten Kontor keine Ahnung von den giftigen Pfeilen, die seit Jahr und Tag gegen Heine geschossen worden waren. Und so erlaubte er ihm, die strenge Gerechtigkeitspflege, die er gegen Platen ausgeübt, zu mißbilligen, um freilich hinterdrein über Mosers Mißbilligung empört zu sein. Dann erklärte trotzig ein Schreiben an Varnhagen vom 3. Januar 1830: »Ich verlange kein Lob, und weiß, daß Tadel ungerecht wäre. Ich habe getan, was meines Amtes war. Mag die Folge sein, was da will.« Schon weiß Heine, daß Mitleid für Platen erwache, daß man sage, er hätte Platen nicht so stark treffen sollen. Er tröstet sich: das sei immer so bei Exekutionen. Dennoch ist seine

Stimmung nunmehr wesentlich gesunken. »Wie trübe beginnt dieses Jahr, wie beängstigend!« klagt er. Der Kopf dumpf, die Brust voll widerwärtigem Schmerz, von tausend Verdrießlichkeiten umringt: so schreibt er den Brief. Er sieht sich veranlaßt, nach Hilfstruppen Umschau zu halten. Denn es regnet in Hamburg Schmähaufsätze über sein Buch; seine Feinde seien zwar uneinig, ob er geköpft oder gespießt werden solle, aber in der Hauptsache seien sie einig, nämlich ihn umzubringen ‹an Friederike Robert, 15. Januar 1830›. Am 4. Februar weiß er, daß er sich unsäglich geschadet und auch das bessere Publikum verletzt habe. Schon ist er betroffen über Immermanns Schweigen und gibt ihm mit deutlicher Absicht zu verstehen, daß er auch um seinetwillen gegen Platen sein Schwert geschwungen habe. Immermann scheint dann diplomatisch mehr oder minder zustimmend geantwortet und die Möglichkeit erwogen zu haben, ob nicht ein Unbeteiligter für Heine auftreten könne. Heine erwidert am 14. März, Immermann möge eine tüchtige Feder für das Buch gewinnen. »Es könnte not tun; im Süden, höre ich, rüstet man sich.« Er setzt trotzig hinzu: »Was gehts mich an! Ich habe meine Schuldigkeit getan.« Am 5. April weiß er, daß er, trotz Platens Stillschweigen, sich keiner gänzlichen Sorglosigkeit hingeben dürfe. Und wenn ihm auch schon am 10. August das Ganze wie ein literarisches Märchen erscheint, so muß er doch wieder am 9. Dezember sich brieflich gegen Einwände Menzels rechtfertigen: »Just Wolfgang Menzel weiß besser als jeder andere, daß Satire durchaus persönlich sein muß . . . wissen Sie doch sehr gut, daß ich mit den Haaren dazu gezwungen worden und ich nicht für meine Person,

sondern für die Ideen, mit denen ich mich identifiziert, gegen den unflätigsten Geburtsdünkel das Schwert ergriffen.«

Wie eine Erlösung wirkte auf Heine das mächtige politische Ungewitter vom Juli 1830. Er sah sich über die Misere, in die er sich hineinverirrt hatte, emporgehoben zu Menschheitsfragen, die ihm wichtiger und wichtiger werden sollten. Sehr bemerkenswert ist, was er am 19. November Varnhagen über sich zu berichten hat: »Wie es Vögel gibt, die irgend eine physische Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Überschwemmungen, vorausahnen, so gibts Menschen, denen die sozialen Revolutionen sich im Gemüt voraus ankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und seltsam stockend zu Mute wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zustand bis zum Ende Juli. Ich befand mich frisch und gesund und konnte nichts treiben als Revolutionsgeschichte, Tag und Nacht. Zwei Monat badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, wars mir, als verstände sich das von selbst, als sei es nur eine Fortsetzung meiner Studien.« Eine Selbsttäuschung des erlöst Aufatmenden, die aus seiner Stimmung leicht sich erklärt! Die bösen Früchte, die der Angriff auf Platen trug, hatten in Heine den Eindruck verstärkt, daß er ein Opfer der Adeligen und Klerikalen Bayerns sei. Er war überzeugt, sein Freund Schenk habe ihn den Jesuiten sakrifiziert ‹an Varnhagen, 1. April 1831›. Das war die rechte Stimmung, Revolutionsgeschichte zu treiben und sich in die Geschichte des französischen Umsturzes zu versenken. Wenn ihm dabei lähmend, betäubend und seltsam stockend zumute war, so lag die Ursache nicht an kommenden, sondern an vergangenen und

noch bestehenden Zuständen, die er selber sich geschaffen hatte. Konnte ihm da etwas Befreienderes widerfahren, als eine Bestätigung seiner revolutionären Anwandlungen durch die revolutionären Taten des Juli 1830? Die wechselnden Stimmungen, die angesichts des Hin und Her der politischen Vorgänge dann noch bis zu seiner Abreise in Heine sich abspielten, schildert sein Brief an Varnhagen vom 1. April 1831. »Was jetzt?« fragt er; und er antwortet: »Jetzt glaube ich an neue Rückschritte, bin voller schlechten Prophezeiungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen.« Bald darauf war sein Traum Wirklichkeit geworden.

Die innere Befreiung, die Heine in Paris suchte, ist ihm denn auch in vollstem Maße zugefallen. Nach den niederdrückenden und entmutigenden Vorstellungen, die Heines letzte deutsche Zeit bedrängen, klingt es wie Jubelfanfaren in seinen ersten Pariser Briefen. Am 27. Juni 1831 schreibt er in noch ganz ungebrochener Freude über die neue Umgebung an Varnhagen: »Es kann mir hier nicht schlechter gehn, wie in der Heimat, wo ich nichts als Kampf und Not habe, wo ich nicht sicher schlafen kann, wo man mir alle Lebensquellen vergiftet. Hier freilich ertrinke ich im Strudel der Begebenheiten, der Tageswellen, der brausenden Revolution; obendrein bestehe ich jetzt ganz aus Phosphor, und während ich in einem wilden Menschenmeer ertrinke, verbrenne ich auch durch meine eigene Natur.« Noch viel enthusiastischer klingt ein Brief an Hiller vom

24. Oktober 1832: »Fragt Sie jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: ,Wie ein Fisch im Wasser', oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den andern nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: ,Ich befinde mich wie Heine in Paris'.« Die Sorgen, die Heine zuletzt auf deutschem Boden gequält hatten, klingen nur noch beiläufig an. Ein Schreiben an Immermann vom 19. Dezember 1832 bringt sie ihm wieder ins Gedächtnis; aber er weiß sich im sicheren Hafen geborgen. Er spricht von der »süddeutschen mauvaise foi«, von den »Münchener Tendenzen« und will ihnen entgegenarbeiten. Er ist sich bewußt, daß Paris eine gute Tribüne für diesen Zweck sei. Auch diesen Sorgen, die allmählich aus seinem Bewußtsein verschwinden, erstand in Paris ihre beste Erledigung. In der »Romantischen Schule« und in dem Buche »Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland« rechnete er mit den Münchener Klerikalen ab, in fester und sicherer Überzeugung, daß sie ihm fortan nichts anhaben konnten. »Es sind«, heißt es am Schlusse der ,Romantischen Schule ,von 'jenen deplorablen Gesellen', »die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Gesindel, heuchlerisch, verlogen und von unüberwindlicher Feigheit. Das zischelt in Berlin, das zischelt in München, und während du auf dem Boulevard Mont-Martre wandelst, fühlst du plötzlich den Stich in der Ferse. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es ist die Partei der Lüge, es sind die Schergen des Despotismus und die Restauratoren aller Misere, aller Greul und Narretei der Vergangenheit.«

Die Voraussetzungen der Übersiedlung nach Paris sind

im wesentlichen unhaltbar gewordene äußere Verhältnisse und die unabweisbare Notwendigkeit, den deutschen Boden zu verlassen, der für Heine zu heiß geworden war. Die Voraussetzung der letzten Wandlung Heines, seiner Bekehrung, ist im wesentlichen die Erkrankung. Doch ehe das immer beschwerlichere Augenleiden zu lähmenden Krämpfen geführt hatte und ehe noch Heine ahnen konnte, daß er jahrelang ans Krankenlager gefesselt sein sollte, wurde er durch die leidige Erbschaftsangelegenheit, durch die schlimmen Streiche, die seine Hamburger Verwandten ihm spielten, völlig aus seinem seelischen Gleichgewicht gehoben. Am 1. Oktober 1845 schreibt er an Campe: »Man hat sich schrecklich an mir versündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder gesund sprudelt. Ein tieferer Ernst, ein unklarer Ungestüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigentümlich furchtbare Ausbrüche gestattet in Prosa und Versen – aber das ist doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einst süßestes Leben, jetzt Verdüsterung und Todeslust.«

Die Klage, daß er nicht länger in der Stimmung sei, heitere Bärenjagden und Wintermärchen zu schreiben, kehrt fortan mehrfach wieder. Todesgedanken stellen sich ein, aber noch kann er sich mit dem holdseligen Bewußtsein trösten, ein schönes Leben geführt zu haben. Die Februartage 1848 aber treffen in Heine schon einen gebrochenen Menschen, der an sie keine Hoffnungen weiter knüpfen kann. »Der Spektakel hat mich physisch und moralisch sehr heruntergebracht. Ich bin so entmutigt, wie ich es noch nie

war. Will jetzt ganz ruhig leben und mich um nichts mehr bekümmern. Mitten in der Krisis meiner Kur ging der Lärm los, und nicht bloß Geld, sondern auch Gesundheit habe ich eingebüßt. – Sollten sich hier die Sachen, wie ich fürchte, noch düsterer gestalten, so gehe ich fort, mit meiner Frau, oder auch allein. Bin sehr verdrießlich. – In Deutschland muß es auch nicht angenehm zugehen, und dahin hab ich auch kein großes Begehr.« So klagt er ‹am 30. März 1848› der Mutter. Heine, der einst als Tribun sozialer Bestrebungen das Bourgeoistum der Julimonarchie bespöttelt hatte, fühlt jetzt fast wie ein Bourgeois; er ist um ein paar Groschen ängstlich besorgt. Die Revolution hatte ihn nicht nur die Pension gekostet, die ihm von der Regierung Ludwig Philipps ausgezahlt worden war; sie hatte auch die Tatsache dieser Pension der Welt enthüllt und Heines öffentliches Ansehen durch diese Enthüllung schwer geschädigt. Ende Mai setzte obendrein die Lähmung mit aller Stärke ein. In dieser Lage widert ihn das »Weltrevolutionsgepolter«, der »miserable Moment«, die »Universalanarchie«, das »Weltkuddelmuddel«, der »sichtbar gewordene Gotteswahnsinn« an. Am 3. Dezember beichtet er seinem Bruder Max, durch die Beeinträchtigung seiner Sehkraft und die Bettlägerigkeit sei in ihm eine Weinerlichkeit und Seufzerei aufgekommen, die seiner innersten Natur fremd sei und die ihn als ein unheimliches Phänomen noch extra ängstige. »Es darf Dich nicht wunder nehmen, wenn eines frühen Morgens meine Muse als Betschwester Dir entgegentritt. In meinen schlaflosen Marternächten verfasse ich sehr schöne Gebete, die ich aber doch nicht niederschreiben lasse, und die alle an einen sehr be-

stimmten Gott, den Gott unserer Väter, gerichtet sind.« Der Brief an Mignet vom 17. Januar 1849 gesteht ebenso offen ein: »J'ai déserté l'athéisme allemand, et je suis à la veille de rentrer dans le giron des croyances les plus banales.« Am 16. April war vollends in der Augsburger Allgemeinen Zeitung für jedermann Heines Erklärung zu lesen, daß wie sein Nervensystem auch sein Gedankensystem bedenklich erschüttert sei. »In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte.« »Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der ‚freieste Deutsche nach Goethe', wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich Weimarschen Jupiters erteilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!« Nun sagt Heine nicht länger »die Götter«, nur noch »der liebe Gott«. Lediglich gegen übertriebene Auslegung dieser »Bekehrung«, gegen das Gerücht, er sei »ein frommes Lämmlein« geworden, nimmt er Stellung. Am 12. Oktober 1850 scherzt er noch wehmütig, wenn er auch an einen Gott glaube, so glaube er doch manchmal nicht an einen guten Gott. »Welch ein gutmütiger und liebenswürdiger Gott war ich in meiner Jugend, als ich mich durch Hegels

Gnade zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen!« Schärfer heißt es am 21. August 1851, er kenne jetzt die Geier Gottes und habe allen Respekt vor ihnen. Zieht er fortan das Fazit seines Lebens, so klingt es viel wehmütiger als einst. Nicht weiter tröstet ihn – wie noch im Jahre 1846 – das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben. Am 3. Dezember 1853 gesteht er sogar seiner Mutter, der er sonst gern das Bitterste erspart: »Es ist mir nichts geglückt in dieser Welt, aber es hätte mir doch noch schlimmer gehen können. So trösten sich halb geprügelte Hunde.«

Zu allem körperlichen und seelischen Leid kam noch das Bewußtsein hinzu, ein neues Geschlecht wachse heran, das ihn überhole. Heines Stolz war gewesen, an der Spitze der Kultur zu marschieren. War eine neue Richtung aufgekommen, so hatte er sie sich angeeignet oder er war über sie hinausgeschritten. Jetzt weiß er, daß er hinter anderen zurückbleiben muß. Er fühlt sich abgetan und überholt. Er übergibt dem blendendsten und bestechendsten Vertreter der neuen Generation, Ferdinand Lassalle, seinen Speer, bewußt, daß er ihm selbst zu schwer geworden sei. Wehmütig zeichnet der Brief an Varnhagen vom 3. Januar 1846 diese Stimmungen; ein besiegter Fechter neigt vor dem Sieger und Manne der Zukunft sein Haupt und tröstet sich mit dem Gedanken, daß mit ihm auch andere, vor allem der Empfänger des Briefes, auf den Altenteil gesetzt sind: »Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch

vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen, und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen mich herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den »Atta Troll«, den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert und erschrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!«

Die klare und scharfe Gliederung, die Heines Entwicklung, Weltanschauung und Lebensarbeit durch die beiden Einschnitte, die Übersiedlung nach Paris und die Erkrankung, gewinnt, legt nahe, auch Heines schriftstellerische Leistung in trilogischer Trennung anzuordnen. Eine Trilogie ist sein Leben; und leicht enthüllt sich sein Werk dem aufmerksamen Beschauer als ein Triptychon.

Heine hat selbst eine Gesamtausgabe seiner Schriften nicht veranstalten können. Der Gedanke an eine Gesamtausgabe zieht sich allerdings von 1837 bis 1852 durch Heines Briefe; die Hauptschuld, daß sie

nicht vor Heines Tod zustande gekommen ist, fällt Campe zur Last. Wir besitzen sogar in Heines Briefen an Campe genau und sauber ausgearbeitete Verteilungen des gesamten Stoffes auf die geplante Bändezahl. So läge es nahe, einfach die von Heine angeordnete Reihenfolge zu übernehmen. Heine selbst war sich bewußt, durch seine brieflichen Bestimmungen vorgesorgt zu haben, daß, wenn er vor dem Druck abschiede, das ganze Werk nicht durch dieses Hinscheiden benachteiligt würde.

Noch mehr: Heine war überzeugt, eine glückliche Hand in Fragen der Disposition zu besitzen. Am 18. März 1852 versicherte er dem Verleger: »Sie wissen, wie der ordnende Geist zu meinen Haupteigenschaften gehört. Sie werden es noch jüngst bei der Herausgabe des ‚Romanzero' bemerkt haben, der gewiß unendlich verloren hätte, wenn ich nicht der äußeren Anordnung viel Zeit und Nachdenken schenkte. Die Gedichtesammlung so vieler deutschen Dichter würde das Publikum mehr anziehen, wenn sie nicht durch Anarchie der Anordnung den barbarischen Geist ihrer Verfasser verriete.« Am 12. August 1852 wiederholt er, bei anderer Gelegenheit: »Sie wissen, ich bin ein großer Meister in der Anordnung.«

Allein als Heine die Reihenfolge seiner Gesamtwerke zu bestimmen begann, war er zu einem Abschluß des Schaffens noch nicht gekommen, und er hatte auch noch keinen vollen Überblick über die einzelnen Phasen seiner Entwicklung, vor allem über die letzte und deren Verhältnis zu den beiden ersten. Denn am 12. November 1846 schon entwarf ein Brief an Campe den Plan der Gesamtausgabe. Zweimal, am 7. Juni 1848 und am 22. März 1852, änderte

Heine den Plan ab. Zum Teil lag für ihn die Schwierigkeit in der Verteilung des Stoffes auf eine sehr große Anzahl von kleinen Bänden. Sie zwang ihn, aus Raumrücksichten Arbeiten in einen Band zusammenzuwerfen, die wenig miteinander gemein haben, und größere Arbeiten auf mehrere Bände zu verteilen.

Eine kleinere Anzahl größerer Bände braucht mit dieser Schwierigkeit nicht zu rechnen. In dem dritten Plane ⟨von 1852⟩ merkt Heine selbst an, was alles dem Prinzip der kleinen Bände zum Opfer fallen mußte: die »Romantische Schule« übertraf den Umfang eines solchen Bandes; darum sollte ausgelassen werden, »was eigentlich eine Vorrede bilden sollte und am Ende des Buches enthalten ist; es ist nämlich das Stück, welches mit der Totenbeschau des Leichnams Karl des Großen anfängt«. Die Diatribe gegen Cousin sollte in einem späteren Bande gegeben werden. Zwei Bände der Gesamtausgabe bezeichnete er hier selbst als »Kuddelmuddel«, der zweite werde »wohl die Rumpelkammer der Sammlung bilden«. Dabei sollten diese Bände die »Lutezia« enthalten, die damals noch nicht zu einem Ganzen redigiert war und deren Umfang Heine wesentlich niedriger ansetzte, als er später ausgefallen ist.

Dennoch ist aus den drei Plänen manches zu lernen; und es wäre töricht, diese Lehren in den Wind zu schlagen. Eine wichtige Verschiebung vollzieht sich vom ersten zum zweiten Plan; der dritte übernimmt sie. Anfangs waren Heines Dichtungen in gebundener Rede über die ganze Ausgabe verteilt; dann rücken sie fast alle am Ende zusammen, nur die Dramen stehen bald näher, bald ferner. Strodtmanns Edition von 1861—66, die erste vollständige Aus-

gabe von Heines Werken, vereinigte alle Schriften in gebundener Rede in den letzten Bänden; Elster brachte sie als erster an den Anfang und folgte mit dieser Maßnahme dem Brauche unserer Zeit. Wir tun desgleichen.

Eine weitere Veränderung der Pläne zielt auf immer strengere Beobachtung der chronologischen Reihenfolge. Im ersten Plan stehen die »Französischen Zustände« noch hinter der »Romantischen Schule« und der Schrift »Zur Geschichte der Religion und Philosophie«, im zweiten und dritten ist das Entstehungsdatum aus der Anordnung besser zu erkennen. Sehr wichtig ist ferner, daß alle Pläne den »Salon« in seine einzelnen Bestandteile auflösen, während natürlich die »Vermischten Schriften« von 1854 überhaupt nicht in den Plänen erscheinen, da sie noch nicht als Ganzes existierten, als Heine die Pläne entwarf. Um so mehr ist unsere Ausgabe berechtigt, die chronologische Reihenfolge durchzuführen und beide Sammlungen aufzuteilen. Gegen das chronologische Prinzip verging Strodtmann sich am stärksten. Elster behält »Salon« und »Vermischte Schriften« als Ganze bei.

Endlich scheidet — und auch hierin folgen wir einer Tendenz, die sich in den drei Plänen mit zunehmender Deutlichkeit weist — unsere Ausgabe nicht zwischen Dichtungen in ungebundener Rede und Aufsätzen oder Büchern politischen, wissenschaftlichen, kunstkritischen Inhalts. Ja sie ordnet dieser Gruppe auch Heines Faustprogramm und die »Göttin Diana« ein. Andere Ausgaben versuchen sich in stofflichen und formellen Scheidungen, die das Nacheinander von Heines Schriften verwischen. Wir kehren zu Heines Grundsätzen auch da zurück.

Das Nacheinander, der Entwicklungsgang von Heines Kunst, der in gebundener wie in ungebundener Rede sich gleichmäßig kundgibt, ist unser Hauptgesichtspunkt. Daß Heine sich dieses Nacheinanders vollkommen bewußt war, daß er es in der Anordnung seiner Werke zur Geltung zu bringen verstand, bezeugt die wesentlich chronologische Reihenfolge des endgiltigen Planes der Gesamtausgabe, bezeugt noch mehr die Redaktion der beiden Sammelwerke seiner Jugend, des »Buches der Lieder« und der »Reisebilder«. Die Zusammenstellung seiner Jugendlyrik, das Werk, das Heine berühmt gemacht hat, das »Buch der Lieder«, bringt in seinen fünf Gruppen »Junge Leiden«, »Lyrisches Intermezzo«, »Die Heimkehr«, »Aus der Harzreise«, »Die Nordsee« nach zeitlicher Folge die Zyklen so, wie sie einer nach dem anderen als einzelne Veröffentlichungen vorher erschienen waren. Den »Reisebildern« schrieb ihr allmähliches Erscheinen schon das zeitliche Nacheinander vor. Doch auch als Heine sie für die französische Ausgabe letzter Hand redigierte, die 1856 (nicht 1858, wie meist behauptet wird) bei Michel Lévy Frères erschien (es war seine letzte Arbeit, und er hat, nach seinen Briefen an den Verleger, die Korrekturen zum Teil selbst noch eingesehen): da kam das chronologische Prinzip fast ganz zur Durchführung. Diese Ausgabe bringt am Schlusse noch die »Florentinischen Nächte« und wird auch um ihretwillen dem Grundsatze der zeitlichen Reihenfolge nicht untreu; wohl aber an anderer Stelle: sichtlich aus Gründen des Raumes wurde »Schnabelewopski« nicht an das Ende des zweiten Bandes vor die »Florentinischen Nächte« gestellt, sondern an das

Ende des ersten. »Schnabelewopski« schließt sich da an die englischen Reisebilder an.

Diese Erwägungen und Beobachtungen deuten auf mehr als nur auf bibliographische und bibliophile Interessen. Wer das zeitliche Fortschreiten in Heines Schriftstellerei und das in Heine waltende volle Bewußtsein dieses Fortschreitens ins Auge faßt, dem offenbart sich eine neue Seite von Heines Kunst und von Heines innerstem Wesen. Derselbe Dichter, der als Mensch in eine unabsehbare Fülle einzelner, kaum vereinbarer Momente sich aufzulösen, dessen geistige und seelische Existenz in tausend, stets wechselnden Farben zu schillern scheint, besitzt in seinem Schaffen eine strenge und unverkennbare Einheit und Folgerichtigkeit der Entwicklung. Diese Einheit schließt starke Gegensätze der künstlerischen Form und des ideellen Gehaltes nicht aus; doch nicht willkürlich, sondern mit organischer Notwendigkeit entwickelt sich eine Phase folgerichtig aus der andern. Nicht ziellos flattert die Kunst und das Denken Heines hin und her. Die weite Flugbahn läßt ihn dann freilich zuletzt an einer Stelle landen, die von dem Ausgangspunkte weit abliegt.

Der Reiz und der eigentümlichste Zug Heines ist mithin erstlich eine reiche, allseitige Beweglichkeit; sie ist das Ergebnis seiner reizsamen seelischen Anlage. Zweitens aber eine trotz alledem unverkennbare, starke innere Notwendigkeit der Entfaltung.

Unsere Ausgabe sucht der Folgerichtigkeit von Heines geistiger und künstlerischer Entwicklung gerecht zu werden, indem sie ebenso die Dichtungen in gebundener wie die Schriften in ungebundener Rede chronologisch anordnet; nicht peinlich und nicht ängstlich, aber in dem Wesentlichsten genau.

Sie scheidet ferner da wie dort die drei Entwicklungsstufen: Jugend, Pariser Kampfjahre und Zeit der letzten großen Krankheit. Die Gegensätze, die in Heines Wesen Platz fanden, kommen damit in ihrer richtigsten Erscheinungsform, zugleich aber auch in ihrer notwendigsten und historisch berechtigtsten Äußerung dem Leser unserer Ausgabe zum Bewußtsein. Wer diese Ausgabe von Anfang bis zu Ende durchliest, wird den Eindruck gewinnen, daß er den Ablauf einer Entwicklung voll strenger Gesetzlichkeit miterlebt; er kann dennoch immer auch den impressionistisch wandlungsreichen, jeder Vereinheitlichung spottenden Reichtum wechselnder Stimmungen Heines Blatt für Blatt mitgenießen.

Buch der Lieder

Vorrede zur dritten Auflage

Das ist der alte Märchenwald!
Es duftet die Lindenblüte!
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüte.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Erklang es in der Höhe.
Das ist die Nachtigall, sie singt
Von Lieb und Liebeswehe.

Sie singt von Lieb und Liebesweh,
Von Tränen und von Lachen,
Sie jubelt so traurig, sie schluchzet so froh,
Vergessene Träume erwachen. –

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Da sah ich vor mir liegen,
Auf freiem Platz, ein großes Schloß
Die Giebel hoch aufstiegen.

Verschlossene Fenster, überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es schien, als wohne der stille Tod
In diesen öden Mauern.

Dort vor dem Tor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw,
Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Ein schönes Weib! Der weiße Blick,
Er sprach von wildem Begehren;
Die stummen Lippen wölbten sich
Und lächelten stilles Gewähren.

Die Nachtigall, sie sang so süß –
Ich konnt nicht widerstehen –
Und als ich küßte das holde Gesicht,
Da wars um mich geschehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen –
Sie trank meiner Küsse lodernde Glut
Mit Dürsten und mit Lechzen.

Sie trank mir fast den Odem aus –
Und endlich, wollustheischend,
Umschlang sie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleischend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang: »O schöne Sphinx!
O Liebe! was soll es bedeuten,
Daß du vermischest mit Todesqual
All deine Seligkeiten?

»O schöne Sphinx! O löse mir
Das Rätsel, das wunderbare!
Ich hab darüber nachgedacht
Schon manche tausend Jahre.«

Das hätte ich alles sehr gut in guter Prosa sagen können . . . Wenn man aber die alten Gedichte wieder durchliest, um ihnen, behufs eines erneueten Abdrucks, einige Nachfeile zu erteilen, dann überschleicht einen unversehens die klingelnde Gewohn-

heit des Reims und Silbenfalls, und siehe! es sind Verse, womit ich die dritte Auflage des Buchs der Lieder eröffne. O Phöbus Apollo! sind diese Verse schlecht, so wirst du mir gern verzeihen ... Denn du bist ein allwissender Gott, und du weißt sehr gut, warum ich mich seit so vielen Jahren nicht mehr vorzugsweise mit Maß und Gleichklang der Wörter beschäftigen konnte ... Du weißt, warum die Flamme, die einst in brillanten Feuerwerkspielen die Welt ergötzte, plötzlich zu weit ernsteren Bränden verwendet werden mußte ... Du weißt, warum sie jetzt in schweigender Glut mein Herz verzehrt ... Du verstehst mich, großer schöner Gott, der du ebenfalls die goldene Leier zuweilen vertauschtest mit dem starken Bogen und den tödlichen Pfeilen ... Erinnerst du dich auch noch des Marsyas, den du lebendig geschunden? Es ist schon lange her, und ein ähnliches Beispiel tät wieder not ... Du lächelst, o mein ewiger Vater!

Geschrieben zu Paris den 20. Februar 1839.

Heinrich Heine.

Junge Leiden
1817 – 1821

Traumbilder

I

Mir träumte einst von wildem Liebesglühn,
Von hübschen Locken, Myrten und Resede,
Von süßen Lippen und von bittrer Rede,
Von düstrer Lieder düstern Melodien.

Verblichen und verweht sind längst die Träume,
Verweht ist gar mein liebstes Traumgebild!
Geblieben ist mir nur, was glutenwild
Ich einst gegossen hab in weiche Reime.

Du bliebst, verwaistes Lied! Verweh jetzt auch,
Und such das Traumbild, das mir längst entschwunden,
Und grüß es mir, wenn du es aufgefunden —
Dem luftgen Schatten send ich luftgen Hauch.

II

Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
Ergötzte und erschreckte mich.
Noch schwebt mir vor manch grausig Bild,
Und in dem Herzen wogt es wild.

Das war ein Garten, wunderschön,
Da wollt ich lustig mich ergehn;
Viel schöne Blumen sahn mich an,
Ich hatte meine Freude dran.

Es zwitscherten die Vögelein
Viel muntre Liebesmelodein;
Die Sonne rot, von Gold umstrahlt,
Die Blumen lustig bunt bemalt.

Viel Balsamduft aus Kräutern rinnt,
Die Lüfte wehen lieb und lind;
Und alles schimmert, alles lacht,
Und zeigt mir freundlich seine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland
Ein klarer Marmorbrunnen stand;
Da schaut ich eine schöne Maid,
Die emsig wusch ein weißes Kleid.

Die Wänglein süß, die Äuglein mild,
Ein blondgelocktes Heilgenbild;
Und wie ich schau, die Maid ich fand
So fremd und doch so wohlbekannt.

Die schöne Maid, die sputet sich,
Sie summt ein Lied gar wunderlich:
»Rinne, rinne, Wässerlein,
Wasche mir das Linnen rein.«

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Für wen ist dieses weiße Kleid?

Da sprach sie schnell: Sei bald bereit,
Ich wasche dir dein Totenkleid!
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum. –

Und fortgezaubert stand ich bald
In einem düstern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan;
Ich stand erstaunt und sann und sann.

Und horch! welch dumpfer Widerhall!
Wie ferner Äxtenschläge Schall;
Ich eil durch Busch und Wildnis fort,
Und komm an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
Da stand ein großer Eichenbaum;
Und sieh! mein Mägdlein wundersam
Haut mit dem Beil den Eichenstamm.

Und Schlag auf Schlag, und sonder Weil,
Summt sie ein Lied und schwingt das Beil:
»Eisen blink, Eisen blank,
Zimmre hurtig Eichenschrank.«

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wundersüßes Mägdelein,
Wem zimmerst du den Eichenschrein?

Da sprach sie schnell: Die Zeit ist karg,
Ich zimmre deinen Totensarg!
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum. –

Es lag so bleich, es lag so weit
Ringsum nur kahle, kahle Heid;
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und heimlich schaudernd stand ich da.

Und nun ich eben fürder schweif,
Gewahr ich einen weißen Streif;
Ich eilt drauf zu, und eilt und stand,
Und sieh! die schöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid stand weiße Maid,
Grub tief die Erd mit Grabescheit.
Kaum wagt ich noch sie anzuschaun,
Sie war so schön und doch ein Graun.

Die schöne Maid, die sputet sich,
Sie summt ein Lied gar wunderlich:
»Spaten, Spaten, scharf und breit,
Schaufle Grube tief und weit.«

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Was diese Grube hier bedeut't?

Da sprach sie schnell: »Sei still, ich hab
Geschaufelt dir ein kühles Grab.«
Und als so sprach die schöne Maid,
Da öffnet sich die Grube weit;

Und als ich in die Grube schaut,
Ein kalter Schauer mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht
Stürzt ich hinein – und bin erwacht.

III

Im nächtgen Traum hab ich mich selbst geschaut,
In schwarzem Galafrack und seidner Weste,
Manschetten an der Hand, als gings zum Feste,
Und vor mir stand mein Liebchen, süß und traut.
Ich beugte mich und sagte: »Sind Sie Braut?
Ei! ei! so gratulier ich, meine Beste!«
Doch fast die Kehle mir zusammenpreßte
Der langgezogne, vornehm kalte Laut.
Und bittre Tränen plötzlich sich ergossen
Aus Liebchens Augen, und in Tränenwogen
Ist mir das holde Bildnis fast zerflossen.
O süße Augen, fromme Liebessterne,
Obschon ihr mir im Wachen oft gelogen,
Und auch im Traum, glaub ich euch dennoch gerne!

IV

Im Traum sah ich ein Männchen klein und putzig,
Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit,
Trug weiße Wäsche und ein feines Kleid,
Inwendig aber war es grob und schmutzig.
Inwendig war es jämmerlich, nichtsnutzig,
Jedoch von außen voller Würdigkeit;
Von der Courage sprach es lang und breit,
Und tat sogar recht trutzig und recht stutzig.
»Und weißt du, wer das ist? Komm her und schau!«
So sprach der Traumgott, und er zeigt' mir schlau
Die Bilderflut in eines Spiegels Rahmen.
Vor einem Altar stand das Männchen da,
Mein Lieb daneben, beide sprachen: Ja!
Und tausend Teufel riefen lachend: Amen!

V

Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Glut?
Es kocht mein Blut und schäumt und gärt,
Und grimme Glut mein Herz verzehrt.

Das Blut ist toll, und gärt und schäumt,
Weil ich den bösen Traum geträumt;
Es kam der finstre Sohn der Nacht,
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus
Und Fackelglanz und Kerzenschein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein lustig Hochzeitfest;
Zu Tafel saßen froh die Gäst.
Und wie ich nach dem Brautpaar schaut —
O weh! mein Liebchen war die Braut.

Das war mein Liebchen wunnesam,
Ein fremder Mann war Bräutigam;
Dicht hinterm Ehrenstuhl der Braut,
Da blieb ich stehn, gab keinen Laut.

Es rauscht Musik — gar still stand ich;
Der Freudenlärm betrübte mich.
Die Braut, sie blickt so hochbeglückt,
Der Bräutgam ihre Hände drückt.

Der Bräutgam füllt den Becher sein,
Und trinkt daraus, und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; sie lächelt Dank —
O weh! mein rotes Blut sie trank.

Die Braut ein hübsches Äpflein nahm,
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm sein Messer, schnitt hinein, –
O weh! das war das Herze mein.

Sie äugeln süß, sie äugeln lang,
Der Bräutgam kühn die Braut umschlang,
Und küßt sie auf die Wangen rot, –
O weh! mich küßt der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung im Mund,
Daß ich kein Wörtlein sprechen kunt.
Da rauscht es auf, der Tanz begann;
Das schmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich stand so leichenstumm,
Die Tänzer schweben flink herum; –
Ein leises Wort der Bräutgam spricht,
Die Braut wird rot, doch zürnt sie nicht. – –

VI

Im süßen Traum, bei stiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht, die Liebste mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein.

Ich schau sie an, das holde Bild!
Ich schau sie an, sie lächelt mild,
Und lächelt, bis das Herz mir schwoll,
Und stürmisch kühn das Wort entquoll:

»Nimm hin, nimm alles was ich hab,
Mein Liebstes tret ich gern dir ab,
Dürft ich dafür dein Buhle sein,
Von Mitternacht bis Hahnenschrein.«

Da staunt' mich an gar seltsamlich,
So lieb, so weh und inniglich,
Und sprach zu mir die schöne Maid:
O, gib mir deine Seligkeit!

»Mein Leben süß, mein junges Blut,
Gäb ich, mit Freud und wohlgemut,
Für dich, o Mädchen engelgleich –
Doch nimmermehr das Himmelreich.«

Wohl braust hervor mein rasches Wort,
Doch blühet schöner immerfort,
Und immer spricht die schöne Maid:
O, gib mir deine Seligkeit!

Dumpf dröhnt dies Wort mir ins Gehör,
Und schleudert mir ein Glutenmeer
Wohl in der Seele tiefsten Raum;
Ich atme schwer, ich atme kaum. –

Das waren weiße Engelein,
Umglänzt von goldnem Glorienschein;
Nun aber stürmte wild herauf
Ein greulich schwarzer Koboldhauf.

Die rangen mit den Engelein,
Und drängten fort die Engelein;
Und endlich auch die schwarze Schar
In Nebelduft zerronnen war. –

Ich aber wollt in Lust vergehn,
Ich hielt im Arm mein Liebchen schön;
Sie schmiegt sich an mich wie ein Reh,
Doch weint sie auch mit bitterm Weh.

Feins Liebchen weint; ich weiß warum,
Und küß ihr Rosenmündlein stumm. –
»O still', feins Lieb, die Tränenflut,
Ergib dich meiner Liebesglut!«

»Ergib dich meiner Liebesglut –«
Da plötzlich starrt zu Eis mein Blut;
Laut bebet auf der Erde Grund,
Und öffnet gähnend sich ein Schlund.

Und aus dem schwarzen Schlunde steigt
Die schwarze Schar; – feins Lieb erbleicht!
Aus meinen Armen schwand feins Lieb;
Ich ganz alleine stehen blieb.

Da tanzt im Kreise wunderbar,
Um mich herum, die schwarze Schar,
Und drängt heran, erfaßt mich bald,
Und gellend Hohngelächter schallt.

Und immer enger wird der Kreis,
Und immer summt die Schauerweis:
Du gabest hin die Seligkeit,
Gehörst uns nun in Ewigkeit!

VII

Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch?
Blutfinstrer Gesell, was zögerst du noch?
Schon sitze ich harrend im Kämmerlein traut,
Und Mitternacht naht schon – es fehlt nur die Braut.

Viel schauernde Lüftchen vom Kirchhofe wehn; –
Ihr Lüftchen! habt ihr mein Bräutchen gesehn?
Viel blasse Larven gestalten sich da,
Umknixen mich grinsend und nicken: O ja!

Pack aus, was bringst du für Botschafterei,
Du schwarzer Schlingel in Feuerlivrei?
»Die gnädige Herrschaft meldet sich an,
Gleich kommt sie gefahren im Drachengespann.«

Du lieb grau Männchen, was ist dein Begehr?
Mein toter Magister, was treibt dich her?
Er schaut mich mit schweigend trübseligem Blick,
Und schüttelt das Haupt, und wandelt zurück.

Was winselt und wedelt der zottge Gesell?
Was glimmert schwarz Katers Auge so hell?
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?
Was lullt mir Frau Amme mein Wiegenlied gar?

Frau Amme, bleib heut mit dem Singsang zu Haus,
Das Eiapopeia ist lange schon aus;
Ich feire ja heute mein Hochzeitfest —
Da schau mal, dort kommen schon zierliche Gäst.

Da schau mal! Ihr Herren, das nenn ich galant!
Ihr tragt, statt der Hüte, die Köpf in der Hand!
Ihr Zappelbeinleutchen im Galgenornat,
Der Wind ist still, was kommt ihr so spat?

Da kommt auch alt Besenstielmütterchen schon.
Ach segne mich, Mütterchen, bin ja dein Sohn.
Da zittert der Mund im weißen Gesicht:
»In Ewigkeit Amen!« das Mütterchen spricht.

Zwölf winddürre Musiker schlendern herein;
Blind Fiedelweib holpert wohl hintendrein.
Da schleppt der Hanswurst, in buntscheckiger Jack,
Den Totengräber huckepack.

Es tanzen zwölf Klosterjungfrauen herein;
Die schielende Kupplerin führet den Reihn.
Es folgen zwölf lüsterne Pfäffelein schon,
Und pfeifen ein Schandlied im Kirchenton.

Herr Trödler, o schrei dir nicht blau das Gesicht,
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht;
Dort heizet man gratis jahraus, jahrein,
Statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettlergebein.

Die Blumenmädchen sind bucklicht und krumm,
Und purzeln kopfüber im Zimmer herum.
Ihr Eulengesichter mit Heuschreckenbein,
Hei! laßt mir das Rippengeklapper nur sein!

Die sämtliche Höll ist los fürwahr,
Und lärmet und schwärmet in wachsender Schar.
Sogar der Verdammniswalzer erschallt –
Still, still! nun kommt mein feins Liebchen auch bald.

Gesindel, sei still, oder trolle dich fort!
Ich höre kaum selber mein leibliches Wort –
Ei, rasselt nicht eben ein Wagen vor?
Frau Köchin! wo bist du? Schnell öffne das Tor!

Willkommen, feins Liebchen, wie gehts dir, mein Schatz?
Willkommen, Herr Pastor, ach nehmen Sie Platz!
Herr Pastor mit Pferdefuß und Schwanz,
Ich bin Eur Ehrwürden Diensteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was stehst du so stumm und bleich?
Der Herr Pastor schreitet zur Trauung sogleich;
Wohl zahl ich ihm teure, blutteure Gebühr,
Doch dich zu besitzen gilts Kinderspiel mir.

Knie nieder, süß Bräutchen, knie hin mir zur Seit! –
Da kniet sie, da sinkt sie – o selige Freud! –
Sie sinkt mir ans Herz, an die schwellende Brust,
Ich halt sie umschlungen mit schauernder Lust.

Die Goldlockenwellen umspielen uns beid:
An mein Herze pocht das Herze der Maid.
Sie pochen wohl beide vor Lust und vor Weh,
Und schweben hinauf in die Himmelshöh.

Die Herzlein schwimmen im Freudensee,
Dort oben in Gottes heilger Höh;
Doch auf den Häuptern, wie Grausen und Brand,
Da hat die Hölle gelegt die Hand.

Das ist der finstre Sohn der Nacht,
Der hier den segnenden Priester macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten ist Lästern, sein Segnen ist Fluch.

Und es krächzet und zischet und heulet toll,
Wie Wogengebrause, wie Donnergeroll; –
Da blitzet auf einmal ein bläuliches Licht –
»In Ewigkeit, Amen!« das Mütterchen spricht.

VIII

Ich kam von meiner Herrin Haus
Und wandelt in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorübergehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkts von des Spielmanns Leichenstein;
Das war der flimmernde Mondesschein.
Da lispelts: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da steigts aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann wars, der entstiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
In die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es: Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da taten sich auf die Gräber all;
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht
Und die Augen zugemacht –
Ei, was rufst du in der Nacht?

So heult es verworren, und ächzet und girrt,
Und brauset und sauset, und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo! bravo! immer toll!
Seid willkommen!
Habt vernommen,
Daß mein Zauberwort erscholl!
Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenstill im Kämmerlein;
Laßt uns heute lustig sein!
Mit Vergunst –
Seht erst zu, sind wir allein? –
Narren waren wir im Leben
Und mit toller Wut ergeben
Einer tollen Liebesbrunst.
Kurzweil kann uns heut nicht fehlen,
Jeder soll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,

Wie gehetzt,
Wie zerfetzt
Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpft aus dem Kreise, so leicht wie der Wind,
Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle
Mit Nadel und mit Scher;
Ich war so flink und schnelle
Mit Nadel und mit Scher;
Da kam die Meisterstochter
Mit Nadel und mit Scher;
Und hat mir ins Herz gestochen
Mit Nadel und mit Scher.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und besonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muster vor.

Auch verliebt – mit Ehr zu melden –
Hab ich mich, wie jene Helden,
Und das schönste Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

Und ich seufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt ich meine Finger rasch
In des Herren Nachbars Tasch.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnsuchtstränen wollte
Trocknen mit dem Taschentuch,
Das mein Nachbar bei sich trug.

Und nach frommer Häschersitte
Nahm man still mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterschoß.

Schwelgend süß in Liebessinnen,
Saß ich dort beim Wollespinnen,
Bis Rinaldos Schatten kam
Und die Seele mit sich nahm.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Geschminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter
Und spielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Ich seufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer spielt ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichsten Gesten,
Sie wollte mich nimmer verstehn. —

Einst, als ich verzweifelnd am Ende:
»Maria, du Heilige!« rief,
Da nahm ich den Dolch behende —
Und stach mich ein bißchen zu tief.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Im weißen Flausch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder schwatzte herab der Professor,
Er schwatzte, und ich schlief gut dabei ein;
Doch hätt mirs behagt noch tausendmal besser
Bei seinem holdseligen Töchterlein.

Sie hatt mir oft zärtlich am Fenster genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philister, dem reichen Wicht.

Da flucht ich den Weibern und reichen Halunken,
Und mischte mir Teufelskraut in den Wein,
Und hab mit dem Tode Smollis getrunken, –
Der sprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Einen Strick um den Hals, trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen sein und dem Edelgestein.
Was schert mich, du Gräflein, dein Edelgestein?
Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid unter Riegel und Schloß,
Und der Graf besold'te viel Dienertroß.
Was scheren mich Diener und Riegel und Schloß? –
Ich stieg getrost auf die Leitersproß.

An Liebchens Fensterlein klettr ich getrost,
Da hör ich es unten fluchen erbost:
»Fein sachte, mein Bübchen, muß auch dabei sein,
Ich liebe ja auch das Edelgestein.«

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschar.
»Zum Teufel, Gesindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!«

Da half kein Gerede, da half kein Rat,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Den Kopf in der Hand, trat ein Sechster hervor:

Zum Weidwerk trieb mich Liebesharm;
Ich schlich umher, die Büchs im Arm.
Da schnarrets hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

O, spürt ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt es meinem Lieb nach Haus!
So dacht ich, und in Busch und Strauch
Späht ringsumher mein Jägeraug.

Was koset dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögens sein.
Ich schleich herbei, — den Hahn gespannt, —
Sieh da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfron —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

Ich hab mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich doppelt erhebt,
Und die bleiche Schar im Kreise schwebt.
Da scholl vom Kirchturm »Eins« herab,
Da stürzten die Geister sich heulend ins Grab.

IX

Ich lag und schlief, und schlief recht mild,
Verscheucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerschönste Maid.

Sie war wie Marmelstein so bleich,
Und heimlich wunderbar;
Im Auge schwamm es perlengleich,
Gar seltsam wallt' ihr Haar.

Und leise, leise sich bewegt
Die marmorblasse Maid,
Und an mein Herz sich niederlegt
Die marmorblasse Maid.

Wie bebt und pocht vor Weh und Lust
Mein Herz, und brennet heiß!
Nicht bebt, nicht pocht der Schönen Brust,
Die ist so kalt wie Eis.

»Nicht bebt, nicht pocht wohl meine Brust,
Die ist wie Eis so kalt;
Doch kenn auch ich der Liebe Lust,
Der Liebe Allgewalt.

»Mir blüht kein Rot auf Mund und Wang,
Mein Herz durchströmt kein Blut;
Doch sträube dich nicht schaudernd bang,
Ich bin dir hold und gut.«

Und wilder noch umschlang sie mich,
Und tat mir fast ein Leid;
Da kräht der Hahn — und stumm entwich
Die marmorblasse Maid.

X

Da hab ich viel blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Vergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun ziehn die eignen Geister
Mich selber ins neblichte Haus.

Laßt ab, ihr finstern Dämonen!
Laßt ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben
Nach der Blume wunderhold;
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich sie nicht lieben sollt?

Ich möcht sie nur einmal umfangen
Und pressen ans glühende Herz!
Nur einmal auf Lippen und Wangen
Küssen den seligsten Schmerz!

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht ich hören ein liebendes Wort –
Alsdann wollt ich folgen zur Stunde
Euch, Geister, zum finsteren Ort.

Die Geister habens vernommen,
Und nicken schauerlich.
Feins Liebchen, nun bin ich gekommen;
Feins Liebchen, liebst du mich?

Lieder

I

Morgens steh ich auf und frage:
Kommt feins Liebchen heut?
Abends sink ich hin und klage:
Ausblieb sie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg ich schlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

II

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Noch wenige Stunden, dann soll ich sie schauen,
Sie selber, die Schönste der schönen Jungfrauen; –
Du treues Herz, was pochst du so schwer!

Die Stunden sind aber ein faules Volk!
Schleppen sich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege; –
Tummle dich, du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfaßt!
Aber wohl niemals liebten die Horen; –
Heimlich im grausamen Bunde verschworen,
Spotten sie tückisch der Liebenden Hast.

III

Ich wandelte unter den Bäumen
Mit meinem Gram allein;
Da kam das alte Träumen,
Und schlich mir ins Herz hinein.

Wer hat euch dies Wörtlein gelehret,
Ihr Vöglein in luftiger Höh?
Schweigt still! wenn mein Herz es höret,
Dann tut es noch einmal so weh.

»Es kam ein Jungfräulein gegangen,
Die sang es immerfort,
Da haben wir Vöglein gefangen
Das hübsche, goldne Wort.«

Das sollt ihr mir nicht mehr erzählen,
Ihr Vöglein wunderschlau;
Ihr wollt meinen Kummer mir stehlen,
Ich aber niemanden trau.

IV

Lieb Liebchen, leg 's Händchen aufs Herze mein; —
Ach, hörst du, wie 's pochet im Kämmerlein?
Da hauset ein Zimmermann schlimm und arg,
Der zimmert mir einen Totensarg.

Es hämmert und klopfet bei Tag und bei Nacht;
Es hat mich schon längst um den Schlaf gebracht.
Ach! sputet Euch, Meister Zimmermann,
Damit ich balde schlafen kann.

V

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh,
Schöne Stadt, wir müssen scheiden, —
Lebe wohl! ruf ich dir zu.

Lebe wohl, du heilge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebe wohl! du heilge Stelle,
Wo ich sie zuerst geschaut.

Hätt ich dich doch nie gesehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.

Nie wollt ich dein Herze rühren,
Liebe hab ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängst mich selbst von hinnen,
Bittre Worte spricht dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

VI

Warte, warte, wilder Schiffsmann,
Gleich folg ich zum Hafen dir;
Von zwei Jungfraun nehm ich Abschied,
Von Europa und von Ihr.

Blutquell, rinn aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib,
Daß ich mit dem heißen Blute
Meine Schmerzen niederschreib.

Ei, mein Lieb, warum just heute
Schauderst du, mein Blut zu sehn?
Sahst mich bleich und herzeblutend
Lange Jahre vor dir stehn!

Kennst du noch das alte Liedchen
Von der Schlang im Paradies,
Die durch schlimme Apfelgabe
Unsern Ahn ins Elend stieß?

Alles Unheil brachten Äpfel!
Eva bracht damit den Tod,
Eris brachte Trojas Flammen,
Du brachtst beides, Flamm und Tod.

VII

Berg und Burgen schaun herunter
In den spiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen segelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenschein.

Ruhig seh ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt;
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Busen hegt.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn ihn, oben gleißend,
Birgt sein Innres Tod und Nacht.

Oben Lust, im Busen Tücken,
Strom, du bist der Liebsten Bild!
Die kann auch so freundlich nicken,
Lächelt auch so fromm und mild.

VIII

Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt, ich trüg es nie;
Und ich hab es doch getragen —
Aber fragt mich nur nicht, wie?

IX

Mit Rosen, Zypressen und Flittergold
Möcht ich verzieren, lieblich und hold,
Dies Buch wie einen Totenschrein,
Und sargen meine Lieder hinein.

O könnt ich die Liebe sargen hinzu!
Am Grabe der Liebe wächst Blümlein der Ruh,
Da blüht es hervor, da pflückt man es ab —
Doch mir blühts nur, wenn ich selber im Grab.

Hier sind nun die Lieder, die einst so wild,
Wie ein Lavastrom, der dem Ätna entquillt,
Hervorgestürzt aus dem tiefsten Gemüt,
Und rings viel blitzende Funken versprüht!

Nun liegen sie stumm und Toten gleich,
Nun starren sie kalt und nebelbleich.
Doch aufs neu die alte Glut sie belebt,
Wenn der Liebe Geist einst über sie schwebt.

Und es wird mir im Herzen viel Ahnung laut:
Der Liebe Geist einst über sie taut;
Einst kommt dies Buch in deine Hand,
Du süßes Lieb im fernen Land.

Dann löst sich des Liedes Zauberbann,
Die blassen Buchstaben schaun dich an,
Sie schauen dir flehend ins schöne Aug,
Und flüstern mit Wehmut und Liebeshauch.

Romanzen

I

Der Traurige

Allen tut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben sehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Aufs Gesicht geschrieben stehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung seiner heißen Stirn;
Labung möcht ins Herz ihm lächeln
Manche sonst so spröde Dirn.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er sich nach dem Wald.
Lustig rauschen dort die Blätter,
Lustger Vogelsang erschallt.

Doch der Sang verstummet balde,
Traurig rauschet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langsam sich genähert hat.

II

Die Bergstimme

Ein Reiter durch das Bergtal zieht,
Im traurig stillen Trab:
Ach! zieh ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh ich ins dunkle Grab?
Die Bergstimm Antwort gab:
Ins dunkle Grab!

Und weiter reitet der Reitersmann,
Und seufzet schwer dazu:
So zieh ich denn hin ins Grab so früh –
Wohlan, im Grab ist Ruh!
Die Stimme sprach dazu:
Im Grab ist Ruh!

Dem Reitersmann eine Träne rollt
Von der Wange kummervoll:
Und ist nur im Grabe die Ruhe für mich –
So ist mir im Grabe wohl.
Die Stimm erwidert hohl:
Im Grabe wohl!

III

Zwei Brüder

Oben auf der Bergesspitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Tale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

Das sind Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweikampf, wutentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Lauras Augenfunken
Zündeten den Brüderstreit.
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den beiden
Wendet sich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kanns entscheiden —
Schwert heraus, entscheide du!

Und sie fechten kühn verwegen,
Hieb auf Hiebe niederkrachts.
Hütet euch, ihr wilden Degen,
Böses Blendwerk schleicht des Nachts.

Wehe! Wehe! blutge Brüder!
Wehe! Wehe! blutges Tal!
Beide Kämpfer stürzen nieder,
Einer in des andern Stahl. —

Viel Jahrhunderte verwehen,
Viel Geschlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Schaut das öde Schloß herab.

Aber nachts, im Talesgrunde,
Wandelts heimlich, wunderbar;
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

IV

Der arme Peter

1

Der Hans und die Grete tanzen herum,
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter steht so still und stumm,
Und ist so blaß wie Kreide.

Der Hans und die Grete sind Bräutgam und Braut,
Und blitzen im Hochzeitgeschmeide.
Der arme Peter die Nägel kaut
Und geht im Werkeltagskleide.

Der Peter spricht leise vor sich her,
Und schaut betrübet auf beide:
Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär,
Ich täte mir was zuleide.

2

»In meiner Brust, da sitzt ein Weh,
Das will die Brust zersprengen;
Und wo ich steh und wo ich geh,
Wills mich von hinnen drängen.

»Es treibt mich nach der Liebsten Näh,
Als könnts die Grete heilen;
Doch wenn ich der ins Auge seh,
Muß ich von hinnen eilen.

»Ich steig hinauf des Berges Höh,
Dort ist man doch alleine;
Und wenn ich still dort oben steh,
Dann steh ich still und weine.«

3

Der arme Peter wankt vorbei,
Gar langsam, leichenblaß und scheu.
Es bleiben fast, wenn sie ihn sehn,
Die Leute auf der Straße stehn.

Die Mädchen flüstern sich ins Ohr:
»Der stieg wohl aus dem Grab hervor.«
Ach nein, ihr lieben Jungfräulein,
Der legt sich erst ins Grab hinein.

Er hat verloren seinen Schatz,
Drum ist das Grab der beste Platz,
Wo er am besten liegen mag,
Und schlafen bis zum jüngsten Tag.

V

Lied des Gefangenen

Als meine Großmutter die Lise behext,
Da wollten die Leut sie verbrennen.
Schon hatte der Amtmann viel Dinte verklext,
Doch wollte sie nicht bekennen.

Und als man sie in den Kessel schob,
Da schrie sie Mord und Wehe;
Und als sich der schwarze Qualm erhob,
Da flog sie als Rab in die Höhe.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O komm mich im Turme besuchen!
Komm, fliege geschwind durchs Gitter herein,
Und bringe mir Käse und Kuchen.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O möchtest du nur sorgen,
Daß die Muhme nicht auspickt die Augen mein,
Wenn ich luftig schwebe morgen.

VI

Die Grenadiere

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier,
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer –
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!

Der andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit beßres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind –
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt:
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

VII

Die Botschaft

Mein Knecht! steh auf und sattle schnell,
Und wirf dich auf dein Roß,
Und jage rasch durch Wald und Feld
Nach König Dunkans Schloß.

Dort schleiche in den Stall, und wart,
Bis dich der Stallbub schaut.
Den forsch mir aus: Sprich, welche ist
Von Dunkans Töchtern Braut?

Und spricht der Bub: »Die Braune ists«,
So bring mir schnell die Mär.
Doch spricht der Bub: »Die Blonde ists«,
So eilt das nicht so sehr.

Dann geh zum Meister Seiler hin,
Und kauf mir einen Strick,
Und reite langsam, sprich kein Wort,
Und bring mir den zurück.

VIII

Die Heimführung

Ich geh nicht allein, mein feines Lieb,
Du mußt mit mir wandern
Nach der lieben, alten, schaurigen Klause,
In dem trüben, kalten, traurigen Hause,
Wo meine Mutter am Eingang kaurt
Und auf des Sohnes Heimkehr laurt.

»Laß ab von mir, du finstrer Mann!
Wer hat dich gerufen?
Dein Odem glüht, deine Hand ist Eis,
Dein Auge sprüht, deine Wang ist weiß; —
Ich aber will mich lustig freun
An Rosenduft und Sonnenschein.«

Laß duften die Rosen, laß scheinen die Sonn,
Mein süßes Liebchen!
Wirf um den weiten, weißwallenden Schleier,
Und greif in die Saiten der schallenden Leier,
Und singe ein Hochzeitlied dabei;
Der Nachtwind pfeift die Melodei.

IX

Don Ramiro

»Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre!
Hast beschlossen mein Verderben,
Und beschlossen ohn Erbarmen.

»Donna Clara! Donna Clara!
Ist doch süß die Lebensgabe!
Aber unten ist es grausig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

»Donna Clara! Freu dich, morgen
Wird Fernando, am Altare,
Dich als Ehgemahl begrüßen –
Wirst du mich zur Hochzeit laden?«

»»Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bittrer als der Spruch der Sterne,
Die da spotten meines Willens.

»»Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübsinn;
Mädchen gibt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden.

»»Don Ramiro, der du mutig
So viel Mohren überwunden,
Überwinde nun dich selber –
Komm auf meine Hochzeit morgen.««

»Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich schwör es, ja, ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen; –
Gute Nacht, ich komme morgen.«

»»Gute Nacht!«« – Das Fenster klirrte.
Seufzend stand Ramiro unten,
Stand noch lange wie versteinert;
Endlich schwand er fort im Dunkeln. –

Endlich auch, nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten stattlich wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen,
Klingt der Glocken Festgeläute,
Lieblich steigen Betgesänge
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!
Dorten aus der Marktkapelle,
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, schmucke Frauen,
Hofgesinde, festlich blinkend,
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauscht dazwischen.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geschmückte junge Ehpaar,
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palasttor
Wälzet sich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
Wechseln unter lautem Jubel;
Rauschend schnell entfliehn die Stunden,
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
In dem Saal die Hochzeitgäste;
In dem Glanz der Lichter funkeln
Ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhobne Stühle ließen
Braut und Bräutigam sich nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
Und sie tauschen süße Reden.

Und im Saale wogen heiter
Die geschmückten Menschenwellen,
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

»Doch warum, o schöne Herrin,
Sind gerichtet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?«
So verwundert sprach der Ritter.

»Siehst du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im schwarzen Mantel?«
Und der Ritter lächelt freundlich:
»Ach! das ist ja nur ein Schatten.«

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro schnell erkennend,
Grüßt ihn Clara, glutbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer
In des Walzers wilden Kreisen,
Und der Boden dröhnt und bebet.

»Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest du nicht kommen sollen.«

Mit durchbohrend stieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umschlingend spricht er düster:
»Sprachest ja, ich sollte kommen!«

Und ins wirre Tanzgetümmel
Drängen sich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

»Sind ja schneeweiß deine Wangen!«
Flüstert Clara, heimlich zitternd.
»Sprachest ja, ich sollte kommen!«
Schallet dumpf Ramiros Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das flutende Gedränge;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

»Sind ja eiskalt deine Hände!«
Flüstert Clara, schauerzuckend.
»Sprachest ja, ich sollte kommen!«
Und sie treiben fort im Strudel.

»Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft ist ja dein Odem!«
Wiederum die dunklen Worte:
»Sprachest ja, ich sollte kommen!«

Und der Boden raucht und glühet,
Lustig tönet Geig und Bratsche;
Wie ein tolles Zauberweben,
Schwindelt alles in dem Saale.

»Laß mich, laß mich! Don Ramiro!«
Wimmerts immer im Gewoge.
Don Ramiro stets erwidert:
»Sprachest ja, ich sollte kommen!«

»Nun, so geh in Gottes Namen!«
Clara riefs mit fester Stimme;
Und dies Wort war kaum gesprochen,
Und verschwunden war Ramiro.

Clara starret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildnis
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
Endlich schlägt sie auf die Wimper;
Aber Staunen will aufs neue
Ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
War sie nicht vom Sitz gewichen,
Und sie sitzt noch bei dem Bräutgam,
Und der Ritter sorgsam bittet:

»Sprich, was bleichet deine Wangen?
Warum wird dein Aug so dunkel? –«
»Und Ramiro? – – –« stottert Clara,
Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten
Furcht sich jetzt des Bräutgams Stirne:
»Herrin, forsch nicht blutge Kunde –
Heute Mittag starb Ramiro.«

X

Belsatzar

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackerts, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königssaal
Belsatzar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reihn,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht;
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech, und lästert wild;
Die Knechtenschar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

Jehovah! dir künd ich auf ewig Hohn —
Ich bin der König von Babylon!

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König wards heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kams hervor wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

Die Knechtenschar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsatzar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

XI

Die Minnesänger

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ei, das gibt ein seltsam Streiten,
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte ist nicht drunter
Mit der rechten Lorbeerkron.

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Doch wir Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund.

Und wem dort am besten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der ist Sieger, der erringet
Bestes Lob aus schönstem Mund.

XII

Die Fensterschau

Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenster.
Sie sprach halblaut: Gott steh mir bei,
Der unten schaut bleich wie Gespenster!

Der unten erhub sein Aug in die Höh,
Hinschmachtend nach Hedewigs Fenster.
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,
Auch sie ward bleich wie Gespenster.

Schön Hedwig stand nun mit Liebesharm
Tagtäglich lauernd am Fenster.
Bald aber lag sie in Heinrichs Arm,
Allnächtlich zur Zeit der Gespenster.

XIII

Der wunde Ritter

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb:
Ein Ritter liegt liebeswunde,
Doch treulos ist sein Lieb.

Als treulos muß er verachten
Die eigne Herzliebste sein,
Als schimpflich muß er betrachten
Die eigne Liebespein.

Er möcht in die Schranken reiten
Und rufen die Ritter zum Streit:
Der mag sich zum Kampfe bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeiht!

Da würden wohl alle schweigen,
Nur nicht sein eigener Schmerz;
Da müßt er die Lanze neigen
Wider 's eigne klagende Herz.

XIV

Wasserfahrt

Ich stand gelehnet an den Mast,
Und zählte jede Welle.
Ade! mein schönes Vaterland!
Mein Schiff, das segelt schnelle!

Ich kam schön Liebchens Haus vorbei,
Die Fensterscheiben blinken;
Ich guck mir fast die Augen aus,
Doch will mir niemand winken.

Ihr Tränen, bleibt mir aus dem Aug,
Daß ich nicht dunkel sehe.
Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzugroßem Wehe.

XV

Das Liedchen von der Reue

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,
Die Blätter lustig rauschen.
Er sieht eine holde Mädchengestalt
Durch Baumeszweige lauschen.

Der Junker spricht: Wohl kenne ich
Dies blühende, glühende Bildnis,
Verlockend stets umschwebt es mich
In Volksgewühl und Wildnis.

Zwei Röslein sind die Lippen dort,
Die lieblichen, die frischen;
Doch manches häßlich bittre Wort
Schleicht tückisch oft dazwischen.

Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübschen Rosenbüschen,
Wo giftge Schlangen wunderschlau
Im dunkeln Laube zischen.

Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das ist die Grube, worein mich trieb
Wahnsinniges Verlangen.

Dort seh ich ein schönes Lockenhaar
Vom schönsten Köpfchen hangen;
Das sind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böse gefangen.

Und jenes blaue Auge dort,
So klar wie stille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort,
Doch wars die Pforte der Hölle. –

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,
Die Blätter rauschen schaurig.
Da sieht er von fern eine zweite Gestalt,
Die ist so bleich, so traurig.

Der Junker spricht: O Mutter dort,
Die mich so mütterlich liebte,
Der ich mit bösem Tun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

O, könnt ich dir trocknen die Augen naß
Mit der Glut von meinen Schmerzen!
O, könnt ich dir röten die Wangen blaß
Mit dem Blut aus meinem Herzen!

Und weiter reitet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu düstern,
Viel seltsame Stimmen regen sich,
Die Abendwinde flüstern.

Der Junker hört die Worte sein
Gar vielfach widerklingen.
Das taten die spöttischen Waldvöglein,
Die zwitschern laut und singen:

Herr Ulrich singt ein hübsches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende gesungen das Lied,
So singt er es wieder aufs neue.

XVI

An eine Sängerin

Als sie eine alte Romanze sang

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie sie zuerst mein Auge sah!
Wie ihre Töne lieblich klangen
Und heimlich süß ins Herze drangen,
Entrollten Tränen meinen Wangen –
Ich wußte nicht, wie mir geschah.

Ein Traum war über mich gekommen:
Mir war, als sei ich noch ein Kind,
Und säße still, beim Lämpchenscheine,
In Mutters frommem Kämmerleine,
Und läse Märchen wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Märchen fangen an zu leben,
Die Ritter steigen aus der Gruft;
Bei Ronzisvall da gibts ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch den wird Roland schlimm gebettet,
Er schwimmt in Blut, und atmet kaum;
Kaum mochte fern sein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Karls erreichen,
Da muß der Ritter schon erbleichen –
Und mit ihm stirbt zugleich mein Traum.

Das war ein laut verworrnes Schallen,
Das mich aus meinem Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände,
Und riefen »Bravo!« ohne Ende;
Die Sängerin verneigt sich tief.

XVII

Das Lied von den Dukaten

Meine güldenen Dukaten,
Sagt, wo seid ihr hingeraten?

Seid ihr bei den güldnen Fischlein,
Die im Bache froh und munter
Tauchen auf und tauchen unter?

Seid ihr bei den güldnen Blümlein,
Die auf lieblich grüner Aue
Funkeln hell im Morgentaue?

Seid ihr bei den güldnen Vöglein,
Die da schweifen glanzumwoben
In den blauen Lüften oben?

Seid ihr bei den güldnen Sternlein,
Die im leuchtenden Gewimmel
Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! Ihr güldenen Dukaten,
Schwimmt nicht in des Baches Well,
Funkelt nicht auf grüner Au,
Schwebet nicht in Lüften blau,
Lächelt nicht am Himmel hell —
Meine Manichäer, traun!
Halten euch in ihren Klaun.

XVIII

Gespräch auf der Paderborner Heide

Hörst du nicht die fernen Töne,
Wie von Brummbaß und von Geigen?
Dorten tanzt wohl manche Schöne
Den geflügelt leichten Reigen.

»Ei, mein Freund, das nenn ich irren,
Von den Geigen hör ich keine,
Nur die Ferklein hör ich quirren,
Grunzen nur hör ich die Schweine.«

Hörst du nicht das Waldhorn blasen?
Jäger sich des Weidwerks freuen,
Fromme Lämmer seh ich grasen,
Schäfer spielen auf Schalmeien.

»Ei, mein Freund, was du vernommen,
Ist kein Waldhorn, noch Schalmeie;
Nur den Sauhirt seh ich kommen,
Heimwärts treibt er seine Säue.«

Hörst du nicht das ferne Singen,
Wie von süßen Wettgesängen?
Englein schlagen mit den Schwingen
Lauten Beifall solchen Klängen.

»Ei, was dort so hübsch geklungen,
Ist kein Wettgesang, mein Lieber!
Singend treiben Gänsejungen
Ihre Gänselein vorüber.«

Hörst du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger schreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

»Ei, mein Freund, das sind die Schellen
Von den Ochsen, von den Kühen,
Die nach ihren dunkeln Ställen
Mit gesenktem Kopfe ziehen.«

Siehst du nicht den Schleier wehen?
Siehst du nicht das leise Nicken?
Dort seh ich die Liebste stehen,
Feuchte Wehmut in den Blicken.

»Ei, mein Freund, dort seh ich nicken
Nur das Waldweib, nur die Lise;
Blaß und hager an den Krücken
Hinkt sie weiter nach der Wiese.«

Nun, mein Freund, so magst du lachen
Über des Phantasten Frage!
Wirst du auch zur Täuschung machen,
Was ich fest im Busen trage?

XIX

Lebensgruß

(Stammbuchblatt)

Eine große Landstraß ist unsere Erd,
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Kuriere.

Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taschentuch aus der Karosse;
Man hätte sich gerne geherzt und geküßt,
Doch jagen von hinnen die Rosse.

Kaum trafen wir uns auf derselben Station,
Herzliebster Prinz Alexander,
Da bläst schon zur Abfahrt der Postillon,
Und bläst uns schon auseinander.

XX

Wahrhaftig

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwei süße Äuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüt; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So machts doch noch lang keine Welt.

Sonette

An A. W. v. Schlegel

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuhn, mit Stickerein behangen,
Mit Turmfrisur, und wespengleich geschnüret:
So war die Aftermuse ausstaffieret,
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen.
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort, von dunkelm Trieb geführet.
Da fandest du ein Schloß in alter Wildnis,
Und drinnen lag, wie 'n holdes Marmorbildnis,
Die schönste Maid in Zauberschlaf versunken.
Doch wich der Zauber bald, bei deinem Gruße
Aufwachte lächelnd Deutschlands echte Muse,
Und sank in deine Arme liebestrunken.

An meine Mutter, B. Heine, geborne v. Geldern

I

Ich bins gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bißchen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ichs sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.
Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?
Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche Tat, die dir das Herz betrübet?
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

II

Im tollen Wahn hatt ich dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.
Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Türe streckt ich aus die Hände,
Und bettelte um gringe Liebesspende —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.
Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

An H. S.

Wie ich dein Büchlein hastig aufgeschlagen,
  Da grüßen mir entgegen viel vertraute,
  Viel goldne Bilder, die ich weiland schaute
  Im Knabentraum und in den Kindertagen.
Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen
  Den frommen Dom, den deutscher Glaube baute,
  Ich hör der Glocken und der Orgel Laute,
  Dazwischen klingts wie süße Liebesklagen.
Wohl seh ich auch, wie sie den Dom umklettern,
  Die flinken Zwerglein, die sich dort erfrechen
  Das hübsche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.
Doch mag man immerhin die Eich entblättern
  Und sie des grünen Schmuckes rings berauben —
  Kommt neuer Lenz, wird sie sich neu belauben.

Fresko-Sonette an Christian S.

I

Ich tanz nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen,
Die außen goldig sind, inwendig Sand;
Ich schlag nicht ein, reicht mir ein Bub die Hand,
Der heimlich mir den Namen will zerfetzen.
Ich beug mich nicht vor jenen hübschen Metzen,
Die schamlos prunken mit der eignen Schand;
Ich zieh nicht mit, wenn sich der Pöbel spannt
Vor Siegeswagen seiner eiteln Götzen.
Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,
Derweil das Rohr am Bach, durch schwankes Biegen,
In Wind und Wetter stehn bleibt, nach wie vor.
Doch sprich, wie weit bringts wohl am End solch Rohr?
Welch Glück! als ein Spazierstock dients dem Stutzer,
Als Kleiderklopfer dients dem Stiefelputzer.

II

Gib her die Larv, ich will mich jetzt maskieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen, Ich sei einer von den Ihren.
Gib her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart versunken,
Verleugne all die schönen Geistesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettieren.
So tanz ich auf dem großen Maskenballe,
Umschwärmt von deutschen Rittern, Mönchen, Köngen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von wengen.
Mit ihrem Holzschwert prügeln sie mich alle.
Das ist der Spaß. Denn wollt ich mich entmummen,
So müßte all das Galgenpack verstummen.

III

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Geistesrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

IV

Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein,
Und in dem Märchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blüht
Ein wunderschönes, zartes Mägdelein.
Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieses lieblos frostige Gemüt
Kam Hochmut nur und Übermut hinein.
Hörst du, wie mir im Kopf das Märchen klinget?
Und wie das Liedchen summet ernst und schaurig?
Und wie das Mägdlein kichert, leise, leise?
Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerspringet —
Und, ach! da wärs doch gar entsetzlich traurig,
Käm der Verstand mir aus dem alten Gleise.

V

In stiller, wehmutweicher Abendstunde
Umklingen mich die längst verschollnen Lieder,
Und Tränen fließen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberspiegels Grunde
Seh ich das Bildnis meiner Liebsten wieder;
Sie sitzt am Arbeitstisch, im roten Mieder,
Und Stille herrscht in ihrer selgen Runde.
Doch plötzlich springt sie auf vom Stuhl und schneidet
Von ihrem Haupt die schönste aller Locken,
Und gibt sie mir — vor Freud bin ich erschrocken!
Mephisto hat die Freude mir verleidet.
Er spann ein festes Seil von jenen Haaren,
Und schleift mich dran herum seit vielen Jahren.

VI

»Als ich vor einem Jahr dich wiederblickte,
Küßtest du mich nicht in der Willkommstund.«
So sprach ich, und der Liebsten roter Mund
Den schönsten Kuß auf meine Lippen drückte.
Und lächelnd süß ein Myrtenreis sie pflückte
Vom Myrtenstrauche, der am Fenster stund:
»Nimm hin, und pflanz dies Reis in frischen Grund,
Und stell ein Glas darauf«, sprach sie und nickte. —
Schon lang ists her. Es starb das Reis im Topf.
Sie selbst hab ich seit Jahren nicht gesehn;
Doch brennt der Kuß mir immer noch im Kopf.
Und aus der Ferne triebs mich jüngst zum Ort,
Wo Liebchen wohnt. Vorm Hause blieb ich stehn
Die ganze Nacht, ging erst am Morgen fort.

VII

Hüt dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfratzen,
Doch schlimmer sind die sanften Engelsfrätzchen.
Ein solches bot mir einst ein süßes Schmätzchen,
Doch wie ich kam, da fühlt ich scharfe Tatzen.
Hüt dich, mein Freund, vor schwarzen, alten Katzen,
Doch schlimmer sind die weißen, jungen Kätzchen.
Ein solches macht ich einst zu meinem Schätzchen,
Doch tät mein Schätzchen mir das Herz zerkratzen.
O süßes Frätzchen, wundersüßes Mädchen!
Wie konnte mich dein klares Äuglein täuschen?
Wie konnt dein Pfötchen mir das Herz zerfleischen?
O meines Kätzchens wunderzartes Pfötchen!
Könnt ich dich an die glühnden Lippen pressen,
Und könnt mein Herz verbluten unterdessen!

VIII

Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und bebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne ins Verderben züngeln.
Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie giftge Schlangen um mein Herz sich ringeln;
Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.
Du aber standest fest gleich einem Turme;
Ein Leuchtturm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wenge Schiff erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

IX

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ichs nicht; am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umzischt von eklem Wurmgezücht.
Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein schönes Lieb, allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben –
Doch kann ichs nicht, mein krankes Herze bricht.
Aus dem gebrochnen Herzen fühl ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wirds mir trüb und trüber.
Und heimlich schauernd sehn ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

Lyrisches Intermezzo
1822–1823

Prolog

Es war mal ein Ritter trübselig und stumm,
Mit hohlen, schneeweißen Wangen;
Er schwankte und schlenderte schlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war so hölzern, so täppisch, so links,
Die Blümlein und Mägdlein die kicherten rings,
Wenn er stolpernd vorbeigegangen.

Oft saß er im finstersten Winkel zu Haus;
Er hatt sich vor Menschen verkrochen.
Da streckte er sehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein gesprochen.
Kam aber die Mitternachtstunde heran,
Ein seltsames Singen und Klingen begann –
An die Türe da hört er es pochen.

Da kommt seine Liebste geschlichen herein,
Im rauschenden Wellenschaumkleide.
Sie blüht und glüht wie ein Röselein,
Ihr Schleier ist eitel Geschmeide.
Goldlocken umspielen die schlanke Gestalt,
Die Äuglein grüßen mit süßer Gewalt –
In die Arme sinken sich beide.

Der Ritter umschlingt sie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne steht jetzt in Feuer,
Der Blasse errötet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.
Sie aber, sie hat ihn gar schalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leise den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kristallenen Wasserpalast
Ist plötzlich gezaubert der Ritter.
Er staunt, und die Augen erblinden ihm fast
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter ist Bräutgam, die Nixe ist Braut;
Ihre Jungfraun spielen die Zither.

Sie spielen und singen, und singen so schön,
Und heben zum Tanze die Füße;
Dem Ritter dem wollen die Sinne vergehn,
Und fester umschließt er die Süße —.
Da löschen auf einmal die Lichter aus,
Der Ritter sitzt wieder ganz einsam zu Haus,
In dem düstern Poetenstübchen.

I

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vögel sangen,
Da hab ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

II

Aus meinen Tränen sprießen
Viel blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb hast, Kindchen,
Schenk ich dir die Blumen all,
Und vor deinem Fenster soll klingen
Das Lied der Nachtigall.

III

Die Rose, die Lilje, die Taube, die Sonne,
Die liebt ich einst alle in Liebeswonne.
Ich lieb sie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie selber, aller Liebe Bronne,
Ist Rose und Lilje und Taube und Sonne.

IV

Wenn ich in deine Augen seh,
So schwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse deinen Mund,
So werd ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn an deine Brust,
Kommts über mich wie Himmelslust;
Doch wenn du sprichst: Ich liebe dich!
So muß ich weinen bitterlich.

V

Dein Angesicht so lieb und schön,
Das hab ich jüngst im Traum gesehn,
Es ist so mild und engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzenbleich.

Und nur die Lippen, die sind rot;
Bald aber küßt sie bleich der Tod.
Erlöschen wird das Himmelslicht,
Das aus den frommen Augen bricht.

VI

Lehn deine Wang an meine Wang,
Dann fließen die Tränen zusammen;
Und an mein Herz drück fest dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unsern Tränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umschließt –
Sterb ich vor Liebessehnen!

VII

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilje hinein;
Die Lilje soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und beben
Wie der Kuß von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar süßer Stund.

VIII

Es stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh,
Viel tausend Jahr, und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehn.

Ich aber hab sie gelernet,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

IX

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen,
Und schaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazelln;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Welln.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen seligen Traum.

X

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh;
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

XI

Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Welln,
Mit seinem großen Dome,
Das große, heilige Köln.

Im Dom da steht ein Bildnis,
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hats freundlich hineingestrahlt.

Es schweben Blumen und Englein
Um unsre liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau.

XII

Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau ich dir nur ins Angesicht,
So bin ich froh wie 'n König.

Du hassest, hassest mich sogar,
So spricht dein rotes Mündchen;
Reich mir es nur zum Küssen dar,
So tröst ich mich, mein Kindchen.

XIII

O schwöre nicht und küsse nur,
Ich glaube keinem Weiberschwur!
Dein Wort ist süß, doch süßer ist
Der Kuß, den ich dir abgeküßt!
Den hab ich, und dran glaub ich auch,
Das Wort ist eitel Dunst und Hauch.

* *
*

O schwöre, Liebchen, immerfort,
Ich glaube dir aufs bloße Wort!
An deinen Busen sink ich hin,
Und glaube, daß ich selig bin;
Ich glaube, Liebchen, ewiglich,
Und noch viel länger, liebst du mich.

XIV

Auf meiner Herzliebsten Äugelein
Mach ich die schönsten Kanzonen.
Auf meiner Herzliebsten Mündchen klein
Mach ich die besten Terzinen.
Auf meiner Herzliebsten Wängelein
Mach ich die herrlichsten Stanzen.
Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt,
Ich machte darauf ein hübsches Sonett.

XV

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter!
Sie spricht von dir, mein schönes Kind,
Du hast keinen guten Charakter.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Und dich wird sie immer verkennen;
Sie weiß nicht, wie süß deine Küsse sind,
Und wie sie beseligend brennen.

XVI

Liebste, sollst mir heute sagen:
Bist du nicht ein Traumgebild,
Wie's in schwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein solches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,
Solch ein liebes, süßes Kindchen,
Das erschafft der Dichter nicht.

Basilisken und Vampire,
Lindenwürm und Ungeheur,
Solche schlimme Fabeltiere,
Die erschafft des Dichters Feur.

Aber dich und deine Tücke,
Und dein holdes Angesicht,
Und die falschen frommen Blicke –
Das erschafft der Dichter nicht.

XVII

Wie die Wellenschaumgeborene
Strahlt mein Lieb im Schönheitsglanz,
Denn sie ist das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrat;
Trag es, trag es, und entschuldig es,
Was die holde Törin tat.

XVIII

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang, die dir am Herzen frißt, –
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

XIX

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; –
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!

Wohl seh ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh den Stolz, der deinen Busen hebt, –
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Träne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund –
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

XX

Das ist ein Flöten und Geigen,
Trompeten schmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebste mein.

Das ist ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schalmein;
Dazwischen schluchzen und stöhnen
Die guten Engelein.

XXI

So hast du ganz und gar vergessen,
Daß ich so lang dein Herz besessen,
Dein Herzchen so süß und so falsch und so klein,
Es kann nirgend was süßres und falscheres sein.

So hast du die Lieb und das Leid vergessen,
Die das Herz mir täten zusammenpressen.
Ich weiß nicht, war Liebe größer als Leid?
Ich weiß nur, sie waren groß alle beid!

XXII

Und wüßtens die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßtens die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle könnens nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

XXIII

Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn auf die Au
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und so trüb,
Mein liebes Liebchen, sprich?
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verließest du mich?

XXIV

Sie haben dir viel erzählet,
Und haben viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen,
Und du hast alles geglaubt.

Jedoch das Allerschlimmste,
Das haben sie nicht gewußt;
Das Schlimmste und das Dümmste,
Das trug ich geheim in der Brust.

XXV

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;
Da küßtest du mich, und dein Arm mich umschlang,
Da preßtest du mich an die schwellende Brust.

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrossenen Blicks;
Da sagten wir frostig einander: »Lebwohl!«
Da knickstest du höflich den höflichsten Knicks.

XXVI

Wir haben viel für einander gefühlt,
Und dennoch uns gar vortrefflich vertragen.
Wir haben oft »Mann und Frau« gespielt,
Und dennoch uns nicht gerauft und geschlagen.
Wir haben zusammen gejauchzt und gescherzt,
Und zärtlich uns geküßt und geherzt.
Wir haben am Ende, aus kindischer Lust,
»Verstecken« gespielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns so zu verstecken gewußt,
Daß wir uns nimmermehr wiederfinden.

XXVII

Du bliebest mir treu am längsten,
Und hast dich für mich verwendet,
Und hast mir Trost gespendet
In meinen Nöten und Ängsten.

Du gabest mir Trank und Speise,
Und hast mir Geld geborget,
Und hast mich mit Wäsche versorget,
Und mit dem Paß für die Reise.

Mein Liebchen! daß Gott dich behüte,
Noch lange, vor Hitz und vor Kälte,
Und daß er dir nimmer vergelte
Die mir erwiesene Güte!

XXVIII

Die Erde war so lange geizig,
Da kam der Mai, und sie ward spendabel,
Und alles lacht, und jauchzt, und freut sich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen sprießen, die Glöcklein schallen,
Die Vögel sprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das Gespräch nicht gefallen,
Ich finde alles miserabel.

Das Menchenvolk mich ennuyieret,
Sogar der Freund, der sonst passabel; —
Das kömmt, weil man Madame titulieret
Mein süßes Liebchen, so süß und aimabel.

XXIX

Und als ich so lange, so lange gesäumt,
In fremden Landen geschwärmt und geträumt;
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit,
Und sie nähete sich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen,
Als Bräutgam, den dümmsten der dummen Jungen.

Mein Liebchen ist so schön und mild,
Noch schwebt mir vor ihr süßes Bild;
Die Veilchenaugen, die Rosenwänglein,
Die glühen und blühen, jahraus; jahrein.
Daß ich von solchem Lieb konnt weichen,
War der dümmste von meinen dummen Streichen.

XXX

Die blauen Veilchen der Äugelein,
Die roten Rosen der Wängelein,
Die weißen Liljen der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen ist verdorrt.

XXXI

Die Welt ist so schön und der Himmel so blau,
Und die Lüfte die wehen so lind und so lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au,
Und funkeln und glitzern im Morgentau,
Und die Menschen jubeln, wohin ich schau, —
Und doch möcht ich im Grabe liegen,
Und mich an ein totes Liebchen schmiegen.

XXXII

Mein süßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirst liegen,
Dann will ich steigen zu dir hinab,
Und will mich an dich schmiegen.

Ich küsse, umschlinge und presse dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zittre, ich weine mild,
Ich werde selber zur Leiche.

Die Toten stehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme;
Wir beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

Die Toten stehn auf, der Tag des Gerichts
Ruft sie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide bekümmern uns um nichts,
Und bleiben umschlungen liegen.

XXXIII

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

XXXIV

(Der Kopf spricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär,
Worauf der Liebsten Füße ruhn!
Und stampfte sie mich noch so sehr,
Ich wollte doch nicht klagen tun.

(Das Herz spricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär,
Wo sie die Nadeln steckt hinein!
Und stäche sie mich noch so sehr,
Ich wollte mich der Stiche freun.

(Das Lied spricht:)

Ach, wär ich nur das Stück Papier,
Das sie als Papillote braucht!
Ich wollte heimlich flüstern ihr
Ins Ohr, was in mir lebt und haucht.

XXXV

Seit die Liebste war entfernt,
Hatt ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt ich nicht.

Seit ich sie verloren hab,
Schafft ich auch das Weinen ab;
Fast vor Weh das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

XXXVI

Aus meinen großen Schmerzen
Mach ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen sie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht sagen,
Was sie im Herzen schauten.

XXXVII

Philister in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie alles romantisch blüht;
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenster
Des Zimmers mit schwarzem Tuch;
Es machen mir meine Gespenster
Sogar einen Tagesbesuch.

Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Totenreich,
Sie setzt sich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

XXXVIII

Manch Bild vergessener Zeiten
Steigt auf aus seinem Grab,
Und zeigt, wie in deiner Nähe
Ich einst gelebet hab.

Am Tage schwankte ich träumend
Durch alle Straßen herum;
Die Leute verwundert mich ansahn,
Ich war so traurig und stumm.

Des Nachts da war es besser,
Da waren die Straßen leer;
Ich und mein Schatten selbander,
Wir wandelten schweigend einher.

Mit widerhallendem Fußtritt
Wandelt ich über die Brück;
Der Mond brach aus den Wolken,
Und grüßte mit ernstem Blick.

Stehn blieb ich vor deinem Hause,
Und starrte in die Höh,
Und starrte nach deinem Fenster –
Das Herz tat mir so weh.

Ich weiß, du hast aus dem Fenster
Gar oft herabgesehn,
Und sahst mich im Mondenlichte
Wie eine Säule stehn.

XXXIX

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

XL

Hör ich das Liedchen klingen,
Das einst die Liebste sang,
So will mir die Brust zerspringen
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh,
Dort löst sich auf in Tränen
Mein übergroßes Weh.

XLI

Mir träumte von einem Königskind,
Mit nassen, blassen Wangen;
Wir saßen unter der grünen Lind,
Und hielten uns liebumfangen.

»Ich will nicht deines Vaters Thron,
Und nicht sein Zepter von Golde,
Ich will nicht seine demantene Kron,
Ich will dich selber, du Holde!«

Das kann nicht sein, sprach sie zu mir,
Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm ich zu dir,
Weil ich so lieb dich habe.

XLII

Mein Liebchen, wir saßen beisammen,
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war still, und wir schwammen
Auf weiter Wasserbahn.

Die Geisterinsel, die schöne,
Lag dämmrig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt es hin und her;
Wir aber schwammen vorüber,
Trostlos auf weitem Meer.

XLIII

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland:

Wo große Blumen schmachten
Im goldnen Abendlicht,
Und zärtlich sich betrachten
Mit bräutlichem Gesicht; –

Wo alle Bäume sprechen
Und singen, wie ein Chor,
Und laute Quellen brechen
Wie Tanzmusik hervor; –

Und Liebesweisen tönen,
Wie du sie nie gehört,
Bis wundersüßes Sehnen
Dich wundersüß betört!

Ach, könnt ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh ich oft im Traum;
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließts wie eitel Schaum.

XLIV

Ich hab dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern stiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

XLV

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber, ich wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen,
Und schaun mitleidig mich an:
Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann!

XLVI

Es leuchtet meine Liebe,
In ihrer dunkeln Pracht,
Wie'n Märchen traurig und trübe,
Erzählt in der Sommernacht.

»Im Zaubergarten wallen
Zwei Buhlen, stumm und allein;
Es singen die Nachtigallen,
Es flimmert der Mondenschein.

»Die Jungfrau steht still wie ein Bildnis,
Der Ritter vor ihr kniet.
Da kommt der Riese der Wildnis,
Die bange Jungfrau flieht.

»Der Ritter sinkt blutend zur Erde,
Es stolpert der Riese nach Haus –«
Wenn ich begraben werde,
Dann ist das Märchen aus.

XLVII

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß.
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie gossen mir Gift ins Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch sie, die mich am meisten
Gequält, geärgert, betrübt,
Die hat mich nie gehasset,
Und hat mich nie geliebt.

XLVIII

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein;
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein.

Das wird sich bei dir ändern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen sein.

XLIX

Wenn zwei von einander scheiden,
So geben sie sich die Händ,
Und fangen an zu weinen,
Und seufzen ohne End.

Wir haben nicht geweinet,
Wir seufzten nicht Weh und Ach!
Die Tränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

L

Sie saßen und tranken am Teetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrat sprach.
Die Hofrätin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein lispelt: Wie so?

Die Gräfin spricht wehmütig:
Die Liebe ist eine Passion!
Und präsentieret gütig
Die Tasse dem Herren Baron.

Am Tische war noch ein Plätzchen;
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

LI

Vergiftet sind meine Lieder; –
Wie könnt es anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
Ins blühende Leben hinein.

Vergiftet sind meine Lieder; –
Wie könnt es anders sein?
Ich trage im Herzen viel Schlangen,
Und dich, Geliebte mein.

LII

Mir träumte wieder der alte Traum:
Es war eine Nacht im Maie,
Wir saßen unter dem Lindenbaum,
Und schwuren uns ewige Treue.

Das war ein Schwören und Schwören aufs neu,
Ein Kichern, ein Kosen, ein Küssen;
Daß ich gedenk des Schwures sei,
Hast du in die Hand mich gebissen.

O Liebchen mit den Äuglein klar!
O Liebchen schön und bissig!
Das Schwören in der Ordnung war,
Das Beißen war überflüssig.

LIII

Ich steh auf des Berges Spitze,
Und werde sentimental.
»Wenn ich ein Vöglein wäre!«
Seufz ich viel tausendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo deine Fenster sind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög ich zu dir, mein Kind,
Und sänge dir Nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln,
Und heilest Gimpelschmerz.

LIV

Mein Wagen rollet langsam
Durch lustiges Waldesgrün,
Durch blumige Täler, die zaubrisch
Im Sonnenglanze blühn.

Ich sitze und sinne und träume,
Und denk an die Liebste mein;
Da grüßen drei Schattengestalten
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und schneiden Gesichter,
So spöttisch und doch so scheu,
Und quirlen wie Nebel zusammen,
Und kichern und huschen vorbei.

LV

Ich hab im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägest im Grab.
Ich wachte auf, und die Träne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab im Traum geweinet,
Mir träumt', du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab im Traum geweinet,
Mir träumte, du bliebest mir gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Tränenflut.

LVI

Allnächtlich im Traume seh ich dich,
Und sehe dich freundlich grüßen,
Und lautaufweinend stürz ich mich
Zu deinen süßen Füßen.

Du siehst mich an wehmütiglich,
Und schüttelst das blonde Köpfchen;
Aus deinen Augen schleichen sich
Die Perlentränentröpfchen.

Du sagst mir heimlich ein leises Wort,
Und gibst mir den Strauß von Zypressen.
Ich wache auf, und der Strauß ist fort,
Und das Wort hab ich vergessen.

LVII

Das ist ein Brausen und Heulen,
Herbstnacht und Regen und Wind;
Wo mag wohl jetzo weilen
Mein armes, banges Kind?

Ich seh sie am Fenster lehnen
Im einsamen Kämmerlein;
Das Auge gefüllt mit Tränen,
Starrt sie in die Nacht hinein.

LVIII

Der Herbstwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht ist feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einsam im Wald.

Und wie ich reite, so reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luftig
Nach meiner Liebsten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erscheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wendeltreppe stürm ich
Hinauf mit Sporengeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da ist es so duftig und warm,
Da harret meiner die Holde –
Ich fliege in ihren Arm.

Es säuselt der Wind in den Blättern,
Es spricht der Eichenbaum:
Was willst du, törichter Reiter,
Mit deinem törichten Traum?

LIX

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh!
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh.

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüten und Blätter viel!
Es kommen die neckenden Lüfte,
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend,
Taucht er ins Flutengrab.

Es ist so still und dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüt,
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

LX

Der Traumgott bracht mich in ein Riesenschloß,
Wo schwüler Zauberduft und Lichterschimmer,
Und bunte Menschenwoge sich ergoß
Durch labyrinthisch vielverschlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte sucht der bleiche Troß,
Mit Händeringen und mit Angstgewimmer.
Jungfraun und Ritter ragen aus der Menge,
Ich selbst bin fortgezogen im Gedränge.

Doch plötzlich steh ich ganz allein, und seh,
Und staun, wie schnell die Menge konnt verschwinden,
Und wandre fort allein, und eil, und geh
Durch die Gemächer, die sich seltsam winden.
Mein Fuß wird Blei, im Herzen Angst und Weh,
Verzweifl ich fast den Ausgang je zu finden.
Da komm ich endlich an das letzte Tor;
Ich will hinaus – o Gott, wer steht davor!

Es war die Liebste, die am Tore stand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne.
Ich soll zurückgehn, winkt sie mit der Hand;
Ich weiß nicht, ob sie warne oder zürne.
Doch aus den Augen bricht ein süßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.
Wie sie mich ansah, streng und wunderlich,
Und doch so liebevoll, erwachte ich.

LXI

Die Mitternacht war kalt und stumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum aus dem Schlaf gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geschüttelt.

LXII

Am Kreuzweg wird begraben
Wer selber sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum.

Am Kreuzweg stand ich und seufzte;
Die Nacht war kalt und stumm.
Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum.

LXIII

Wo ich bin, mich rings umdunkelt
Finsternis, so dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,
Liebste, deiner Augen Licht.

Mir erloschen ist der süßen
Liebessterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen —
Nimm mich auf, uralte Nacht!

LXIV

Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
Mit starrem Hirn und Herzen
Lag ich im Grabesgrund.

Wie lang, kann ich nicht sagen,
Daß ich geschlafen hab;
Ich wachte auf und hörte,
Wie 's pochte an mein Grab.

»Willst du nicht aufstehn, Heinrich?
Der ewge Tag bricht an,
Die Toten sind erstanden,
Die ewge Lust begann.«

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Bin ja noch immer blind;
Durch Weinen meine Augen
Gänzlich erloschen sind.

»Ich will dir küssen, Heinrich,
Vom Auge fort die Nacht;
Die Engel sollst du schauen,
Und auch des Himmels Pracht.«

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Noch blutets immerfort,
Wo du ins Herz mich stachest
Mit einem spitzgen Wort.

»Ganz leise leg ich, Heinrich,
Dir meine Hand aufs Herz;
Dann wird es nicht mehr bluten,
Geheilt ist all sein Schmerz.«

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Es blutet auch mein Haupt;
Hab ja hineingeschossen,
Als du mir wurdest geraubt.

»Mit meinen Locken, Heinrich,
Stopf ich des Hauptes Wund,
Und dräng zurück den Blutstrom,
Und mache dein Haupt gesund.«

Es bat so sanft, so lieblich,
Ich konnt nicht widerstehn;
Ich wollte mich erheben
Und zu der Liebsten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
Da stürzt' mit wilder Macht
Aus Kopf und Brust der Blutstrom,
Und sieh! – ich bin erwacht.

LXV

Die alten, bösen Lieder,
Die Träume schlimm und arg,
Die laßt uns jetzt begraben,
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg ich gar Manches,
Doch sag ich noch nicht was;
Der Sarg muß sein noch größer
Wie 's Heidelberger Faß.

Und holt eine Totenbahre,
Von Brettern fest und dick:
Auch muß sie sein noch länger
Als wie zu Mainz die Brück.

Und holt mir auch zwölf Riesen,
Die müssen noch stärker sein
Als wie der heilge Christoph
Im Dom zu Köln am Rhein.

Die sollen den Sarg forttragen
Und senken ins Meer hinab,
Denn solchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.

Wißt ihr, warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Die Heimkehr

1823–1824

I

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einst ein süßes Bild;
Nun das süße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder sind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüt,
Und um ihre Angst zu bannen,
Singen sie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich singe
Jetzo in der Dunkelheit;
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hats mich doch von Angst befreit.

II

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Lei getan.

III

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh;
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich,
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser, und Gärten, und Menschen,
Und Ochsen, und Wiesen, und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche,
Und springen im Gras herum:
Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre sein fernes Gesumm.

Am alten grauen Turme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenrot,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt, er schösse mich tot.

IV

Im Walde wandl ich und weine,
Die Drossel sitzt in der Höh;
Sie springt und singt gar feine:
Warum ist dir so weh?

»Die Schwalben, deine Schwestern,
Die könnens dir sagen, mein Kind;
Sie wohnten in klugen Nestern,
Wo Liebchens Fenster sind.«

V

Die Nacht ist feucht und stürmisch,
Der Himmel sternenleer;
Im Wald, unter rauschenden Bäumen,
Wandle ich schweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einsamen Jägerhaus;
Es soll mich nicht hin verlocken,
Dort sieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter sitzt ja
Im ledernen Lehnstuhl dort,
Unheimlich und starr, wie ein Steinbild,
Und spricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Försters rotköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchse,
Und lacht vor Wut und Hohn.

Die schöne Spinnerin weinet,
Und feuchtet mit Tränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt sich des Vaters Dachs.

VI

Als ich, auf der Reise, zufällig
Der Liebsten Familie fand,
Schwesterchen, Vater und Mutter,
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und sagten selber sogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Gesicht sei bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Basen,
Nach manchem langweilgen Geselln,
Und nach dem kleinen Hündchen
Mit seinem sanften Belln.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort:
Daß sie in den Wochen sei.

Und freundlich gratuliert ich,
Und lispelte liebevoll:
Daß man sie von mir recht herzlich
Viel tausendmal grüßen soll.

Schwesterchen rief dazwischen:
Das Hündchen, sanft und klein,
Ist groß und toll geworden,
Und ward ertränkt, im Rhein.

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Besonders wenn sie lacht;
Sie hat dieselben Augen,
Die mich so elend gemacht.

VII

Wir saßen am Fischerhause,
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und stiegen in die Höh.

Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählig angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt
Und zwischen Himmel und Wasser,
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftets und leuchtets,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer, und backen
Sich Fische, und quäken und schrein.

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr.

VIII

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertraust du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

IX

Der Mond ist aufgegangen
Und überstrahlt die Welln;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unsre Herzen schwelln.

Im Arm des holden Kindes
Ruh ich allein am Strand; —
Was horchst du beim Rauschen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?

»Das ist kein Rauschen des Windes,
Das ist der Seejungfern Gesang,
Und meine Schwestern sind es,
Die einst das Meer verschlang.«

X

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh, mit wilder Macht,
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möwe sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

XI

Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa! wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort türmt es sich weiß in die Höh.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum
Und wünsche: wär ich zu Haus.

XII

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnisvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen,
Und setzt sich zu mir an den Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und sie preßt mich,
Und tut mir fast ein Weh; –
Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!

»Ich preß dich, in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt.«

Der Mond schaut immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh; –
Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee!

»Es wird nicht trüber und nasser,
Mein Aug ist naß und trüb,
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb.«

Die Möwen schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See; –
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!

»Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!«

XIII

Wenn ich an deinem Hause
Des Morgens vorüber geh,
So freuts mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenster seh.

Mit deinen schwarzbraunen Augen
Siehst du mich forschend an:
Wer bist du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?

»Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

»Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt manchem im deutschen Land;
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt.«

XIV

Das Meer erglänzte weit hinaus,
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Tränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
Und bin aufs Knie gesunken;
Ich hab von deiner weißen Hand
Die Tränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückselge Weib
Vergiftet mit ihren Tränen.

XV

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein feines Schloß,
Da wohnen drei schöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah.

Doch Dienstag war eine Fete
Bei meinen drei Fräulein im Schloß;
Die Nachbarschafts-Herren und Damen,
Die kamen zu Wagen und Roß.

Ich aber war nicht geladen,
Und das habt ihr dumm gemacht!
Die zischelnden Muhmen und Basen,
Die merktens und haben gelacht.

XVI

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Türmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

XVII

Sei mir gegrüßt, du große,
Geheimnisvolle Stadt,
Die einst in ihrem Schoße
Mein Liebchen umschlossen hat.

Sagt an, ihr Türme und Tore,
Wo ist die Liebste mein?
Euch hab ich sie anvertrauet,
Ihr solltet mir Bürge sein.

Unschuldig sind die Türme,
Sie konnten nicht von der Stell,
Als Liebchen mit Koffern und Schachteln
Die Stadt verlassen so schnell.

Die Tore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwischen gar still;
Ein Tor ist immer willig,
Wenn eine Törin will.

XVIII

So wandl ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gassen;
Ich komme von meiner Liebsten Haus,
Das steht so leer und verlassen.

Die Straßen sind doch gar zu eng!
Das Pflaster ist unerträglich!
Die Häuser fallen mir auf den Kopf!
Ich eile so viel als möglich!

XIX

Ich trat in jene Hallen,
Wo sie mir Treue versprochen;
Wo einst ihre Tränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

XX

Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen,
In diesem Hause wohnte mein Schatz;
Sie hat schon längst die Stadt verlassen,
Doch steht noch das Haus auf demselben Platz.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe,
Und ringt die Hände, vor Schmerzensgewalt;
Mir graust es, wenn ich sein Antlitz sehe –
Der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.

Du Doppeltgänger! du bleicher Geselle!
Was äffst du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieser Stelle,
So manche Nacht, in alter Zeit?

XXI

Wie kannst du ruhig schlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech ich mein Joch.

Kennst du das alte Liedchen:
Wie einst ein toter Knab
Um Mitternacht die Geliebte
Zu sich geholt ins Grab?

Glaub mir, du wunderschönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch stärker
Als alle Toten sind!

XXII

»Die Jungfrau schläft in der Kammer,
Der Mond schaut zitternd hinein;
Da draußen singt es und klingt es,
Wie Walzermelodein.

Ich will mal schaun aus dem Fenster,
Wer drunten stört meine Ruh.
Da steht ein Totengerippe,
Und fiedelt und singt dazu:

Hast einst mir den Tanz versprochen,
Und hast gebrochen dein Wort,
Und heut ist Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt sie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das singend
Und fiedelnd schreitet voraus.

Es fiedelt und tänzelt und hüpfet,
Und klappert mit seinem Gebein,
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenschein.«

XXIII

Ich stand in dunkeln Träumen
Und starrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmutstränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Tränen flossen
Mir von den Wangen herab –
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich dich verloren hab!

XXIV

Ich unglückselger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen, muß ich tragen,
Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Du stolzes Herz! du hast es ja gewollt!
Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich
Oder unendlich elend, stolzes Herz,
Und jetzo bist du elend.

XXV

Die Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen ins Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab.

Nur einmal noch möcht ich dich sehen,
Und sinken vor dir aufs Knie,
Und sterbend zu dir sprechen:
Madame, ich liebe Sie!

XXVI

Mir träumte: traurig schaute der Mond,
Und traurig schienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hause geführt,
Ich küßte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren so kalt die Steine;
Es lugt aus dem Fenster die blasse Gestalt,
Beleuchtet vom Mondenscheine.

XXVII

Was will die einsame Träne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind,
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerflossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt ins Herz hinein.

Ach, meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einsame Träne,
Zerfließe jetzunder auch!

XXVIII

Der bleiche, herbstliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,
Der Sohn, der starret ins Licht,
Schlaftrunken dehnt sich die ältre,
Die jüngere Tochter spricht:

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehn!
Nur wenn sie einen begraben,
Bekommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
Du irrst, es starben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben
Dort an der Kirchhofstür.

Die ältre Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei Euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimnis gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
Ins magre Gesicht hinein:
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören pochen ans Fenster,
Und sehn eine winkende Hand;
Der tote Vater steht draußen
Im schwarzen Predgergewand.

XXIX

Das ist ein schlechtes Wetter,
Es regnet und stürmt und schneit;
Ich sitze am Fenster und schaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da schimmert ein einsames Lichtchen,
Das wandelt langsam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte sie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Fürs große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnstuhl,
Und blinzelt schläfrig ins Licht;
Die goldnen Locken wallen
Über das süße Gesicht.

XXX

Man glaubt, daß ich mich gräme
In bitterm Liebesleid,
Und endlich glaub ich es selber,
So gut wie andre Leut.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab es dir immer gesagt,
Daß ich dich unsäglich liebe,
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einsamer Kammer
Sprach ich auf solche Art,
Und ach! ich hab immer geschwiegen
In deiner Gegenwart.

Da gab es böse Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böse Engel
Bin ich so elend jetzund.

XXXI

Deine weißen Liljenfinger,
Könnt ich sie noch einmal küssen,
Und sie drücken an mein Herz,
Und vergehn in stillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: was bedeuten
Diese süßen, blauen Rätsel?

XXXII

»Hat sie sich denn nie geäußert
Über dein verliebtes Wesen?
Konntest du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe lesen?

»Konntest du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du bist ja sonst kein Esel,
Teurer Freund, in solchen Dingen.«

XXXIII

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

XXXIV

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

XXXV

Ich rief den Teufel und er kam,
Und ich sah ihn mit Verwundrung an.
Er ist nicht häßlich und ist nicht lahm,
Er ist ein lieber, scharmanter Mann,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Verbindlich und höflich und welterfahren.
Er ist ein gescheuter Diplomat,
Und spricht recht schön über Kirch und Staat.
Blaß ist er etwas, doch ist es kein Wunder,
Sanskrit und Hegel studiert er jetzunder.
Sein Lieblingspoet ist noch immer Fouqué.
Doch will er nicht mehr mit Kritik sich befassen,
Die hat er jetzt gänzlich überlassen
Der teuren Großmutter Hekate.
Er lobte mein juristisches Streben,
Hat früher sich auch damit abgegeben.
Er sagte, meine Freundschaft sei
Ihm nicht zu teuer, und nickte dabei,
Und frug: ob wir uns früher nicht
Schon einmal gesehn beim spanschen Gesandten?
Und als ich recht besah sein Gesicht,
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

XXXVI

Mensch, verspotte nicht den Teufel,
Kurz ist ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammnis
Ist kein bloßer Pöbelwahn.

Mensch, bezahle deine Schulden,
Lang ist ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es so oft getan.

XXXVII

Die heilgen drei Könige aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter;
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
Da sind sie hineingegangen;
Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heilgen drei Könige sangen.

XXXVIII

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei –
Kikereküh! sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe
Die tapezierten wir aus,
Und wohnten drin beisammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling und Knickse
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut,
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb und Treu und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! – – –

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und Alles rollt vorbei –
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb und Treu.

XXXIX

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch so wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut.

Doch jetzt ist alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen! eine Not!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel tot.

Und alles schaut so grämlich trübe,
So krausverwirrt und morsch und kalt,
Und wäre nicht das bißchen Liebe,
So gäb es nirgends einen Halt.

XL

Wie der Mond sich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen all auf dem Verdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glühn im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame, schön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rote Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au; –
Und das alles sah ich glänzen
In dem Aug der schönen Frau.

XLI

Im Traum sah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der sonst so blühende Leib.

Ein Kind trug sie auf dem Arme,
Ein andres führt sie an der Hand,
Und sichtbar ist Armut und Trübsal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie schwankte über den Marktplatz,
Und da begegnet sie mir,
Und sieht mich an, und ruhig
Und schmerzlich sag ich zu ihr:

Komm mit nach meinem Hause,
Denn du bist blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir schaffen Speis und Trank.

Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei dir sind,
Vor allem aber dich selber,
Du armes, unglückliches Kind.

Ich will dir nie erzählen,
Daß ich dich geliebet hab,
Und wenn du stirbst, so will ich
Weinen auf deinem Grab.

XLII

»Teurer Freund! Was soll es nützen,
Stets das alte Lied zu leiern?
Willst du ewig brütend sitzen
Auf den alten Liebes-Eiern?

»Ach! das ist ein ewig Gattern,
Aus den Schalen kriechen Küchlein,
Und sie piepsen und sie flattern,
Und du sperrst sie in ein Büchlein.«

XLIII

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Leidensklängen
Manche noch vernehmlich tönen
In den neuesten Gesängen.

Wartet nur, es wird verhallen
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

XLIV

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Torheit entledge;
Ich hab so lang als ein Komödiant
Mit dir gespielt die Komödie.

Die prächtgen Kulissen, sie waren bemalt
Im hochromantischen Stile,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tands entledge,
Noch immer elend fühl ich mich,
Als spielt ich noch immer Komödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich was ich gefühlet;
Ich hab mit dem Tod in der eignen Brust
Den sterbenden Fechter gespielet.

XLV

Den König Wiswamitra,
Den treibts ohne Rast und Ruh,
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Wasischtas Kuh.

O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs bist du,
Daß du so viel kämpfest und büßest,
Und alles für eine Kuh!

XLVI

Herz, mein Herz, sei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geschick,
Neuer Frühling gibt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfst du lieben!

XLVII

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

XLVIII

Kind! Es wäre dein Verderben,
Und ich geb mir selber Mühe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mirs so leicht gelinget,
Will mich dennoch fast betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchtest du mich dennoch lieben!

XLIX

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kissen gehüllt,
So schwebt mir vor ein süßes,
Anmutig liebes Bild.

Wenn mir der stille Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So schleicht das Bild sich leise
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

L

Mädchen mit dem roten Mündchen,
Mit den Äuglein süß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk ich immerdar.

Lang ist heut der Winterabend,
Und ich möchte bei dir sein,
Bei dir sitzen, mit dir schwatzen,
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt ich pressen
Deine kleine, weiße Hand,
Und mit Tränen sie benetzen,
Deine kleine, weiße Hand.

LI

Mag da draußen Schnee sich türmen,
Mag es hageln, mag es stürmen,
Klirrend mir ans Fenster schlagen,
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Brust
Liebchens Bild und Frühlingslust.

LII

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du schöne Sonne.

Gib mir Küsse, gib mir Wonne,
Sei mir gütig, sei mir gnädig,
Schönste Sonne unter den Mädchen,
Schönstes Mädchen unter der Sonne!

LIII

Verriet mein blasses Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willst du, daß der stolze Mund
Das Bettelwort gestehe?

O, dieser Mund ist viel zu stolz,
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

LIV

Teurer Freund, du bist verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf,
Heller wird es dir im Herzen.

Teurer Freund, du bist verliebt,
Und du willst es nicht bekennen,
Und ich seh des Herzens Glut
Schon durch deine Weste brennen.

LV

Ich wollte bei dir weilen
Und an deiner Seite ruhn;
Du mußtest von mir eilen;
Du hattest viel zu tun.

Ich sagte, daß meine Seele
Dir gänzlich ergeben sei;
Du lachtest aus voller Kehle,
Und machtest 'nen Knicks dabei.

Du hast noch mehr gesteigert
Mir meinen Liebesverdruß,
Und hast mir sogar verweigert
Am Ende den Abschiedskuß.

Glaub nicht, daß ich mich erschieße,
Wie schlimm auch die Sachen stehn!
Das alles, meine Süße,
Ist mir schon einmal geschehn.

LVI

Saphire sind die Augen dein,
Die lieblichen, die süßen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Den sie mit Liebe grüßen.

Dein Herz, es ist ein Diamant,
Der edle Lichter sprühet.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Für den es liebend glühet.

Rubinen sind die Lippen dein,
Man kann nicht schönre sehen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Dem sie die Liebe gestehen.

O, kennt ich nur den glücklichen Mann,
O, daß ich ihn nur fände,
So recht allein im grünen Wald,
Sein Glück hätt bald ein Ende.

LVII

Habe mich mit Liebesreden
Festgelogen an dein Herz,
Und, verstrickt in eignen Fäden,
Wird zum Ernste mir mein Scherz.

Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernst,
Nahn sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß mich tot im Ernst.

LVIII

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben!
Ich will mich zum deutschen Professor begeben.
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

LIX

Ich hab mir lang den Kopf zerbrochen,
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,
Doch deine liebenswürdigen Augen,
Sie haben mich zum Entschluß gebracht.

Jetzt bleib ich, wo deine Augen leuchten,
In ihrer süßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt es nimmermehr gedacht.

LX

Sie haben heut abend Gesellschaft,
Und das Haus ist lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenster
Bewegt sich ein Schattenbild.

Du schaust mich nicht, im Dunkeln
Steh ich hier unten allein;
Noch wenger kannst du schauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du siehst es nicht.

LXI

Ich wollt, meine Schmerzen ergössen
Sich all in ein einziges Wort,
Das gäb ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzerfüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

LXII

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Auf deine schönen Augen
Hab ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mit deinen schönen Augen
Hast du mich gequält so sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

LXIII

Wer zum ersten Male liebt,
Seis auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit – und sterbe.

LXIV

Gaben mir Rat und gute Lehren,
Überschütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten sollt,
Haben mich protegieren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegieren,
Hätte ich können vor Hunger krepieren,
Wär nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er sich meiner an.

Braver Mann! Er schafft mir zu essen!
Will es ihm nie und nimmer vergessen!
Schade, daß ich ihn nicht küssen kann!
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

LXV

Diesen liebenswürdgen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich mit Austern,
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohlbefinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmut, meinen Witzen;
Eifrig und geschäftig ist er
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends, in Gesellschaft,
Mit begeistertem Gesichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

LXVI

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess ich und Konfekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt, ich wär auf Erden,
Und wär ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh, mach dich auf die Sohlen,
Und meinen teuren Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

Such ihn nicht im Kollegium,
Such ihn beim Glas Tokayer;
Such ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such ihn bei Mamsell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung, ich bin der liebe Gott,
Und ich regier die Erde!
Ich habs ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder tu ich alle Tag,
Die sollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Berlin beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß,
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Auster, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronensaft
Soll tauig sie begießen,
Und in den Straßengössen soll
Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die Berliner sich,
Sie gehen schon ans Fressen;
Die Herren von dem Landgericht
Die saufen aus den Gössen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Götterfraße!
Die Leutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnderichs,
Das sind die klügsten Leute,
Sie denken, alle Tag geschieht
Kein Wunder so wie heute.

LXVII

Ich hab Euch im besten Juli verlassen,
Und find Euch wieder im Januar;
Ihr saßet damals so recht in der Hitze,
Jetzt seid Ihr gekühlt und kalt sogar.

Bald scheid ich nochmals, und komm ich einst wieder,
Dann seid Ihr weder warm noch kalt,
Und über Eure Gräber schreit ich,
Und das eigne Herz ist arm und alt.

LXVIII

Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus schönen Armen, die uns fest umschlossen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Da kam der Schwager schon mit seinen Rossen.

Das ist das Leben, Kind! Ein ewig Jammern,
Ein ewig Abschiednehmen, ewges Trennen!
Konnt denn dein Herz das meinge nicht umklammern?
Hat selbst dein Auge mich nicht halten können?

LXIX

Wir fuhren allein im dunkeln
Postwagen die ganze Nacht;
Wir ruhten einander am Herzen,
Wir haben gescherzt und gelacht.

Doch als es morgens tagte,
Mein Kind, wie staunten wir!
Denn zwischen uns saß Amor,
Der blinde Passagier.

LXX

Das weiß Gott, wo sich die tolle
Dirne einquartieret hat;
Fluchend, in dem Regenwetter,
Lauf ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gasthof
Nach dem andern hingerannt,
Und an jeden groben Kellner
Hab ich mich umsonst gewandt.

Da erblick ich sie am Fenster,
Und sie winkt und kichert hell.
Konnt ich wissen, du bewohntest,
Mädchen, solches Prachthotel!

LXXI

Wie dunkle Träume stehen
Die Häuser in langer Reih;
Tief eingehüllt im Mantel,
Schreite ich schweigend vorbei.

Der Turm der Kathedrale
Verkündet die zwölfte Stund;
Mit ihren Reizen und Küssen
Erwartet mich Liebchen jetzund.

Der Mond ist mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor;
Da bin ich an ihrem Hause,
Und freudig ruf ich empor:

Ich danke dir, alter Vertrauter,
Daß du meinen Weg erhellt;
Jetzt will ich dich entlassen,
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

Und findest du einen Verliebten,
Der einsam klagt sein Leid,
So tröst ihn, wie du mich selber
Getröstet in alter Zeit.

LXXII

Und bist du erst mein ehlich Weib,
Dann bist du zu beneiden,
Dann lebst du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Pläsier und Freuden.

Und wenn du schiltst und wenn du tobst,
Ich werd es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verse nicht lobst,
Laß ich mich von dir scheiden.

LXXIII

An deine schneeweiße Schulter
Hab ich mein Haupt gelehnt,
Und heimlich kann ich behorchen,
Wonach dein Herz sich sehnt.

Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Tor herein,
Und morgen will mich verlassen
Die Herzallerliebste mein.

Und willst du mich morgen verlassen,
So bist du doch heute noch mein,
Und in deinen schönen Armen
Will ich doppelt selig sein.

LXXIV

Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Tor hinaus;
Da komm ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Rosenstrauß.

Das war eine wilde Wirtschaft!
Kriegsvolk und Landesplag!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag.

LXXV

Habe auch, in jungen Jahren,
Manches bittre Leid erfahren
Von der Liebe Glut.
Doch das Holz ist gar zu teuer,
Und erlöschen will das Feuer,
Ma foi! und das ist gut.

Das bedenke, junge Schöne,
Schicke fort die dumme Träne,
Und den dummen Liebesharm.
Ist das Leben dir geblieben,
So vergiß das alte Lieben,
Ma foi! in meinem Arm.

LXXVI

Bist du wirklich mir so feindlich,
Bist du wirklich ganz verwandelt?
Aller Welt will ich es klagen,
Daß du mich so schlecht behandelt.

O ihr undankbaren Lippen,
Sagt, wie könnt ihr Schlimmes sagen
Von dem Manne, der so liebend
Euch geküßt, in schönen Tagen?

LXXVII

Ach, die Augen sind es wieder
Die mich einst so lieblich grüßten,
Und es sind die Lippen wieder,
Die das Leben mir versüßten!

Auch die Stimme ist es wieder,
Die ich einst so gern gehöret!
Nur ich selber bins nicht wieder,
Bin verändert heimgekehret.

Von den weißen, schönen Armen
Fest und liebevoll umschlossen,
Lieg ich jetzt an ihrem Herzen,
Dumpfen Sinnes und verdrossen.

LXXVIII

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

LXXIX

Doch die Kastraten klagten,
Als ich meine Stimm erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben sie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kristalle,
Sie klangen so fein und rein.

Sie sangen von Liebessehnen,
Von Liebe und Liebeserguß;
Die Damen schwammen in Tränen
Bei solchem Kunstgenuß.

LXXX

Auf den Wällen Salamankas
Sind die Lüfte lind und labend;
Dort, mit meiner holden Donna,
Wandle ich am Sommerabend.

Um den schlanken Leib der Schönen
Hab ich meinen Arm gebogen,
Und mit selgem Finger fühl ich
Ihres Busens stolzes Wogen.

Doch ein ängstliches Geflüster
Zieht sich durch die Lindenbäume,
Und der dunkle Mühlbach unten
Murmelt böse, bange Träume.

»Ach Sennora, Ahnung sagt mir:
Einst wird man mich relegieren,
Und auf Salamankas Wällen
Gehn wir nimmermehr spazieren.«

LXXXI

Neben mir wohnt Don Henriques,
Den man auch den Schönen nennet;
Nachbarlich sind unsre Zimmer
Nur von dünner Wand getrennet.

Salamankas Damen glühen,
Wenn er durch die Straßen schreitet,
Sporenklirrend, schnurrbartkräuselnd,
Und von Hunden stets begleitet.

Doch in stiller Abendstunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Gitarre,
In der Seele süße Träume.

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantasieren, –
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geschnarr und Quinquilieren.

LXXXII

Kaum sahen wir uns, und an Augen und Stimme
Merkt ich, daß du mir gewogen bist;
Stand nicht dabei die Mutter, die schlimme,
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküßt.

Und morgen verlasse ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenster mein blondes Mädchen,
Und freundliche Grüße werf ich hinauf.

LXXXIII

Über die Berge steigt schon die Sonne,
Die Lämmerherde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal säh ich dich gar zu gern!

Ich schaue hinauf, mit spähender Miene –
Leb wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt sich keine Gardine;
Sie liegt noch und schläft – und träumt von mir?

LXXXIV

Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Ei, du hallischer Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht ein großer Riese.
Er hat ein Schwert und regt sich nicht,
Er ist vor Schreck versteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht eine große Kirche.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

LXXXV

Dämmernd liegt der Sommerabend
Über Wald und grünen Wiesen;
Goldner Mond, im blauen Himmel,
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt sich in dem Wasser,
Und der Wandrer hört ein Plätschern
Und ein Atmen in der Stille.

Dorten an dem Bach alleine,
Badet sich die schöne Elfe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenscheine.

LXXXVI

Nacht liegt auf den fremden Wegen,
Krankes Herz und müde Glieder; –
Ach, da fließt, wie stiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheuchest du das nächtge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen übertauen.

LXXXVII

Der Tod das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd gemacht.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör es sogar im Traum.

LXXXVIII

»Sag, wo ist dein schönes Liebchen,
Das du einst so schön besungen,
Als die zaubermächtgen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?«

Jene Flammen sind erloschen,
Und mein Herz ist kalt und trübe,
Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe.

Götterdämmerung

Der Mai ist da mit seinen goldnen Lichtern
Und seidnen Lüften und gewürzten Düften,
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüten,
Und grüßt aus tausend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenschein und Morgentau,
Und ruft herbei die lieben Menschenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem ersten Ruf.
Die Männer ziehn die Nankinhosen an
Und Sonntagsröck mit goldnen Spiegelknöpfen;
Die Frauen kleiden sich in Unschuldweiß;
Jünglinge kräuseln sich den Frühlingsschnurrbart;
Jungfrauen lassen ihre Busen wallen;
Die Stadtpoeten stecken in die Tasche
Papier und Bleistift und Lorgnett; – und jubelnd
Zieht nach dem Tor die krausbewegte Schar,
Und lagert draußen sich auf grünem Rasen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachsen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der lustgen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.

Zu mir kam auch der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Tür und rief: Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küssen!
Ich hielt verriegelt meine Tür, und rief:
Vergebens lockst du mich, du schlimmer Gast.
Ich habe dich durchschaut, ich hab durchschaut
Den Bau der Welt, und hab zu viel geschaut,
Und viel zu tief, und hin ist alle Freude,
Und ewge Qualen zogen in mein Herz.
Ich schaue durch die steinern harten Rinden
Der Menschenhäuser und der Menschenherzen,

Und schau in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Gesichtern les ich die Gedanken,
Viel schlimme. In der Jungfrau Schamerröten
Seh ich geheime Lust begehrlich zittern;
Auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt
Seh ich die lachend bunte Schellenkappe;
Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich sehe durch den Grund der alten Erde,
Als sei sie von Kristall, und seh das Grausen,
Das mit dem freudgen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich strebt. Ich seh die Toten;
Sie liegen unten in den schmalen Särgen,
Die Händ gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angesicht,
Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer.
Ich seh, der Sohn setzt sich mit seiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab; –
Spottlieder singen rings die Nachtigallen; –
Die sanften Wiesenblümchen lachen hämisch; –
Der tote Vater regt sich in dem Grab; –
Und schmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn ich!
Ich seh die Glut in deinem Busen wühlen,
Und deine tausend Adern seh ich bluten,
Und seh, wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorströmt Flamm und Rauch und Blut.
Ich sehe deine trotzgen Riesensöhne,
Uralte Brut, aus dunkeln Schlünden steigend,
Und rote Fackeln in den Händen schwingend; –
Sie legen ihre Eisenleiter an,
Und stürmen wild hinauf zur Himmelsfeste; –
Und schwarze Zwerge klettern nach; – und knisternd
Zerstieben droben alle goldnen Sterne.

Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend stürzen nieder,
Aufs Angesicht, die frommen Engelscharen.
Auf seinem Trone sitzt der bleiche Gott,
Reißt sich vom Haupt die Kron, zerrauft sein Haar –
Und näher drängt heran die wilde Rotte.
Die Riesen werfen ihre roten Fackeln
Ins weite Himmelreich, die Zwerge schlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken; –
Die winden sich und krümmen sich vor Qualen,
Und werden bei den Haaren fortgeschleudert; –
Und meinen eignen Engel seh ich dort,
Mit seinen blonden Locken, süßen Zügen,
Und mit der ewgen Liebe um den Mund,
Und mit der Seligkeit im blauen Auge –
Und ein entsetzlich häßlich schwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinsend seine edlen Glieder,
Umschlingt ihn fest mit zärtlicher Umschlingung –
Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd und Himmel stürzen
Zusammen, und es herrscht die alte Nacht.

Ratcliff

Der Traumgott brachte mich in eine Landschaft,
Wo Trauerweiden mir »Willkommen« winkten
Mit ihren langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schwesteraugen still mich ansahn,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitschern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt schien,
Und Stimmen und Gestalten mich begrüßten,
Wie einen alten Freund, und wo doch alles
So fremd mir schien, so wunderseltsam fremd.
Vor einem ländlich schmucken Hause stand ich,
In meiner Brust bewegte sichs, im Kopfe
Wars ruhig, ruhig schüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reisekleidern,
Grell klang die Klingel, und die Tür ging auf.

Da waren Männer, Frauen, viel bekannte
Gesichter. Stiller Kummer lag auf allen
Und heimlich scheue Angst. Seltsam verstört,
Mit Beileidsmienen fast, sahn sie mich an,
Daß es mir selber durch die Seele schauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.
Die alte Margret hab ich gleich erkannt;
Ich sah sie forschend an, jedoch sie sprach nicht.
»Wo ist Maria?« fragt ich, doch sie sprach nicht,
Griff leise meine Hand, und führte mich
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Totenstille herrschte,
Und führt' mich endlich in ein dämmernd Zimmer,
Und zeigt', mit abgewandtem Angesicht,
Nach der Gestalt, die auf dem Sofa saß.
»Sind Sie Maria?« fragt ich. Innerlich
Erstaunt ich selber ob der Festigkeit,

Womit ich sprach. Und steinern und metallos
Scholl eine Stimm: »So nennen mich die Leute.«
Ein schneidend Weh durchfröstelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch
Die einst so süße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lilakleid,
Nachlässig angezogen, Busen schlotternd,
Die Augen gläsern starr, die Wangenmuskeln
Des weißen Angesichtes lederschlaff —
Ach, jenes Weib war doch die einst so schöne,
Die blühend holde liebliche Maria!
»Sie waren lang auf Reisen!« sprach sie laut,
Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,
»Sie schaun nicht mehr so schmachtend, liebster Freund,
Sie sind gesund, und pralle Lend und Wade
Bezeugt Solidität.« Ein süßlich Lächeln
Umzitterte den gelblich blassen Mund.
In der Verwirrung sprachs aus mir hervor:
»Man sagte mir, Sie haben sich vermählt?«
»Ach ja!« sprach sie gleichgültig laut und lachend,
»Hab einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder ist, Gemahl sich nennt; doch Holz
Ist Holz!« Und klanglos widrig lachte sie,
Daß kalte Angst durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff: — sind das die keuschen,
Die blumenkeuschen Lippen von Maria?
Sie aber hob sich in die Höh, nahm rasch
Vom Stuhl den Kaschemir, warf ihn
Um ihren Hals, hing sich an meinen Arm,
Zog mich von hinnen, durch die offne Haustür,
Und zog mich fort durch Feld und Busch und Au.

Die glühend rote Sonnenscheibe schwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überstrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majestätisch floß.

»Sehn Sie das große goldne Auge schwimmen
Im blauen Wasser?« rief Maria hastig.
»Still, armes Wesen!« sprach ich, und ich schaute
Im Dämmerlicht ein märchenhaftes Weben.
Es stiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umschlangen sich mit weißen, weichen Armen;
Die Veilchen sahn sich zärtlich an, sehnsüchtig
Zusammenbeugten sich die Liljenkelche;
Aus allen Rosen glühten Wollustgluten;
Die Nelken wollten sich im Hauch entzünden;
In selgen Düften schwelgten alle Blumen,
Und alle weinten stille Wonnetränen,
Und alle jauchzten: Liebe! Liebe! Liebe!
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkäfer summten feine Elfenliedchen,
Die Abendwinde flüsterten, es rauschten
Die Eichen, schmelzend sang die Nachtigall –
Und zwischen all dem Flüstern, Rauschen, Singen
Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing:
»Ich kenn Ihr nächtlich Treiben auf dem Schloß;
Der lange Schatten ist ein guter Tropf,
Er nickt und winkt zu allem, was man will;
Der Blaurock ist ein Engel; doch der Rote,
Mit blankem Schwert, ist Ihnen spinnefeind.«
Und noch viel buntre, wunderliche Reden
Schwatzt' sie in einem fort, und setzte sich,
Ermüdet, mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume steht.

Da saßen wir beisammen, still und traurig,
Und sahn uns an, und wurden immer traurger.
Die Eiche säuselte wie Sterbeseufzer,
Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab.
Doch rote Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Marias weißes Antlitz,

Und lockten Glut aus ihren starren Augen,
Und mit der alten, süßen Stimme sprach sie:
»Wie wußtest Du, daß ich so elend bin?
Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern.«

Eiskalt durchzogs mir da die Brust, mir grauste
Ob meinem eignen Wahnsinn, der die Zukunft
Geschaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
Und vor Entsetzen bin ich aufgewacht.

Donna Clara

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkaden Tochter;
Pauken- und Trommetenjubel
Klingt herunter von dem Schlosse.

»Lästig werden mir die Tänze
Und die süßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die so zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

»Überlästig wird mir alles,
Seit ich sah, beim Strahl des Mondes,
Jenen Ritter, dessen Laute
Nächtens mich ans Fenster lockte.

»Wie er stand so schlank und mutig,
Und die Augen leuchtend schossen
Aus dem edelblassen Antlitz,
Glich er wahrlich Sankt Georgen.«

Also dachte Donna Clara,
Und sie schaute auf den Boden;
Wie sie aufblickt, steht der schöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeflüsternd
Wandeln sie umher im Mondschein,
Und der Zephir schmeichelt freundlich,
Märchenartig grüßen Rosen.

Märchenartig grüßen Rosen,
Und sie glühn wie Liebesboten. –
Aber sage mir, Geliebte,
Warum du so plötzlich rot wirst?

»Mücken stachen mich, Geliebter,
Und die Mücken sind, im Sommer,
Mir so tief verhaßt, als wärens
Langenasge Judenrotten.«

Laß die Mücken und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.
Von den Mandelbäumen fallen
Tausend weiße Blütenflocken.

Tausend weiße Blütenflocken
Haben ihren Duft ergossen. –
Aber sage mir, Geliebte,
Ist dein Herz mir ganz gewogen?

»Ja, ich liebe dich, Geliebter,
Bei dem Heiland seis geschworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückisch einst ermordet.«

Laß den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.
In der Ferne schwanken traumhaft
Weiße Liljen, lichtumflossen.

Weise Liljen, lichtumflossen,
Blicken nach den Sternen droben. –
Aber sage mir, Geliebte,
Hast du auch nicht falsch geschworen?

»Falsch ist nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Brust kein Tropfen
Blut ist von dem Blut der Mohren
Und des schmutzgen Judenvolkes.«

Laß die Mohren und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend;
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten;
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Atemholen.

Aber Pauken und Trommeten
Schallen plötzlich aus dem Schlosse,
Und erwachend hat sich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

»Horch! da ruft es mich, Geliebter;
Doch, bevor wir scheiden, sollst du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir so lang verborgen.«

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küßt die Finger seiner Donna,
Küßt die Lippen und die Stirne,
Und er spricht zuletzt die Worte:

Ich, Sennora, Eur Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa.

Almansor

1

In dem Dome zu Corduva
Stehen Säulen, dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Riesensäulen
Tragen die gewaltge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden
Ziehn von oben sich bis unten
Des Korans arabsche Sprüche,
Klug und blumenhaft verschlungen.

Mohrenkönge bauten weiland
Dieses Haus zu Allahs Ruhme,
Doch hat vieles sich verwandelt
In der Zeiten dunkelm Strudel.

Auf dem Turme, wo der Türmer
Zum Gebete aufgerufen,
Tönet jetzt der Christenglocken
Melancholisches Gesumme.

Auf den Stufen, wo die Gläubgen
Das Prophetenwort gesungen,
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Messe fades Wunder.

Und das ist ein Drehn und Winden
Vor den buntbemalten Puppen,
Und das blökt und dampft und klingelt,
Und die dummen Kerzen funkeln.

In dem Dome zu Corduva
Steht Almansor ben Abdullah,
All die Säulen still betrachtend,
Und die stillen Worte murmelnd:

»O, ihr Säulen, stark und riesig,
Einst geschmückt zu Allahs Ruhme,
Jetzo müßt ihr dienend huldgen
Dem verhaßten Christentume!

»Ihr bequemt euch in die Zeiten,
Und ihr tragt die Last geduldig; –
Ei, da muß ja wohl der Schwächre
Noch viel leichter sich beruhgen.«

Und sein Haupt, mit heiterm Antlitz,
Beugt Almansor ben Abdullah
Über den gezierten Taufstein,
In dem Dome zu Corduva.

2

Hastig schritt er aus dem Dome,
Jagte fort auf wildem Rappen,
Daß im Wind die feuchten Locken
Und des Hutes Federn wallen.

Auf dem Weg nach Alkolea,
Dem Guadalquivir entlange,
Wo die weißen Mandeln blühen,
Und die duftgen Goldorangen;

Dorten jagt der lustge Ritter,
Pfeift und singt, und lacht behaglich,
Und es stimmen ein die Vögel
Und des Stromes laute Wasser.

In dem Schloß zu Alkolea
Wohnet Clara de Alvares,
In Navarra kämpft ihr Vater,
Und sie freut sich mindern Zwanges.

Und Almansor hört schon ferne
Pauken und Trommeten schallen,
Und er sieht des Schlosses Lichter
Blitzen durch der Bäume Schatten.

In dem Schloß zu Alkolea
Tanzen zwölf geschmückte Damen,
Tanzen zwölf geschmückte Ritter,
Doch am schönsten tanzt Almansor.

Wie beschwingt von muntrer Laune,
Flattert er herum im Saale,
Und er weiß den Damen allen
Süße Schmeichelein zu sagen.

Isabellens schöne Hände
Küßt er rasch, und springt von dannen;
Und er setzt sich vor Elviren,
Und er schaut ihr froh ins Antlitz.

Lachend fragt er Leonoren:
Ob er heute ihr gefalle?
Und er zeigt die goldnen Kreuze
Eingestickt in seinen Mantel.

Er versichert jeder Dame:
Daß er sie im Herzen trage;
Und »so wahr ich Christ bin!« schwört er
Dreißigmal an jenem Abend.

3

In dem Schloß zu Alkolea
Ist verschollen Lust und Klingen,
Herrn und Damen sind verschwunden,
Und erloschen sind die Lichter.

Donna Clara und Almansor
Sind allein im Saal geblieben;
Einsam streut die letzte Lampe
Über beide ihren Schimmer.

Auf dem Sessel sitzt die Dame,
Auf dem Schemel sitzt der Ritter,
Und sein Haupt, das schlummermüde,
Ruht auf den geliebten Knieen.

Rosenöl, aus goldnem Fläschchen,
Gießt die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansors braune Locken –
Und er seufzt aus Herzenstiefe.

Süßen Kuß, mit sanftem Munde,
Drückt die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansors braune Locken –
Und es wölkt sich seine Stirne.

Tränenflut, aus lichten Augen,
Weint die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansors braune Locken –
Und es zuckt um seine Lippen.

Und er träumt: er stehe wieder,
Tief das Haupt gebeugt und triefend,
In dem Dome zu Corduva,
Und er hört viel dunkle Stimmen.

All die hohen Riesensäulen
Hört er murmeln unmutgrimmig,
Länger wollen sie's nicht tragen,
Und sie wanken und sie zittern; —

Und sie brechen wild zusammen,
Es erbleichen Volk und Priester,
Krachend stürzt herab die Kuppel,
Und die Christengötter wimmern.

Die Wallfahrt nach Kevlaar

1

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
»Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?«

»Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör und seh;
Ich denk an das tote Gretchen,
Da tut das Herz mir weh.« –

»Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.«

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
Gelobt seist du, Marie!

2

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend,
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß und Händ.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund;
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz.
»Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.«

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Träne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

»Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

»Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

»Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist tot jetzund –
Marie, dir bring ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund.

»Heil du mein krankes Herze –
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!«

3

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt seist du, Marie!

Aus der Harzreise
1824

Prolog

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren –
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen –
Ach, mich tötet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

Bergidylle

1

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Ausgeschnitzelt wunderlich,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schoß;
Äuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurros.

Und die lieben, blauen Sterne
Schaun mich an so himmelgroß,
Und sie legt den Liljenfinger
Schalkhaft auf die Purpurros.

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zither,
Und er singt die alte Weis.

Und die Kleine flüstert leise,
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimnis
Hat sie mir schon anvertraut.

»Aber seit die Muhme tot ist,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten ist es gar zu schön.

»Hier dagegen ist es einsam,
Auf der kalten Bergeshöh,
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie begraben in dem Schnee.

»Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht mich wie ein Kind
Vor den bösen Bergesgeistern,
Die des Nachts geschäftig sind.«

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt.

Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnurrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwischen,
Und die alte Weise summt:

»Fürcht dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!«

2

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht ans niedre Fensterlein,
Und der Mond, der stille Lauscher,
Wirft sein goldnes Licht herein.

Vater, Mutter schnarchen leise
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir beide, selig schwatzend,
Halten uns einander wach.

»Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

»Jenes böse, kalte Zucken,
Das erschreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angst beschwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

»Auch bezweifl ich, daß du glaubest,
Was so rechter Glauben heißt —
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heilgen Geist?«

Ach, mein Kindchen, schon als Knabe,
Als ich saß auf Mutters Schoß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die schöne Erd erschaffen,
Und die schönen Menschen drauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich schon,
Ich begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub ich an den heilgen Geist.

Dieser tat die größten Wunder,
Und viel größre tut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

Er verscheucht die bösen Nebel
Und das dunkle Hirngespinst,
Das uns Lieb und Lust verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinst.

Tausend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heilge Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat sie mutbeseelt.

Ihre teuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,
Solche stolze Ritter sehn?

Nun, so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich und schaue dreist;
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heilgen Geist.

3

Still versteckt der Mond sich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unsre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glühn die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen spricht:

»Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

»Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest.

»Und die Katz ist eine Hexe,
Denn sie schleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geisterberge,
Nach dem altverfallnen Turm.

»Dort hat einst ein Schloß gestanden,
Voller Lust und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Fraun und Knappen
Schwangen sich im Fackeltanz.

»Da verwünschte Schloß und Leute
Eine böse Zauberin,
Nur die Trümmer blieben stehen,
Und die Eulen nisten drin.

»Doch die selge Muhme sagte:
Wenn man spricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort:

»So verwandeln sich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder lustig
Ritter, Fraun und Knappentroß;

»Und wer jenes Wort gesprochen,
Dem gehören Schloß und Leut,
Pauken und Trompeten huldgen
Seiner jungen Herrlichkeit.«

Also blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röselein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenschein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ,
Gibt den Fingern hübsche Namen,
Lacht und küßt, und schweigt am End.

Und im stillen Zimmer alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Tisch und Schrank, mir ist als hätt ich
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von selber an zu klingen,
Und ich sitze wie im Traum.

Jetzo ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;
Ja, ich glaube, von den Lippen
Gleitet mir das rechte Wort.

Siehst du, Kindchen, wie schon dämmert
Und erbebt die Mitternacht!
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald; —

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rote Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor;
Liljen, wie kristallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schaun herab mit Sehnsuchtglut;
In der Liljen Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenflut.

Doch wir selber, süßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern lustig um uns her.

Du, du wurdest zur Prinzessin,
Diese Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Fraun und Knappentroß.

Aber Ich, ich hab erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut;
Pauken und Trompeten huldgen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Der Hirtenknabe

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron;
Über seinem Haupt die Sonne
Ist die große, goldne Kron.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rotbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh,
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusizi.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Widerhallet in der Rund.

Schläfrig lallt der junge König:
»Das Regieren ist so schwer;
Ach, ich wollt, daß ich zu Hause
Schon bei meiner Köngin wär!

»In den Armen meiner Köngin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!«

Auf dem Brocken

Heller wird es schon im Osten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere schwimmen.

Hätt ich Siebenmeilenstiefel,
Lief ich, mit der Hast des Windes,
Über jene Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,
Zög ich leise die Gardinen,
Leise küßt ich ihre Stirne,
Leise ihres Munds Rubinen.

Und noch leiser wollt ich flüstern
In die kleinen Liljenohren:
Denk im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Die Ilse

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well,
Du sollst deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst du liegen und träumen
Von alter Märchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Es bleiben tot die Toten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Komm in mein Schloß herunter,
In mein kristallenes Schloß.
Dort tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisensporn,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang; —
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet erklang.

Die Nordsee
1825—1826

Erster Zyklus

I

Krönung

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrschen soll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben
Reiß ich das strahlend rote Gold,
Und webe draus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt.
Von der flatternd blauseidnen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid ich ein kostbar Stück,
Und häng es dir, als Krönungsmantel,
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Hofstaat
Von steifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantasie,
Als Herold, die lachende Träne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich selber, Königin,
Ich kniee vor dir nieder,
Und huldgend, auf rotem Sammetkissen,
Überreiche ich dir
Das bißchen Verstand,
Das mir, aus Mitleid, noch gelassen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

II

Abenddämmerung

Am blassen Meeresstrande
Saß ich gedankenbekümmert und einsam.
Die Sonne neigte sich tiefer, und warf
Glührote Streifen auf das Wasser,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Flut gedrängt,
Schäumten und rauschten näher und näher –
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,
Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen –
Mir war, als hört ich verschollne Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einst, als Knabe,
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend,
Auf den Treppensteinen der Haustür,
Zum stillen Erzählen niederkauerten,
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen; –
Während die großen Mädchen,
Neben duftenden Blumentöpfen,
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

III

Sonnenuntergang

Die glühend rote Sonne steigt
Hinab ins weitaufschauernde,
Silbergraue Weltenmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Ehpaar.

Jetzt am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts,
Am Himmel, wandelt Luna,
Die arme Mutter
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmut,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Tränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden, schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: »Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir —«
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein flutenkaltes Witwerbett.



Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos unendliche Bahnen,
Und können nicht sterben,
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,
Der niedriggepflanzte, der Tod=beglückte,
Ich klage nicht länger.

IV

Die Nacht am Strande

Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gärt das Meer;
Und über dem Meer, platt auf dem Bauch,
Liegt der ungestaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie 'n störriger Griesgram, der gutgelaunt wird,
Schwatzt er ins Wasser hinein,
Und erzählt viel tolle Geschichten,
Riesenmärchen, totschlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er
Beschwörungslieder der Edda,
Auch Runensprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hoch aufspringen und jauchzen,
Übermutberauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,
Über den flutbefeuchteten Sand,
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.
Wo er hintritt,
Sprühen Funken und knistern die Muscheln;
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel,
Und schreitet rasch durch die wehende Nacht; –
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich schimmert
Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See,
Und mutterseelallein blieb dort
In der Hütte die Fischertochter,
Die wunderschöne Fischertochter.
Am Herde sitzt sie,
Und horcht auf des Wasserkessels

Ahnungssüßes, heimliches Summen,
Und schüttet knisterndes Reisig ins Feuer,
Und bläst hinein,
Daß die flackernd roten Lichter
Zauberlieblich widerstrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Tür springt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebesicher ruht sein Auge
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,
Das schauernd vor ihm steht,
Gleich einer erschrockenen Lilje;
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und spricht:

Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederstiegen zu Töchtern der Menschen,
Und die Töchter der Menschen umarmten,
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeschlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch staune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und, ich bitte dich, koche mir Tee mit Rum,
Denn draußen wars kalt,
Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen,
Und einen unsterblichen Husten.

V

Poseidon

Die Sonnenlichter spielten
Über das weithinrollende Meer;
Fern auf der Reede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimat tragen sollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind.
Und ich saß noch ruhig auf weißer Düne,
Am einsamen Strand,
Und ich las das Lied vom Odysseus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Mir freudig entgegenstieg
Der Atem der Götter,
Und der leuchtende Menschenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laertes, in Irrfahrt und Drangsal,
Setzte sich mit ihm, seelenbekümmert,
An gastliche Herde,
Wo Königinnen Purpur spinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Riesenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kimmerische Nacht,
Und in Sturm und Schiffbruch,
Und duldete mit ihm unsägliches Elend.

Seufzend sprach ich: Du böser Poseidon,
Dein Zorn ist furchtbar,
Und mir selber bangt
Ob der eignen Heimkehr.

Kaum sprach ich die Worte,
Da schäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen stieg
Das schilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhnisch rief er:

Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im gringsten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht dein liebes Leben beängstgen
Mit allzu bedenklichem Schaukeln.
Denn du, Poetlein, hast nie mich erzürnt,
Du hast kein einziges Türmchen verletzt
An Priamos' heiliger Feste,
Kein einziges Härchen hast du versengt
Am Aug meines Sohns Polyphemos,
Und dich hat niemals ratend beschützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.

Also rief Poseidon
Und tauchte zurück ins Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Wasser
Amphitrite, das plumpe Fischweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.

VI

Erklärung

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toste die Flut,
Und ich saß am Strand, und schaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Brust schwoll auf wie das Meer,
Und sehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umschwebt,
Und überall mich ruft,
Überall, überall,
Im Sausen des Windes, im Brausen des Meers,
Und im Seufzen der eigenen Brust.

Mit leichtem Rohr schrieb ich in den Sand:
»Agnes, ich liebe Dich!«
Doch böse Wellen ergossen sich
Über das süße Bekenntnis,
Und löschten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerstiebender Sand,
Zerfließende Wellen, euch trau ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit starker Hand, aus Norwegs Wäldern,
Reiß ich die höchste Tanne,
Und tauche sie ein
In des Ätnas glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreib ich an die dunkle Himmelsdecke:
»Agnes, ich liebe Dich!«

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift,
Und alle nachwachsende Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
»Agnes, ich liebe Dich!«

VII

Nachts in der Kajüte

Das Meer hat seine Perlen,
Der Himmel hat seine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat seine Liebe.

Groß ist das Meer und der Himmel,
Doch größer ist mein Herz,
Und schöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und strahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz;
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.



An die blaue Himmelsdecke,
Wo die schönen Sterne blinken,
Möcht ich pressen meine Lippen,
Pressen wild und stürmisch weinen.

Jene Sterne sind die Augen
Meiner Liebsten, tausendfältig
Schimmern sie und grüßen freundlich
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bitte und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beseligt meine Seele,
Laßt mich sterben und erwerben
Euch und euren ganzen Himmel!



Aus den Himmelsaugen droben
Fallen zitternd goldne Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt sich liebeweit und weiter.

O, ihr Himmelsaugen droben!
Weint euch aus in meine Seele,
Daß von lichten Sternentränen
Überfließet meine Seele.



Eingewiegt von Meereswellen,
Und von träumenden Gedanken,
Lieg ich still in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die offne Luke schau ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, süßen Augen
Meiner süßen Vielgeliebten.

Die geliebten, süßen Augen
Wachen über meinem Haupte,
Und sie blinken und sie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau ich selig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelschleier
Mir verhüllt die lieben Augen.



An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen.
Sie rauschen und murmeln
Mir heimlich ins Ohr:
»Betörter Geselle!
Dein Arm ist kurz, und der Himmel ist weit,
Und die Sterne droben sind festgenagelt,
Mit goldnen Nägeln, –
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das beste wäre, du schliefest ein.«



Es träumte mir von einer weiten Heide,
Weit überdeckt von stillem, weißem Schnee,
Und unterm weißem Schnee lag ich begraben
Und schlief den einsam kalten Todesschlaf.
Doch droben aus dem dunkeln Himmel schauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die süßen Augen! und sie glänzten sieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

VIII

Sturm

Es wütet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,
Und die Welln, wutschäumend und bäumend,
Türmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflein erklimmt sie,
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgähnende Flutabgründe –

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe! schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstische Möwe,
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel,
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtwilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Über die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne, kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied
Über das weite, stürmende Meer.

IX

Meeresstille

Meeresstille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch, und schnarchet leise.
Bei dem Mastbaum, segelflickend,
Kauert der beteerte Schiffsjung.

Hinterm Schmutze seiner Wangen
Sprüht es rot, wehmütig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schaun die großen, schönen Augen.

Denn der Kapitän steht vor ihm,
Tobt und flucht und schilt ihn: Spitzbub.
»Spitzbub! einen Hering hast du
Aus der Tonne mir gestohlen!«

Meeresstille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fischlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möwe, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel,
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.

X

Seegespenst

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief, im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten, über den wimmelnden Marktplatz,
Nach dem treppenhohen Rathaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz; –
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und täten wieder bluten –
Heiße, rote Tropfen,
Die lang und langsam niederfalln
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind –
Und ich kenne dich armes, vergessenes Kind!

So tief, meertief also
Verstecktest du dich vor mir,
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhundertelang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene –
Ich hab dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln –

Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?

XI

Reinigung

Bleib du in deiner Meerestiefe,
Wahnsinniger Traum,
Der du einst so manche Nacht
Mein Herz mit falschem Glück gequält hast,
Und jetzt, als Seegespenst,
Sogar am hellen Tag mich bedrohest –
Bleib du dort unten, in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab
All meine Schmerzen und Sünden,
Und die Schellenkappe der Torheit,
Die so lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,
Die mir so lang die Seele umwunden,
Die kranke Seele,
Die gottverleugnende, engelverleugnende,
Unselige Seele –
Hoiho! hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und schwelln!
Über die stillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

XII

Frieden

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne,
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
An Rosenbändern, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgetürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,

Palmzweigtragende,
Und wo sich Zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnisinnig,
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
Gelobt sei Jesu Christ!

Zweiter Zyklus

I

Meergruß

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal,
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,
Die aufgescheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es, wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser
Wie Träume der Kindheit seh ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnisvoll bewahrst,
Dort unten im klaren Kristallhaus.

O! wie hab ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume

In des Botanikers blecherner Kapsel,
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlaß ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an,
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt, und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, siegenden Augen
Schossen sie brennende Pfeile;
Mit krummgeschliffenen Worten
Drohten sie mir die Brust zu spalten;
Mit Keilschriftbilletts zerschlugen sie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile zischten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis ans Meer,
Und frei aufatmend begrüß ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer —
Thalatta! Thalatta!

II

Gewitter

Dumpf liegt auf dem Meer das Gewitter,
Und durch die schwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterstrahl,
Rasch aufleuchtend und rasch verschwindend,
Wie ein Witz aus dem Haupte Kronions.
Über das wüste, wogende Wasser
Weithin rollen die Donner
Und springen die weißen Wellenrosse,
Die Boreas selber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten,
Und es flattert ängstlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, lustiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den schlimmsten Tanz!
Äolus schickt ihm die flinksten Gesellen,
Die wild aufspielen zum fröhlichen Reigen;
Der eine pfeift, der andre bläst,
Der dritte streicht den dumpfen Brummbaß —
Und der schwankende Seemann steht am Steuer,
Und schaut beständig nach der Bussole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
O rette mich, Kastor, reisiger Held,
Und du, Kämpfer der Faust, Polydeukes!

III

Der Schiffbrüchige

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich selber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Wasserwüste,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer, in Nebeleimern,
Das Wasser schöpfen,
Und es mühsam schleppen und schleppen,
Und es wieder verschütten ins Meer,
Ein trübes, langweilges Geschäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möwen schrillen,
Alte Erinnrungen wehen mich an,
Vergessene Träume, erloschene Bilder,
Qualvoll süße, tauchen hervor!

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein schönes Weib, königlich schön.
Die schlanke Zypressengestalt
Umschließt ein lüstern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht,
Von dem flechtengekrönten Haupt sich ergießend,
Ringelt sich träumerisch süß
Um das süße, blasse Antlitz;
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,
Groß und gewaltig, strahlt ein Auge,
Wie eine schwarze Sonne.

O, du schwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeistrungsflammen,
Und stand und taumelte, feuerberauscht –
Dann schwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen,
Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen
Hauchten Worte, süß wie Mondlicht,
Und zart wie der Duft der Rose –
Und meine Seele erhob sich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möwen!
Vorüber ist Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, schiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

IV

Untergang der Sonne

Die schöne Sonne
Ist ruhig hinabgestiegen ins Meer;
Die wogenden Wasser sind schon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröte
Überstreut sie mit goldnen Lichtern;
Und die rauschende Flutgewalt
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,
Die lustig und hastig hüpfen,
Wie wollige Lämmerherden,
Die Abends der singende Hirtenjunge
Nach Hause treibt.

Wie schön ist die Sonne!
So sprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,
Und scherzend halb und halb wehmütig,
Versichert' er mir: die Sonne sei
Eine schöne Frau, die den alten Meergott
Aus Konvenienz geheiratet;
Des Tages über wandle sie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt,
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, trostlos gezwungen,
Kehre sie wieder zurück
In das nasse Haus, in die öden Arme
Des greisen Gemahls.

»Glaub mirs – setzte hinzu der Freund,
Und lachte und seufzte und lachte wieder –

Die führen dort unten die zärtlichste Ehe!
Entweder sie schlafen oder sie zanken sich,
Daß hochaufbraust hier oben das Meer,
Und der Schiffer im Wellengeräusch es hört,
Wie der Alte sein Weib ausschilt:
»»Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühst du für Andre,
Und Nachts, für Mich, bist du frostig und müde!««
Nach solcher Gardinenpredigt,
Versteht sich! bricht dann aus in Tränen
Die stolze Sonne und klagt ihr Elend,
Und klagt so jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett springt,
Und schnell nach der Meeresfläche heraufschwimmt,
Um Luft und Besinnung zu schöpfen.

»So sah ich ihn selbst, verflossene Nacht,
Bis an die Brust dem Meer enttauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,
Und eine liljenweiße Schlafmütz,
Und ein abgewelktes Gesicht.«

V

Der Gesang der Okeaniden

Abendlich blasser wird es am Meer,
Und einsam, mit seiner einsamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,
Und schaut, todkalten Blickes, hinauf
Nach der weiten, todkalten Himmelswölbung,
Und schaut auf das weite, wogende Meer –
Und über das weite, wogende Meer,
Lüftesegler, ziehn seine Seufzer,
Und kehren zurück, trübselig,
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,
Worin sie ankern wollten –
Und er stöhnt so laut, daß die weißen Möwen,
Aufgescheucht aus den sandigen Nestern,
Ihn herdenweis umflattern,
Und er spricht zu ihnen die lachenden Worte:

»Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln meerüberflatternde,
Mit krummen Schnäbeln seewassersaufende,
Und tranigtes Robbenfleisch fressende,
Eur Leben ist bitter wie eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koste nur Süßes!
Ich koste den süßen Duft der Rose,
Der mondscheingefütterten Nachtigallbraut;
Ich koste noch süßeres Zuckerbackwerk,
Gefüllt mit geschlagener Sahne;
Und das Allersüßeste kost ich,
Süße Liebe und süßes Geliebtsein.

»Sie liebt mich! Sie liebt mich! die holde Jungfrau!
Jetzt steht sie daheim, am Erker des Hauses,
Und schaut in die Dämmrung hinaus, auf die Landstraß,
Und horcht, und sehnt sich nach mir – wahrhaftig!
Vergebens späht sie umher, und sie seufzet,

Und seufzend steigt sie hinab in den Garten,
Und wandelt in Duft und Mondschein,
Und spricht mit den Blumen, erzählet ihnen,
Wie ich, der Geliebte, so lieblich bin
Und so liebenswürdig – wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt sie selig mein teures Bild,
Sogar des Morgens, beim Frühstück,
Auf dem glänzenden Butterbrote,
Sieht sie mein lächelndes Antlitz,
Und sie frißt es auf vor Liebe – wahrhaftig!«

Also prahlt er und prahlt er,
Und zwischendrein schrillen die Möwen,
Wie kaltes, ironisches Kichern.
Die Dämmrungsnebel steigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond;
Hochaufrauschen die Meereswogen,
Und tief aus hochaufrauschendem Meer,
Wehmütig wie flüsternder Windzug,
Tönt der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme
Der silberfüßigen Peleus-Gattin,
Und sie seufzen und singen:

O Tor, du Tor, du prahlender Tor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet sind all deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und, ach! dein Herz, Nioben gleich,
Versteinert vor Gram!
In deinem Haupte wirds Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,
Und du prahlst vor Schmerzen!
O Tor, du Tor, du prahlender Tor!

Halsstarrig bist du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmlisches Feuer
Den Göttern stahl und den Menschen gab,
Und geiergequälet, felsengefesselt,
Olympauftrotzte und trotzte und stöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer,
Und zu ihm kamen mit Trostgesang.
O Tor, du Tor, du prahlender Tor!
Du aber bist ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrtest die Götter,
Und trügest geduldig die Last des Elends,
Und trügest geduldig so lange, so lange,
Bis Atlas selbst die Geduld verliert,
Und die schwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht.

So scholl der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Bis lautere Wogen ihn überrauschten –
Hinter die Wolken zog sich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.

VI

Die Götter Griechenlands

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,
Liegts über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblaun, sternlosen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie kolossale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das sind keine Wolken!
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,
Die einst so freudig die Welt beherrschten,
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,
Als ungeheure Gespenster dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend, und seltsam geblendet, betracht ich
Das luftige Pantheon,
Die feierlich stummen, graunhaft bewegten
Riesengestalten.
Der dort ist Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß sind die Locken des Haupts,
Die berühmten, olymposerschütternden Locken.
Er hält in der Hand den erloschenen Blitz,
In seinem Antlitz liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren bessere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmlisch ergötztest
An Knaben und Nymphen und Hekatomben;
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einst selber den greisen Vater
Und deine Titanen-Öhme verdrängt hast,
Jupiter Parricida!

Auch dich erkenn ich, stolze Juno!
Trotz all deiner eifersüchtigen Angst,
Hat doch eine andre das Zepter gewonnen,
Und du bist nicht mehr die Himmelsköngin,
Und dein großes Aug ist erstarrt,
Und deine Liljenarme sind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wundertätigen Gottessohn.
Auch dich erkenn ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konntest du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn ich, auch dich, Aphrodite,
Einst die goldene! jetzt die silberne!
Zwar schmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz,
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andere Helden, ich stürbe vor Angst –
Als Leichengöttin erscheinst du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe blickt nach dir,
Dort, der schreckliche Ares.
Es schaut so traurig Phöbos Apollo,
Der Jüngling. Es schweigt seine Leir,
Die so freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger schaut Hephaistos,
Und wahrlich, der Hinkende! nimmermehr
Fällt er Heben ins Amt,
Und schenkt geschäftig, in der Versammlung,
Den lieblichen Nektar – Und längst ist erloschen
Das unauslöschliche Göttergelächter.

Ich hab euch niemals geliebt, ihr Götter!
Denn widerwärtig sind mir die Griechen,
Und gar die Römer sind mir verhaßt.
Doch heilges Erbarmen und schauriges Mitleid
Durchströmt mein Herz,

Wenn ich euch jetzt da droben schaue,
Verlassene Götter,
Tote, nachtwandelnde Schatten,
Nebelschwache, die der Wind verscheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter sind, die euch besiegten,
Die neuen, herrschenden, tristen Götter,
Die schadenfrohen im Schafspelz der Demut —
O, da faßt mich ein düsterer Groll,
Und brechen möcht ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für euch, ihr alten Götter,
Für euch und eur gutes, ambrosisches Recht,
Und vor euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht ich selber knieen und beten,
Und flehend die Arme erheben —

Denn immerhin, ihr alten Götter,
Habt ihrs auch ehmals, in Kämpfen der Menschen,
Stets mit der Partei der Sieger gehalten,
So ist doch der Mensch großmütger als ihr,
Und in Götterkämpfen halt ich es jetzt
Mit der Partei der besiegten Götter.



Also sprach ich, und sichtbar erröteten
Droben die blassen Wolkengestalten,
Und schauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und schwanden plötzlich.
Der Mond verbarg sich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hochaufrauschte das Meer,
Und siegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

VII

Fragen

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling=Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

»O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?«

Es murmeln die Wogen ihr ewges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

VIII

Der Phönix

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen,
Er fliegt gen Osten,
Nach der östlichen Gartenheimat,
Wo Spezereien duften und wachsen,
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

»Sie liebt ihn! sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildnis im kleinen Herzen,
Und trägt es süß und heimlich verborgen,
Und weiß es selbst nicht!
Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt seine Hände,
Und ruft seinen Namen,
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!«



An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuselten Wellen;
Wie Schwänenzüge schifften vorüber,
Mit schimmernden Segeln, die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordsee;
Über mir, in dem ewigen Blau,
Flatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll im Meer sich bespiegelte; —
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!

IX

Im Hafen

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Ratskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich widerspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!
Alles erblick ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die hafisbesungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrote, prophetengefeierte; –
Du bist wie die Ros im Ratskeller zu Bremen!
Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,
Der Ratskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Wir sprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe –
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden –
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heilgen Stückfässer,
Schweigend predgen, und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender
Denn all die stolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten –
Hab ich doch immer gesagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbesten Gesellschaft,
Lebte beständig der König des Himmels!

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! –
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tagslicht,
Der brave Ratskellermeister von Bremen.

Du braver Ratskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rote, betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists;
Und um die rote Weltgeistnase
Dreht sich die ganze, betrunkene Welt.

X

Epilog

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende,
Rot und blaue Blumen.

Rot und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der hablose Wanderer,
Den eur Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt euch schönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert, eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen.

Nachlese zum »Buch der Lieder«

Aus älteren Sammlungen

Zu den »Jungen Leiden«

Minnelieder

I

Minnegruß

Die du bist so schön und rein,
Wunnevolles Magedein,
Deinem Dienste ganz allein
Möcht ich wohl mein Leben weihn.

Deine süßen Äugelein
Glänzen mild wie Mondesschein;
Helle Rosenlichter streun
Deine roten Wängelein.

Und aus deinem Mündchen klein
Blinkts hervor wie Perlenreihn;
Doch den schönsten Edelstein
Hegt dein stiller Busenschrein.

Fromme Minne mag es sein,
Was mir drang ins Herz hinein,
Als ich weiland schaute dein,
Wunnevolles Magedein!

II

Minneklage

Einsam klag ich meine Leiden,
Im vertrauten Schoß der Nacht;
Frohe Menschen muß ich meiden,
Fliehen scheu, wo Freude lacht.

Einsam fließen meine Tränen,
Fließen immer, fließen still;
Doch des Herzens brennend Sehnen
Keine Träne löschen will.

Einst, ein lachend muntrer Knabe,
Spielt ich manches schöne Spiel,
Freute mich der Lebensgabe,
Wußte nie von Schmerzgefühl.

Denn die Welt war nur ein Garten,
Wo viel bunte Blumen blühn,
Wo mein Tagwerk Blumenwarten,
Rosen, Veilchen und Jasmin.

Träumend süß auf grüner Aue,
Sah ich Bächlein fließen mild;
Wenn ich jetzt in Bächlein schaue,
Zeigt sich mir ein bleiches Bild.

Bin ein bleicher Mann geworden,
Seit mein Auge sie gesehn;
Heimlich weh ist mir geworden,
Wundersam ist mir geschehn.

Tief im Herzen hegt ich lange
Englein stiller Friedensruh;
Diese flohen zitternd, bange,
Ihrer Sternenheimat zu.

Schwarze Nacht mein Aug umdüstert,
Schatten drohen feindlich grimm;
Und im Busen heimlich flüstert
Eine eigen fremde Stimm.

Fremde Schmerzen, fremde Leiden
Steigen auf mit wilder Wut,
Und in meinen Eingeweiden
Zehret eine fremde Glut.

Aber daß in meinem Herzen
Flammen wühlen sonder Ruh,
Daß ich sterbe hin vor Schmerzen –
Minne, sieh! das tatest du!

III

Sehnsucht

Jedweder Geselle, sein Mädel am Arm,
Durchwandelt die Lindenreihn;
Ich aber, ich wandle, daß Gott erbarm,
Ganz mutterseelallein.

Mein Herz wird beengt, mein Auge wird trüb,
Wenn ein andrer mit Liebchen sich freut.
Denn ich habe auch ein süßes Lieb,
Doch wohnt sie gar ferne und weit.

So manches Jahr getragen ich hab,
Ich trage nicht länger die Pein,
Ich schnüre mein Bündlein, und greife den Stab,
Und wandr in die Welt hinein.

Und wandre fort manch hundert Stund,
Bis ich komm an die große Stadt;
Sie prangt an eines Stromes Mund,
Drei keckliche Türme sie hat.

Da schwindet bald mein Liebesharm,
Da harret Freude mein;
Da kann ich wandeln, feins Liebchen am Arm,
Durch die duftigen Lindenreihn.

IV

Die weiße Blume

In Vaters Garten heimlich steht
Ein Blümchen traurig und bleich;
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,
Bleich Blümchen bleibt immer so bleich.
Die bleiche Blume schaut
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leise spricht:
Lieb Brüderchen, pflücke mich!
Zu Blümchen sprech ich: Das tu ich nicht,
Ich pflücke nimmermehr dich;
Ich such mit Müh und Not
Die Blume purpurrot.

Bleich Blümchen spricht: Such hin, such her,
Bis an deinen kühlen Tod,
Du suchst umsonst, findst nimmermehr
Die Blume purpurrot;
Mich aber pflücken tu,
Ich bin so krank wie du.

So lispelt bleich Blümchen, und bittet sehr —
Da zag ich, und pflück ich es schnell.
Und plötzlich blutet mein Herze nicht mehr,
Mein inneres Auge wird hell.
In meine wunde Brust
Kommt stille Engellust.

V

Ahnung

Oben, wo die Sterne glühen,
Müssen uns die Freuden blühen,
Die uns unten sind versagt;
In des Todes kalten Armen
Kann das Leben erst erwarmen,
Und das Licht der Nacht enttagt.

—

Romanzen

I

Die Weihe

Einsam in der Waldkapelle,
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau,
Lag ein frommer, bleicher Knabe
Demutsvoll dahingesunken.

O Madonna! laß mich ewig
Hier auf dieser Schwelle knieen,
Wollest nimmer mich verstoßen
In die Welt so kalt und sündig.

O Madonna! sonnig wallen
Deines Hauptes Strahlenlocken;
Süßes Lächeln mild umspielet
Deines Mundes heilge Rosen.

O Madonna! deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensschifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig sicher.

O Madonna! sonder Wanken
Trug ich deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Nur in deinen Gluten glühend.

O Madonna! hör mich heute,
Gnadenvolle, wunderreiche,
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leises Huldeszeichen!

Da tät sich ein schauerlich Wunder bekunden,
Wald und Kapell sind auf einmal verschwunden;
Knabe nicht wußte, wie ihm geschehn,
Hat alles auf einmal umwandelt gesehn.

Und staunend stand er im schmucken Saale,
Da saß Madonna, doch ohne Strahlen;
Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid,
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud.

Und sieh! vom blonden Lockenhaupte
Sie selber sich eine Locke raubte,
Und sprach zum Knaben mit himmlischem Ton:
Nimm hin deinen besten Erdenlohn!

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe?
Sahst du nicht die Farben wogen
Flammig an der Himmelsbläue?
Menschen nennens Regenbogen.

Englein steigen auf und nieder,
Schlagen rauschend mit den Schwingen,
Flüstern wundersame Lieder,
Süßer Harmonieen Klingen.

Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtglut ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrte ewig blühet.

II

Ständchen eines Mauren

Meiner schlafenden Zuleima
Rinnt aufs Herz, ihr Tränentropfen;
Dann wird ja das süße Herzchen
Sehnsuchtvoll nach Abdul klopfen.

Meiner schlafenden Zuleima
Spielt ums Ohr, ihr Seufzer trübe;
Dann träumt ja das blonde Köpfchen
Heimlich süß von Abduls Liebe.

Meiner schlafenden Zuleima
Ström aufs Händchen, Herzblutquelle;
Dann trägt ja ihr süßes Händchen,
Abduls Herzblut rot und helle.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Tränen, hat nur Seufzer,
Und nur Blut aus Herzenswunde.

Sonette und vermischte Gedichte

Sonettenkranz an Aug. Wilh. von Schlegel

I

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest du das arme Reis beklagen,
An deinem gütgen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meister, soll ichs danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen.
O mögst dus ferner noch so sorgsam warten,
Daß es als Baum einst zieren kann den Garten
Der schönen Fee, die dich zum Liebling wählte.
Von jenem Garten meine Amm erzählte:
Dort lebt ein heimlich wundersüßes Klingen,
Die Blumen sprechen und die Bäume singen.

II

Zufrieden nicht mit deinem Eigentume,
Sollt noch des Rheines Niblungshort dich laben,
Nahmst du vom Themsestrand die Wundergaben,
Und pflücktest kühn des Tago-Ufers Blume.
Der Tiber hast du manch Kleinod entgraben,
Die Seine mußte zollen deinem Ruhme —
Du drangest gar zu Brahmas Heiligtume,
Und wolltst auch Perlen aus dem Ganges haben.
Du geizger Mann, ich rat dir, sei zufrieden
Mit dem was selten Menschen ward beschieden,
Denk ans Verschwenden jetzt, statt ans Erwerben.
Und mit den Schätzen, die du ohn Ermüden
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,
Mach reich den Schüler jetzt, den lustgen Erben.

An den Hofrat Georg S. in Göttingen

Stolz und gebietend ist des Leibes Haltung,
Doch Sanftmut sieht man um die Lippen schweben,
Das Auge blitzt, und alle Muskeln beben,
Doch bleibt im Reden ruhige Entfaltung.
So stehst du auf dem Lehrstuhl, von Verwaltung
Der Staaten sprechend, und vom klugen Streben
Der Kabinette, und von Völkerleben,
Und von Germaniens Spaltung und Gestaltung.
Aus dem Gedächtnis lischt mir nie dein Bild!
In unsrer Zeit der Selbstsucht und der Roheit
Erquickt ein solches Bild von edler Hoheit.
Doch was du mir, recht väterlich und mild,
Zum Herzen sprachst in stiller trauter Stunde,
Das trag ich treu im tiefen Herzensgrunde.

An J. B. R.

Dein Freundesgruß konnt mir die Brust erschließen,
Die dunkle Herzenskammer mir entriegeln;
Ich bin umfächelt wie von Zauberflügeln,
Und heimatliche Bilder mich begrüßen.
Den alten Rheinstrom seh ich wieder fließen,
In seinem Blau sich Berg und Burgen spiegeln,
Goldtrauben winken von den Rebenhügeln,
Die Winzer klettern und die Blumen sprießen.
O, könnt ich hin zu dir, zu dir, Getreuer,
Der du noch an mir hängst, so wie sich schlingt
Der grüne Efeu um ein morsch Gemäuer.
O, könnt ich hin zu dir und leise lauschen
Bei deinem Lied, derweil Rotkehlchen singt
Und still des Rheines Wogen mich umrauschen.

Fresko-Sonette an Christian S.

VIII

Die Welt war mir nur eine Marterkammer,
Wo man mich bei den Füßen aufgehangen
Und mir gezwickt den Leib mit glühnden Zangen
Und eingeklemmt in enger Eisenklammer.
Wild schrie ich auf vor namenlosem Jammer,
Blutströme mir aus Mund und Augen sprangen, —
Da gab ein Mägdlein, das vorbeigegangen,
Mir schnell den Gnadenstoß mit goldnem Hammer.
Neugierig sieht sie zu, wie mir im Krampfe
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe
Die Zung aus blutgem Munde hängt und lechzet.
Neugierig horcht sie, wie mein Herz noch ächzet,
Musik ist ihr mein letztes Todesröcheln,
Und spottend steht sie da mit kaltem Lächeln.

Die Nacht auf dem Drachenfels

An Fritz v. B.

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
Der Holzstoß flammte auf am Fuß der Mauern,
Und wie die Burschen lustig niederkauern,
Erscholl das Lied von Deutschlands heilgen Siegen.
Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir sahn den Burggeist auf dem Turme lauern,
Viel dunkle Ritterschatten uns umschauern,
Viel Nebelfraun bei uns vorüberfliegen.
Und aus den Trümmern steigt ein tiefes Ächzen,
Es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;
Dazwischen heult des Nordsturms Wutgebrause. —
Sieh nun, mein Freund, so eine Nacht durchwacht ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht ich
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

An Fritz St.

Ins Stammbuch

Die Schlechten siegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrten lobt man nur die dürren Pappeln,
Worein die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt stiller Glut lobt man nur helles Flackern.
Vergebens wirst du den Parnaß beackern
Und Bild auf Bild und Blum auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln, –
Verstehst dus nicht, noch vor dem Ei zu gackern.
Auch mußt du wie ein Kampfstier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Kritiken schreiben lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern.
Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sei deiner Dichtung Hebel, –
Und bald wird dich die Galerie vergöttern.

An Franz v. Z.

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern;
Ade, mein Bruder, denk mein in der Fern!
Bleib treu, bleib treu der Poesie;
Verlaß das süße Bräutchen nie.
Bewahr in der Brust wie einen Hort
Das liebe, schöne, deutsche Wort! –
Und kommst du mal nach dem Norderstrand,
So lausche nur am Norderstrand;
Und lausche, bis fern sich ein Klingen erhebt
Und über die feiernden Fluten schwebt.
Dann mags wohl sein, daß entgegen dir zieht
Des wohlbekannten Sängers Lied.
Dann greif auch du in dein Saitenspiel,
Und gib mir süßer Kunden viel:
Wie 's dir, mein trauter Sänger, ergeht,
Und wie 's meinen Lieben allen ergeht,
Und wie 's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglingsherz erfreut,
Und in manches gesendet viel Glut hinein,
Die blühende Rose am blühenden Rhein!
Und auch vom Vaterland Kunde gib:
Obs noch das Land der treuen Lieb,
Ob der alte Gott noch in Deutschland wohnt,
Und niemand mehr dem Bösen front.
Und wie dein süßes Lied erklingt
Und heitere Mären hinüber bringt,
Wohl über die Wogen zum fernen Strand,
So freut sich der Sänger im Norderland.

Die Lehre

Mutter zum Bienelein:
»Hüt dich vor Kerzenschein!«
Doch was die Mutter spricht,
Bienelein achtet nicht;

Schwirret ums Licht herum,
Schwirret mit Sum-sum-sum,
Hört nicht die Mutter schrein:
»Bienelein! Bienelein!«

Junges Blut, tolles Blut,
Treibt in die Flammenglut,
Treibt in die Flamm hinein, –
»Bienelein! Bienelein!«

's flackert nun lichterrot,
Flamme gab Flammentod; –
Hüt dich vor Mägdelein,
Söhnelein! Söhnelein!

Traum und Leben

Es glühte der Tag, es glühte mein Herz,
Still trug ich mit mir herum den Schmerz.
Und als die Nacht kam, schlich ich fort
Zur blühenden Rose am stillen Ort.

Ich nahte mich leise und stumm wie das Grab;
Nur Tränen rollten die Wangen hinab;
Ich schaut in den Kelch der Rose hinein, –
Da glomms hervor, wie ein glühender Schein. –

Und freudig entschlief ich beim Rosenbaum;
Da trieb sein Spiel ein neckender Traum:
Ich sah ein rosiges Mädchenbild,
Den Busen ein rosiges Mieder umhüllt.

Sie gab mir was Hübsches, recht goldig und weich;
Ich trugs in ein goldenes Häuschen sogleich.
Im Häuschen da geht es gar wunderlich bunt,
Da dreht sich ein Völkchen in zierlicher Rund.

Da tanzen zwölf Tänzer, ohn Ruh und Rast,
Sie haben sich fest bei den Händen gefaßt;
Und wenn ein Tanz zu enden begann,
So fängt ein andrer von vorne an.

Und es summt mir ins Ohr die Tanzmusik:
Die schönste der Stunden kehrt nimmer zurück,
Dein ganzes Leben war nur ein Traum,
Und diese Stunde ein Traum im Traum. –

Der Traum war aus, der Morgen graut,
Mein Auge schnell nach der Rose schaut, –
O weh! statt des glühenden Fünkleins steckt
Im Kelche der Rose ein kaltes Insekt.

An Sie

Die roten Blumen hier und auch die bleichen,
Die einst erblüht aus blutgen Herzenswunden,
Die hab ich nun zum schmucken Strauß verbunden,
Und will ihn Dir, du schöne Herrin, reichen.
Nimm huldreich hin die treuen Sangeskunden,
Ich kann ja nicht aus diesem Leben weichen,
Ohn rückzulassen dir ein Liebeszeichen, —
Gedenke mein, wenn ich den Tod gefunden!
Doch nie, o Herrin, sollst du mich beklagen;
Beneidenswert war selbst mein Schmerzenleben —
Denn liebend durft ich dich im Herzen tragen.
Und größres Heil noch soll mir bald geschehen:
Mit Geisterschutz darf ich dein Haupt umschweben
Und Friedensgrüße in dein Herze wehen.

Zum »Lyrischen Intermezzo«

I

Du sollst mich liebend umschließen,
Geliebtes, schönes Weib!
Umschling mich mit Armen und Füßen,
Und mit dem geschmeidigen Leib.



Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umschlungen schon
Die allerschönste der Schlangen
Den glücklichsten Laokoon.

II

Ich glaub nicht an den Himmel,
Wovon das Pfäfflein spricht;
Ich glaub nur an dein Auge,
Das ist mein Himmelslicht.

Ich glaub nicht an den Herrgott,
Wovon das Pfäfflein spricht;
Ich glaub nur an dein Herze,
'nen andern Gott hab ich nicht.

Ich glaub nicht an den Bösen,
An Höll und Höllenschmerz;
Ich glaub nur an dein Auge,
Und an dein böses Herz.

III

Schöne, helle, goldne Sterne,
Grüßt die Liebste in der Ferne,
Sagt, daß ich noch immer sei
Herzekrank und bleich und treu.

IV

Ich kann es nicht vergessen,
Geliebtes, holdes Weib,
Daß ich dich einst besessen,
Die Seele und den Leib.

Den Leib möcht ich noch haben,
Den Leib so zart und jung;
Die Seele könnt ihr begraben,
Hab selber Seele genung.

Ich will meine Seele zerschneiden,
Und hauchen die Hälfte dir ein,
Und will dich umschlingen, wir müssen
Ganz Leib und Seele sein.

V

Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen,
Diese dreie hört ich preisen,
Und ich pries und suchte sie,
Aber ach! ich fand sie nie.

Zur »Heimkehr«

I

Auf den Wolken ruht der Mond,
Eine Riesenpomeranze,
Überstrahlt das graue Meer,
Breiten Streifs, mit goldnem Glanze.

Einsam wandl ich an dem Strand,
Wo die weißen Wellen brechen,
Und ich hör viel süßes Wort,
Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ach, die Nacht ist gar zu lang,
Und mein Herz kann nicht mehr schweigen –
Schöne Nixen, kommt hervor,
Tanzt und singt den Zauberreigen!

Nehmt mein Haupt in euren Schoß,
Leib und Seel sei hingegeben!
Singt mich tot und herzt mich tot,
Küßt mir aus der Brust das Leben!

II

Eingehüllt in graue Wolken,
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre, wie sie schnarchen,
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter! Sturmeswüten
Will das arme Schiff zerschellen –
Ach, wer zügelt diese Winde
Und die herrenlosen Wellen!

Kanns nicht hindern, daß es stürmet,
Daß da dröhnen Mast und Bretter,
Und ich hüll mich in den Mantel,
Um zu schlafen wie die Götter.

III

O, mein genädiges Fräulein, erlaubt
Mir kranken Sohn der Musen,
Daß schlummernd ruhe mein Sängerhaupt
Auf Eurem Schwanenbusen!

»Mein Herr! wie können Sie es wagen,
Mir so was in Gesellschaft zu sagen?«

IV

Zu der Lauheit und der Flauheit
Deiner Seele paßte nicht
Meiner Liebe wilde Rauheit,
Die sich Bahn durch Felsen bricht.

Du, du liebtest die Chausseen
In der Liebe, und ich schau
Dich am Arm des Gatten gehen,
Eine brave, schwangre Frau.

V

Hast du die Lippen mir wund geküßt,
So küsse sie wieder heil,
Und wenn du bis Abend nicht fertig bist,
So hat es auch keine Eil.

Du hast ja noch die ganze Nacht,
Du Herzallerliebste mein!
Man kann in solch einer ganzen Nacht
Viel küssen und selig sein.

VI

Als Sie mich umschlang mit zärtlichem Pressen,
Da ist meine Seele gen Himmel geflogen!
Ich ließ sie fliegen, und hab unterdessen
Den Nektar von Ihren Lippen gesogen.

VII

In den Küssen welche Lüge!
Welche Wonne in dem Schein!
Ach, wie süß ist das Betrügen,
Süßer das Betrogensein!

Liebchen, wie du dich auch wehrest,
Weiß ich doch, was du erlaubst:
Glauben will ich, was du schwörest,
Schwören will ich, was du glaubst.

VIII

Himmlisch wars, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier,
Aber wenns mir nicht gelang,
Hatt ich doch ein groß Pläsier.

IX

Blamier mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüß mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon alles finden.

X

Schöne, wirtschaftliche Dame,
Haus und Hof ist wohlbestellt,
Wohlversorgt ist Stall und Keller,
Wohlbeackert ist das Feld.

Jeder Winkel in dem Garten
Ist gereutet und geputzt,
Und das Stroh, das ausgedroschne,
Wird für Betten noch benutzt.

Doch dein Herz und deine Lippen,
Schöne Dame, liegen brach,
Und zur Hälfte nur benutzet
Ist dein trautes Schlafgemach.

Zur »Harzreise«

Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzenstor!
Liederwonne, Wehmutstränen
Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich schweifen,
Wo die muntre Quelle springt,
Wo die stolzen Hirsche wandeln,
Wo die liebe Drossel singt.

Auf die Berge will ich steigen,
Auf die schroffen Felsenhöhn,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte stehn.

Dorten setz ich still mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geschlechter
Und versunkner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der stolze Mann,
Der die Besten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Efeu rankt an dem Balkone,
Wo die schöne Dame stand,
Die den stolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Siegrin
Hat besiegt des Todes Hand —
Jener dürre Sensenritter
Streckt uns alle in den Sand!

Zur »Nordsee«

Seekrankheit

Die grauen Nachmittagswolken
Senken sich tiefer hinab auf das Meer,
Das ihnen dunkel entgegensteigt,
Und zwischendurch jagt das Schiff.

Seekrank sitz ich noch immer am Mastbaum,
Und mache Betrachtungen über mich selber,
Uralte, aschgraue Betrachtungen,
Die schon der Vater Loth gemacht,
Als er des Guten zu viel genossen,
Und sich nachher so übel befand.
Mitunter denk ich auch alter Geschichten:
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit,
Auf stürmischer Meerfahrt, das trostreiche Bildnis
Der heiligen Jungfrau gläubig küßten;
Wie kranke Ritter, in solcher Seenot,
Den lieben Handschuh ihrer Dame
An die Lippen preßten, gleichgetröstet –
Ich aber sitze und kaue verdrießlich
Einen alten Hering, den salzigen Tröster
In Katzenjammer und Hundetrübsal!

Unterdessen kämpft das Schiff
Mit der wilden, wogenden Flut;
Wie 'n bäumendes Schlachtroß, stellt es sich jetzt
Auf das Hinterteil, daß das Steuer kracht,
Jetzt stürzt es kopfüber wieder hinab
In den heulenden Wasserschlund,
Dann wieder, wie sorglos liebematt,
Denkt es sich hinzulegen
An den schwarzen Busen der Riesenwelle,
Die mächtig heranbraust,

Und plötzlich, ein wüster Meerwasserfall,
In weißem Gekräusel zusammenstürzt,
Und mich selbst mit Schaum bedeckt.

Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln
Ist unerträglich!
Vergebens späht mein Auge und sucht
Die deutsche Küste. Doch ach! nur Wasser,
Und abermals Wasser, bewegtes Wasser!

Wie der Winterwandrer des Abends sich sehnt
Nach einer warmen, innigen Tasse Tee,
So sehnt sich jetzt mein Herz nach dir,
Mein deutsches Vaterland!
Mag immerhin dein süßer Boden bedeckt sein
Mit Wahnsinn, Husaren, schlechten Versen
Und laulig dünnen Traktätchen;
Mögen immerhin deine Zebras
Mit Rosen sich mästen statt mit Disteln;
Mögen immerhin deine noblen Affen
In müßigem Putz sich vornehm spreizen,
Und sich besser dünken als all das andre
Banausisch schwerhinwandelnde Hornvieh;
Mag immerhin deine Schneckenversammlung
Sich für unsterblich halten,
Weil sie so langsam dahinkriecht,
Und mag sie täglich Stimmen sammeln,
Ob den Maden des Käses der Käse gehört?
Und noch lange Zeit in Beratung ziehn,
Wie man die ägyptischen Schafe veredle,
Damit ihre Wolle sich beßre
Und der Hirt sie scheren könne wie andre,
Ohn Unterschied –
Immerhin, mag Torheit und Unrecht
Dich ganz bedecken, o Deutschland!
Ich sehne mich dennoch nach dir:
Denn wenigstens bist du doch festes Land.

Verstreute Gedichte

Liebesverse

I

Es schauen die Blumen alle
Zur leuchtenden Sonne hinauf;
Es nehmen die Ströme alle
Zum leuchtenden Meere den Lauf.

Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb;
Nehmt mit meine Tränen und Seufzer,
Ihr Lieder, wehmütig und trüb!

II

Wenn ich bei meiner Liebsten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn,
Ich biet die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder scheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann schwindet all mein Überfluß,
Und ich bin bettelarm.

III

Ich will mich im grünen Wald ergehn,
Wo Blumen sprießen und Vögel singen;
Denn wenn ich im Grabe einst liegen werde,
Ist Aug und Ohr bedeckt mit Erde,
Die Blumen kann ich nicht sprießen sehn,
Und Vögelgesänge hör ich nicht klingen.

IV

Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümelein.
Wir wollen schwatzen und lachen,
Und wollen uns wieder freun.

Du weißes Maienglöckchen,
Du Rose mit rotem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Fleckchen,
Du blaues Vergißmeinnicht!

Kommt her, ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein –
Nur mit der schlimmen Resede
Laß ich mich nicht mehr ein.

V

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein:
Ich schickte sie zu riechen
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küsse fein:
Ich schickt sie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Erbsen klein:
Ich kocht eine Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.

VI

Die Liebe begann im Monat März,
Wo mir erkrankte Sinn und Herz.
Doch als der Mai, der grüne, kam:
Ein Ende all mein Trauern nahm.

Es war am Nachmittag um Drei
Wohl auf der Moosbank der Einsiedelei,
Die hinter der Linde liegt versteckt,
Da hab ich Ihr mein Herz entdeckt.

Die Blumen dufteten. Im Baum
Die Nachtigall sang, doch hörten wir kaum
Ein einziges Wort von ihrem Gesinge,
Wir hatten zu reden viel wichtige Dinge.

Wir schwuren uns Treue bis in den Tod.
Die Stunden schwanden, das Abendrot
Erlosch. Doch saßen wir lange Zeit
Und weinten in der Dunkelheit.

VII

Ich dacht an Sie den ganzen Tag,
Und dacht an sie die halbe Nacht.
Und als ich fest im Schlafe lag,
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht.

Sie blüht wie eine junge Ros,
Und sitzt so ruhig, still beglückt.
Ein Rahmen ruht auf ihrem Schoß,
Worauf sie weiße Lämmchen stickt.

Sie schaut so sanft, begreift es nicht,
Warum ich traurig vor ihr steh.
»Was ist so blaß dein Angesicht,
Heinrich, sag mirs, wo tuts dir weh?«

Sie schaut so sanft, und staunt, daß ich
Still weinend ihr ins Auge seh.
»Was weinest du so bitterlich,
Heinrich, sag mirs, wer tut dir weh?«

Sie schaut mich an mit milder Ruh,
Ich aber fast vor Schmerz vergeh.
»Wer weh mir tat, mein Lieb, bist du,
Und in der Brust da sitzt das Weh.«

Da steht sie auf, und legt die Hand
Mir auf die Brust ganz feierlich;
Und plötzlich all mein Weh verschwand,
Und heitern Sinns erwachte ich.

VIII

Die Wälder und Felder grünen,
Es trillert die Lerch in der Luft,
Der Frühling ist erschienen
Mit Lichtern und Farben und Duft.

Der Lerchengesang erweicht mir
Das winterlich starre Gemüt,
Und aus dem Herzen steigt mir
Ein trauriges Klagelied.

Die Lerche trillert gar feine:
»Was singst du so trüb und bang?«
Das ist ein Liedchen, o Kleine,
Das sing ich schon jahrelang!

Das sing ich im grünen Haine,
Das Herz von Gram beschwert;
Schon deine Großmutter, o Kleine,
Hat dieses Liedchen gehört!

IX

Lieben und Hassen, Hassen und Lieben,
Ist alles über mich hingegangen;
Doch blieb von allem nichts an mir hangen,
Ich bin der allerselbe geblieben.

X

Daß ich dich liebe, o Möpschen,
Das ist dir wohlbekannt.
Wenn ich mit Zucker dich füttre,
So leckst du mir die Hand.

Du willst auch nur ein Hund sein,
Und willst nicht scheinen mehr;
All meine übrigen Freunde
Verstellen sich zu sehr.

XI

Tag und Nacht hab ich gedichtet,
Und hab doch nichts ausgerichtet;
Bin in Harmonien geschwommen,
Und bin doch zu nichts gekommen.

XII

Es faßt mich wieder der alte Mut,
Mir ist, als jagt ich zu Rosse,
Und jagte wieder mit liebender Glut
Nach meiner Liebsten Schlosse.

Es faßt mich wieder der alte Mut,
Mir ist, als jagt ich zu Rosse,
Und jagte zum Streite, mit hassender Wut,
Schon harret der Kampfgenosse.

Ich jage geschwind wie der Wirbelwind,
Die Wälder und Felder fliehen!
Mein Kampfgenoß und mein schönes Kind,
Sie müssen beide erliegen.

XIII

Du Lilje meiner Liebe,
Du stehst so träumend am Bach,
Und schaust hinein so trübe,
Und flüsterst Weh und Ach!

»Geh fort mit deinem Gekose!
Ich weiß es, du falscher Mann,
Daß meine Cousine, die Rose,
Dein falsches Herz gewann.«

XIV

Jegliche Gestalt bekleidend,
Bin ich stets in deiner Nähe,
Aber immer bin ich leidend,
Und du tust mir immer wehe.

Wenn du, zwischen Blumenbeeten
Wandelnd in des Sommers Tagen,
Einen Schmetterling zertreten –
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn du eine Rose pflückest,
Und mit kindischem Behagen
Sie entblätterst und zerstückest –
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn bei solchem Rosenbrechen
Böse Dornen einmal wagen
In die Finger dich zu stechen –
Hörst du mich nicht leise klagen?

Hörst du nicht die Klagetöne
Selbst im Ton der eignen Kehle?
In der Nacht seufz ich und stöhne
Aus der Tiefe deiner Seele.

XV

Erinnerung

Übersetzt aus dem Englischen. Sentimental Magazine, Vol. XXXV.

Was willst du, traurig liebes Traumgebilde?
Ich sehe dich, ich fühle deinen Hauch!
Du schaust mich an mit wehmutvoller Milde;
Ich kenne dich, und ach! du kennst mich auch.

Ich bin ein kranker Jüngling jetzt, die Glieder
Sind lebensmatt, das Herz ist ausgebrannt,
Mißmut umflort mich, Kummer drückt mich nieder;
Viel anders wars, als ich dich einstens fand!

In stolzer Kraft, und von der Heimat ferne,
Ich jagte da nach einem alten Wahn;
Die Erd wollt ich zerstampfen, und die Sterne
Wollt ich entreißen ihrer Himmelsbahn. –

Frankfurt, du hegst viel Narrn und Bösewichter,
Doch lieb ich dich, du gabst dem deutschen Land
Manch guten Kaiser und den besten Dichter,
Und bist die Stadt, wo ich die Holde fand.

Ich ging die Zeil entlang, die schöngebaute,
Es war die Messe just, die Schacherzeit,
Und bunt war das Gewimmel, und ich schaute
Wie träumend auf des Volks Geschäftigkeit.

Da sah ich Sie! Mit heimlich süßem Staunen
Erblickt ich da die schwebende Gestalt,
Die selgen Augen und die sanften Braunen –
Es zog mich hin mit seltsamer Gewalt.

Und über Markt und Straßen gings, und weiter,
Bis an ein Gäßchen, schmal und traulich klein –
Da dreht sich um die Holde, lächelt heiter,
Und schlüpft ins Haus – ich eile hinterdrein.

Die Muhme nur war schlecht, und ihrem Geize
Sie opferte des Mädchens Blüten hin;
Das Kind ergab mir willig seine Reize,
Jedoch, bei Gott! es dacht nicht an Gewinn.

Bei Gott! auf andre Weiber noch als Musen
Versteh ich mich, mich täuscht kein glatt Gesicht.
So, weiß ich, klopft kein einstudierter Busen,
Und solche Blicke hat die Lüge nicht.

Und sie war schön! So hold ist nicht gewesen
Die Göttin, als sie stieg aus Wellenschaum.
Vielleicht war sie das wunderschöne Wesen,
Das ich geahnt im frühen Knabentraum!

Ich hab es nicht erkannt! Es war umnachtet
Mein Sinn, und fremder Zauber mich umwand.
Vielleicht das Glück, wonach ich stets geschmachtet,
Ich hielts im Arm – und hab es nicht erkannt!

Doch schöner war sie noch in ihren Schmerzen,
Als nach drei Tagen, die ich wundersüß
Verträumt an ihrem wundersüßen Herzen,
Der alte Wahn mich weiter eilen hieß;

Als sie, mit wild verzweifelnder Gebärde
Und aufgelöstem Haar, die Hände rang,
Und endlich niederstürzte auf die Erde,
Und laut aufweinend meine Knie umschlang!

Ach Gott! es hatte sich in meinen Sporen
Ihr Haar verwickelt — bluten sah ich sie —
Und doch riß ich mich los — und hab verloren
Mein armes Kind, und wieder sah ichs nie!

Fort ist der alte Wahn, jedoch das Bildnis
Des armen Kinds umschwebt mich, wo ich bin.
Wo irrst du jetzt, in welcher kalten Wildnis?
Dem Elend und dem Gram gab ich dich hin!

Vermischte Gedichte

Deutschland

Deutschlands Ruhm will ich besingen.
Höret meinen schönsten Sang!
Höher will mein Geist sich schwingen,
Mich durchbebet Wonnedrang.

Vor mir liegt das Buch der Zeiten;
Was auf Erden hier geschehn;
Wie das Gut und Böse streiten,
Alles meine Blicke sehn.

Kam aus fernem Frankenlande
Einst die Hölle schlau, gewandt,
Brachte Schmach und schnöde Schande
In dem frommen, deutschen Land.

Und die Tugend und den Glauben
Und die Himmelsseligkeit –
Alles Gute sie uns rauben,
Gaben Sünde uns und Leid.

Deutsche Sonne wurde düster,
Will nicht leuchten deutscher Schand,
Und ein dumpfes Traurgeflüster
Sich durch deutsche Eichen wand.

Und die Sonne wurde lichter,
Und die Eiche rauschet Freud.
Kommen sind die Racherichter,
Wollen sühnen Schmach und Leid.

Und des Trugs Altäre wanken,
Stürzen ein im grausen Schlund.
Alle deutschen Herzen danken;
Frei ist deutscher, heilger Grund.

Siehst dus lodern hoch vom Berge?
Sag, was deut die Flamme wild?
's deut dies Feuer auf dem Berge
Deutschlands reines, starkes Bild.

Aus der Sündennacht enttauchet,
Stehet Deutschland unversehrt;
Noch die dumpfe Stelle rauchet,
Wo die schönre Form entgärt.

Aus dem Stamm der alten Eichen
Sprossen Blüten, herrlich, schön,
Und die fremden Blumen weichen;
Traulich grüßt das alte Wehn.

Alles Schöne kommet wieder,
Alles Gute kehrt zurück,
Und der Deutsche, fromm und bieder,
Froh genießt sein deutsches Glück.

Alte Sitte, alte Tugend,
Und der alte Heldenmut.
Schwerter schwinget Deutschlands Jugend;
Hermanns Enkel scheut kein Blut.

Helden zeugen keine Tauben,
Löwen gleich ist Hermanns Art;
Doch der Liebe schöner Glauben
Sei mit Stärke mild gepaart.

Eignes Leid dem Deutschen lehrte
Christus' sanftes Wort verstehn;
's zeugt nur Brüder deutsche Erde,
Nur die Menschlichkeit ist schön.

Auch die alte fromme Minne
Kehrt zurück, die Sängerlust;
Zierest herrlich, fromme Minne,
Deutschen Mannes Heldenbrust.

Er ist zogen aus im Kriege
In die heiße Frankenschlacht,
Um zu rächen Meineidslüge
Blutig mit gewaltger Macht.

Und daheim die Frauen regen
Liebevoll die sanfte Hand,
Und der heilgen Wunden pflegen,
Die geblut't fürs Vaterland.

Festlich in dem schwarzen Kleide
Glänzt das schöne deutsche Weib
Und mit Blumen und Geschmeide,
Demantgürtel schmückt den Leib.

Doch noch herrlicher geschmücket
Mit Gefallen ich sie schau,
Wenn am Krankenbett gebücket
Sorgend schafft die deutsche Frau.

Himmels Engeln wohl sie gleichet,
Wenn sie letzten Labetrank
Dem verwundten Krieger reichet;
Sterbend noch er lächelt Dank.

Mutig sich ein Grab erwerben
In der Feldschlacht — das ist süß;
Doch in Frauenarmen sterben,
Das ist Gottes Paradies.

Arme, arme Frankensöhne,
Euch war nicht das Schicksal hold;
An der Seine Strand die Schöne
Buhlet nur nach feilem Gold.

Deutsche Frauen, deutsche Frauen!
Welch ein Zauber birgt dies Wort!
Deutsche Frauen, deutsche Frauen,
Blühet lange, blühet fort!

Deutschlands Töchter wie Luise,
Deutschlands Söhne Friedrich gleich.
Hör im Grabe mich, Luise!
Herrlich blüh das deutsche Reich!

Deutschland
Ein Fragment

Sohn der Torheit! träume immer,
Wenn dir 's Herz im Busen schwillt;
Doch im Leben suche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einst stand ich in schönern Tagen
Auf dem höchsten Berg am Rhein;
Deutschlands Gauen vor mir lagen,
Blühend hell im Sonnenschein.

Unten murmelten die Wogen
Wilde Zaubermelodein;
Süße Ahndungschauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lausch ich jetzt im Sang der Wogen,
Klingt viel andre Melodei:
Schöner Traum ist längst verflogen,
Schöner Wahn brach längst entzwei.

Schau ich jetzt von meinem Berge
In das deutsche Land hinab:
Seh ich nur ein Völklein Zwerge,
Kriechend auf der Riesen Grab.

Such ich jetzt den goldnen Frieden,
Den das deutsche Blut ersiegt,
Seh ich nur die Kette schmieden,
Die den deutschen Nacken biegt.

Narren hör ich jene schelten,
Die dem Feind in wilder Schlacht
Kühn die Brust entgegenstellten,
Opfernd selbst sich dargebracht.

O der Schande! jene darben,
Die das Vaterland befreit;
Ihrer Wunden heilge Narben
Deckt ein grobes Bettlerkleid!

Muttersöhnchen gehn in Seide,
Nennen sich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeschmeide,
Söldner brüsten sich als Herrn.

Nur ein Spottbild auf die Ahnen
Ist das Volk im deutschen Kleid;
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand;
Wo mit Ehrfurchtscheu die Jugend
Vor dem Greisenalter stand;

Wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in System gefügt;

Wo ein Handschlag mehr als Eide
Und Notarienakte war;
Wo ein Mann im Eisenkleide,
Und ein Herz im Manne war. –

Unsre Gartenbeete hegen
Tausend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Bodens Segen,
Lind umspielt von Sonnenschein.

Doch die allerschönste Blume
Blüht in unsern Gärten nie,
Sie, die einst im Altertume
Selbst auf felsger Höh gedieh;

Die auf kalter Bergesfeste
Männer mit der Eisenhand
Pflegten als der Blumen beste –
Gastlichkeit wird sie genannt.

Müder Wandrer, steige nimmer
Nach der hohen Burg hinan,
Statt der gastlich warmen Zimmer,
Kalte Wände dich empfahn.

Von dem Wartturm bläst kein Wächter,
Keine Fallbrück rollt herab;
Denn der Burgherr und der Wächter
Schlummern längst im kühlen Grab.

In den dunkeln Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wahrlich hegen solche Truhen
Reichern Schatz denn Perl und Gold.

Heimlich schauern da die Lüfte
Wie von Minnesängerhauch;
Denn in diese heilgen Grüfte
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unsre Damen preis ich,
Denn sie blühen wie der Mai;
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei;

Singen auch in süßen Reimen
Von der alten Lieb und Treu;
Freilich zweiflend im geheimen:
Ob das Märchen möglich sei?

Unsre Mütter einst erkannten,
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daß den schönsten der Demanten
Nur der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen
Sind die klugen Töchterlein,
Denn die Fraun in unsern Tagen
Lieben auch die Edelstein.

Traum der Freundschaft – – – –
– – – – – – –
– – – – – – – –
– – – – – – –

Mocht auch Aberglauben herrschen
– – – – – – –
– – – – – – – –
– – – – – – –

Denn die schöne Jordansperle
Hat des Römers Geiz verfälscht,
– – – – – – – –
– – – – – – –

Fort, ihr Bilder schönrer Tage!
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns versagt!

Unter den Linden in Berlin

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbaun,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Fraun.

Sie blühn so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenschals!
Welch schöne Wangenblüte!
Welch schöner Schwanenhals!

Das projektierte Denkmal Goethes zu Frankfurt am Main

Hört zu, Ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen!
Frankfurts Bewohner haben jetzt beschlossen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.
»Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen,« —
So denken sie — »daß Wir des Manns Genossen,
Daß Unserm Boden solche Blum entsprossen,
Und blindlings wird man Uns im Handel trauen.«
O, laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet Euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.
In Windeln war er einst Euch nah, doch jetzt
Trennt Euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser.

Bamberg und Würzburg

In beider Weichbild fließt der Gnaden Quelle,
Und tausend Wunder täglich dort geschehen.
Umlagert sieht man dort von Kranken stehen
Den Fürsten, der da heilet auf der Stelle.
Er spricht: »Steht auf und geht!« und flink und schnelle
Sieht man die Lahmen selbst von hinnen gehen;
Er spricht: »Schaut auf und sehet!« und es sehen
Sogar die Blindgebornen klar und helle.
Ein Jüngling naht, von Wassersucht getrieben,
Und fleht: »Hilf, Wundertäter, meinem Leibe.«
Und segnend spricht der Fürst: »Geh hin und schreibe!«
In Bamberg und in Würzburg machts Spektakel,
Die Handlung Göbhardts rufet laut: »Mirakel!« –
Neun Dramen hat der Jüngling schon geschrieben.

Burleskes Sonett

Wie nähm die Armut bald bei mir ein Ende,
Wüßt ich den Pinsel kunstgerecht zu führen
Und hübsch mit bunten Bildern zu verzieren
Der Kirchen und der Schlösser stolze Wände.
Wie flösse bald mir zu des Goldes Spende,
Wüßt ich auf Flöten, Geigen und Klavieren
So rührend und so fein zu musizieren,
Daß Herrn und Damen klatschten in die Hände.
Doch, ach! mir Armen lächelt Mammon nie:
Denn leider, leider! trieb ich dich alleine,
Brotloseste der Künste, Poesie!
Und ach! wenn andre sich mit vollen Humpen
Zum Gotte trinken in Champagnerweine,
Dann muß ich dürsten, oder ich muß – pumpen.

Berlin*

Berlin! Berlin! du großes Jammertal,
Bei dir ist nichts zu finden als lauter Angst und Qual.
Der Offizier ist hitzig, der Zorn und der ist groß:
Miserabel ist das Leben, das man erfahren muß.

Und wenns dann Sommer ist,
So ist eine große Hitz;
So müssen wir exerzieren,
Daß uns der Buckel schwitzt.

Komm ich auf Wachtparad
Und tu ein falschen Schritt,
So ruft der Adjutant:
»Den Kerl dort aus dem Glied!

»Die Tasche herunter,
Den Säbel abgelegt,
Und tapfer drauf geschlagen,
Daß er sich nicht mehr regt!«

Und wenns dann Friede ist,
Die Kräfte sind dahin;
Die Gesundheit ist verloren,
Wo sollen wir denn nun hin?

Alsdann so wird es heißen:
Ein Vogel und kein Nest.
Nun, Bruder, häng den Schnappsack an,
Du bist Soldat gewest.

---

* Dieses Volkslied, welches, wie die Prügel-Erwähnung andeutet, aus früheren Zeiten herstammt, ist im Hannövrischen aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben worden. H. Heine.

An Edom!

Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich;
Du, du duldest, daß ich atme,
Daß du rasest, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Mut,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut.

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du!

Einem Abtrünnigen

O des heilgen Jugendmutes!
O, wie schnell bist du gebändigt!
Und du hast dich, kühlern Blutes,
Mit den lieben Herrn verständigt.

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig Wochen
In den Staub zu treten dachtest!

O, das tut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

Übersetzungen aus Lord Byrons Werken

Manfred

Erster Aufzug

Erster Auftritt

Eine gotische Halle. – Mitternacht. – Manfred allein.

Manfred.

Ich muß die Ampel wieder füllen, dennoch
Brennt sie so lange nicht, als ich muß wachen.
Mein Schlaf – wenn ich auch schlaf – ist doch kein Schlaf;
Nur ein fortdauernd Brüten in Gedanken,
Die ich nicht bannen kann. Im Herzen pocht mirs
Gleich wie ein Wecker, und mein Aug erschließt
Sich nur, einwärts zu schaun. Und dennoch leb ich,
Und trage Menschenform und Menschenantlitz.
Doch Kummer sollt des Weisen Lehrer sein;
Der Schmerz macht weise, und wer 's meiste weiß,
Den schmerzt am meisten auch die bittre Wahrheit:
Daß der Erkenntnisbaum kein Baum des Lebens!
Nun hab ich jede Wissenschaft durchgrübelt,
Auch Weltweisheit, die Kräfte der Natur
Erforscht, und fühl im Herzen die Gewalt,
Die solche dienstbar machen könnt mir selber.
Doch frommt es nicht. – Den Menschen tat ich Gutes,
Und mir geschah auch Gutes, selbst von Menschen.
Doch frommt' das nicht. – Ich hatte meine Feinde,
Ich sank vor keinem, mancher sank vor mir.
Doch frommt' es nicht. – Denn Gutes, Böses, Leben,
Macht, Leidenschaft, wie ichs bei Andern sehe,
Das war bei mir wie Regen auf den Sand,
Seit jener grausen Stund. Ich fürchte nichts,
Mich quält der Fluch, daß ich nichts fürchten kann,

Kein stärkres Pochen fühl, von Hoffnung, Wünschen,
Sehnsucht nach einem Wesen dieser Erde.
Mein Werk beginn!
Geheimnisvolle Mächte!
Ihr Geister dieses unbegrenzten Weltalls!
Ihr, die ich stets gesucht in Licht und Dunkel!
Ihr, die den Erdball rings umwebt, und luftig
Im Hauche wohnt; Ihr, die als Lieblingsplätze
Euch ausgesucht die steilsten Bergesgipfel;
Ihr, die in Erd- und Meerabgründen hauset, –
Euch ruf ich her kraft des geschriebnen Zaubers,
Der Euch mir unterjocht. Steigt auf! Erscheint!

(Pause)

Sie zögern. – Ich beschwör Euch bei dem Worte
Des Geisteroberhaupts, bei diesem Zeichen,
Das Euch erzittern macht, beim Willen dessen,
Der nimmer stirbt. – Steigt auf! Steigt auf! Erscheint!

(Pause)

Sie zögern. – Geister in der Erd und Luft!
Ihr sollt nicht spotten meiner. Ich beschwör Euch
Bei noch viel mächtgrer Macht, beim Talisman,
Den ausgeheckt einst der verdammte Stern,
Der nun, ein Trümmerbrand zerstörter Welt,
Wie eine Höll im ewgen Raume wandelt;
Beim grausen Fluch, der meine Seel belastet,
Bei dem Gedanken, der stets in mir lebt,
Und um mich lebt, beschwör ich Euch. Erscheint!

(Ein Stern wird sichtbar im dunkeln Hintergrunde der Halle. Er bleibt stehn. Man hört eine Stimme singen.)

Erster Geist.

Mensch! Auf deines Wortes Schall
Stürmt ich aus der Wolkenhall,
Die der Dämmrung Hauch gebildet,
Die das Abendlicht vergüldet

Mit Karmin und Himmelbläu,
Daß sie mir ein Lusthaus sei.
Zwar sollt ich gehorchen nimmer,
Dennoch ritt ich auf dem Schimmer
Eines Sternleins zu dir her;
Mensch! erfüllt sei dein Begehr.

Zweiter Geist.

Montblanc ist der König der Berge,
Die krönten schon längst seine Höh;
Auf dem Felsenthron sitzend, im Wolkentalar,
Empfing er die Kron von Schnee.
Wie 'n Gurt umschnallt seine Hüft ein Wald,
Seine Hand die Lawine hält;
Doch vor dem Fall muß der donnernde Ball
Still stehn, wenns mir gefällt.
Des Gletschers ruhlos kalte Mass
Sinkt tiefer Tag für Tag;
Doch ich bins, der sie sinken laß,
Und auch sie hemmen mag.
Ich bin der Geist des Berges hier,
Wollt ichs, er beugte sich,
Erzitternd bis zum Marke schier, –
Und du, was riefst du mich?

Dritter Geist.

In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf schweigt,
Wo ein Fremdling der Wind ist,
Und die Meerschlange kreucht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muscheln durchschlingt, –
Wie wenn Sturm auf der Meerfläch,
Scholl dein Spruch, der mich zwingt.
In mein stilles Korallhaus
Erdröhnte er schwer;

Denn der Wassergeist bin ich, —
Sprich aus dein Begehr!

Vierter Geist.

Wo der Erdschüttrer schlummert
Auf Kissen von Glut,
Wo die Pechström aufwälzen
Die kochende Flut,
Wo die Wurzel der Andes
Die Erde durchwebt,
Also tief wie ihr Gipfel
Zum Himmel aufstrebt,
Dort ließ ich die Heimat,
Dein Ruf riß mich fort, —
Bin Knecht deines Spruches,
Mein Herr ist dein Wort.

Fünfter Geist.

Mein Roß ist Wind, mit Geißelhieb
Treib ich das Sturmgewühl;
Das Wetter, das dahinten blieb,
Ist noch von Blitzen schwül.
Mich hat gar schnell, über Land und Well,
Ein Windstoß hergebracht;
Die Flott, die ich traf, die segelt brav,
Doch sinkt sie noch heut Nacht.

Sechster Geist.

Mein Wohnhaus ist der Schatten süßer Nacht;
Was quälst du mich ans Licht mit Zaubermacht?

Siebenter Geist.

Vor Erdbeginn beherrschte ich
Den Stern, der nun beherrschet dich.

Das war ein Erdball, hübsch belebt,
Wie keiner je die Sonn umschwebt.
Sein Lauf war schön geregelt, kaum
Trug schönern Stern der Himmelsraum.
Da kam die Stunde – und er ward
Ein Flammenball unförmger Art,
Ein Schweifstern, der sich pfadlos schlingt,
Und Menschen schreckt und Unheil bringt,
Der nie ermattend rollt und schweift,
Und irrend ohne Laufbahn läuft,
Ein Tollbild, das da oben brennt,
Ein Ungeheur am Firmament!
Und du, dem dies ein Schicksalstern,
Wurm, dem ich hohnvoll dien als Herrn,
Du zwangst mich (mit der kurzen Macht,
Die dich am End mir eigen macht)
Auf kurz hierher, wo zitternd gar
Hier diese schwache Geisterschar
Mit einem Ding, wie du bist, schwätzt, –
Du, Sohn des Staubs, was willst du jetzt?

Die sieben Geister.

Erd, Weltmeer, Luft und Nacht, Gebirg und Wind
Und auch dein Stern umstehn als Geister dich,
Und harren deines Winkes, Menschenkind, –
Was will von uns der Sohn des Staubes, sprich?

Manfred.

Ich will vergessen –

Erster Geist.

Was – und wie – warum?

Manfred.

Was in mir ist, will ich vergessen, lesets
In mir – Ihr kennts und ich kanns nimmer sagen.

Geist.

Nur was wir haben, können wir dir geben,
Verlange Gegenstände, Herrschaft, Weltmacht,
Ganz oder nur ein Teil, verlang ein Zeichen,
Das dir die Elemente dienstbar macht,
Die wir regieren, jedes, all dergleichen
Sei dein.

Manfred.

Vergessen, Selbstvergessenheit –
Könnt Ihr nicht schaffen dies aus dunklen Reichen,
Ihr, die mir prahlerisch so vieles bietet?

Geist.

In unsrer Macht stehts nicht; es seie denn –
Du stürbest jetzt.

Manfred.

Wird mirs der Tod gewähren?

Geist.

Wir sind unsterblich und vergessen nicht;
Wir leben ewig, und Vergangnes ist uns
Mitsamt der Zukunft gegenwärtig. Siehst du?

Manfred.

Ihr höhnt mich; doch die Macht, die Euch hierherzwang,
Gab Euch in meine Hand. Höhnt nicht, Ihr Knechte!
Die Seel, der Geist, der prometheische Funken,
Die Flamme meines Lebens ist so leuchtend,
Durchglühnd, und weithinblitzend wie die Eure,
Gibt der nichts nach, obgleich in Staub gekleidet.
Gebt Antwort! sonst beweis ich, wer ich bin.

Geist.

Die alte Antwort gnügt; die beste Antwort
Sind deine eignen Wort.

Manfred.
Erklär die Rede.

Geist.
Wenn, wie du sagst, dein Wesen unserm gleicht,
So hattest du schon Antwort, als wir sagten:
Was Tod die Menschen nennen, bleibt uns fremd.

Manfred.
So rief ich Euch umsonst aus Euren Reichen,
Ihr könnt nicht oder wollt nicht helfen.

Geist.
Sprich!
Was wir vermögen, bieten wir, dein seis;
Besinn dich, eh du uns entläßt, frag nochmals, —
Macht, Herrschaft, Kraft, Verlängrung deiner Tage —

Manfred.
Verflucht! was habe ich zu tun mit Tagen?
Sie sind mir jetzt schon allzu lang, — fort! fort!

Geist.
Gemach! sind wir mal hier, kanns doch dir nützen;
Besinn dich, gibts denn gar nichts, das wir könnten
Nicht ganz unwert in deinen Augen machen?

Manfred.
Nein, nichts; doch bleibt, — ich möcht wohl, eh wir scheiden,
Euch schaun von Angesicht zu Angesicht.
Ich höre Eure Stimmen, süß und schmachtend,
Wie Harfentöne auf dem Wasser, immer
Steht leuchtend vor mir jener klare Stern;
Doch anders nichts. Kommt näher, wie Ihr seid,
Kommt all, kommt einzeln, in gewohnten Formen.

Geist.

Wir tragen keine Formen, außer die
Des Elements, wovon wir Seel und Urgeist;
Wähl die Gestalt, worin wir kommen sollen.

Manfred.

Ich wählen! Gibts ja keine Form auf Erden,
Die häßlich oder reizend wär für mich.
Eur Mächtigster mag wählen sich ein Antlitz,
Das ihm das beste dünkt. Erschein!

Siebenter Geist
(erscheint in der Gestalt eines schönen Weibes).
Sieh her!

Manfred.

O Gott! Wenns so sein soll, und du kein Wahnbild
Und auch kein Blendwerk bist, so könnt ich dennoch
Recht glücklich sein. — Umarmen will ich dich,
Wir wollen wieder —
(die Gestalt verschwindet)
'S Herz ist mir zermalmet.
(Manfred stürzt besinnungslos nieder)

Eine Stimme (spricht folgenden Zauberbann):

Wenn der Mond im Wasser schwimmt,
Und im Gras der Glühwurm blinkt,
Wenn am Grab das Dunstbild glimmt,
Und im Sumpf das Irrlicht winkt,
Wenn Sternschnuppen niederschießen,
Und sich Eulen krächzend grüßen,
Wenn, umschattet von den Höhn,
Baum und Blätter stille stehn,
Dann kommt meine Seel auf dich,
Und mein Zauber reget sich.

Schläfst du auch mit Augen zu,
Findet doch dein Geist nicht Ruh,
Schatten drohn, die nie verbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen;
Von geheimer Macht umrauscht,
Bist du nimmer unbelauscht;
Bist wie leichentuchumhängt,
Wie von Wolken eingezwängt;
Sollst jetzt leben immerfort
Hier in diesem Zauberwort.

Siehst mich zwar nicht sichtbarlich,
Dennoch fühlt dein Auge mich,
Als ein Ding, das unsichtbar
Nah dir ist, und nahe war;
Und wenns dir dann heimlich graust,
Und du hastig rückwärts schaust,
Siehst du staunend, daß ich nur
Bin der Schatten deiner Spur,
Und verschweigen muß dein Mund
Jene Macht, die dir ward kund.

Und ein Zaubersang und Spruch
Hat dein Haupt getauft mit Fluch;
Und ein Luftgeist voller List
Legt dir Schlingen, wo du bist;
In dem Wind hörst du ein Wort,
Das dir scheucht die Freude fort;
Und die Nacht, so still und hehr,
Gönnt dir Ruhe nimmermehr;
Und des Tages Sonnenschein
Soll dir unerträglich sein.

Aus deinen Tränen falsch und schlau
Kocht ich ein tödliches Gebrau;
Aus deines Herzens schwarzem Quell
Preßt ich des schwarzen Blutes Well;
Aus deines Lächelns Falt ich zog
Die Schlang, die dort sich ringelnd bog;
Aus deinem Mund nahm ich den Reiz,
Den Hauch des allerschlimmsten Leids;
Ich prüft manch Gift, das mir bekannt,
Doch deins am giftigsten ich fand.

Bei deines Schlangenlächelns Mund,
Eiskaltem Herzen, Arglistschlund,
Bei deinem Aug, scheinheilig gut,
Bei deiner Seel verschloßner Wut,
Bei deiner Kunst, womit du gar
Dein Herz für menschlich gabest dar,
Bei deiner Lust an fremdem Leid,
Bei deiner Kainsähnlichkeit,
Hierbei verfluch ich dich, Gesell:
Sei selber deine eigne Höll!

Und auf dein Haupt gieß ich den Saft,
Der dir ein solch Verhängnis schafft:
Schlafen nicht und Sterben nicht
Gönnt dein Schicksal dir, du Wicht;
Sollst den Tod stets nahe schaun,
Freudig zwar und doch mit Graun.
Sieh! der Zauber schon umringt dich,
Klanglos seine Kett umschlingt dich;
Auf dein Herz und Hirn zugleich
Kam der Spruch — verwelk, verbleich!

Befreundet waren weiland ihre Herzen,
Doch Lästerzungen können Wahrheit schwärzen;
Und die Beständigkeit wohnt nur dort oben;
Und dornig ist das Leben, und die Jugend
Ist eitel; und entzweit sein mit Geliebten,
Das kann wie Wahnsinnschmerz im Hirne toben!



Doch nie fand sich ein Mittler diesen beiden,
Der heilen wollte ihrer Herzen Leiden.
Genüber standen sich die Schmerzgestalten,
Wie Klippen, die des Blitzes Strahl gespalten.
Ein wilder, wüster Strom fließt jetzt dazwischen;
Doch aller Elemente zornge Schar
Vermag wohl nimmer gänzlich zu verwischen
Die holde Spur von dem, was einstens war.

(Aus Coleridges Christabel)

Lebewohl!

Lebe wohl, und seis auf immer!
Seis auf immer, lebe wohl!
Doch, Versöhnungslose, nimmer
Dir mein Herze zürnen soll.

Könnt ich öffnen dir dies Herze,
Wo dein Haupt oft angeschmiegt
Jene süße Ruh gefunden,
Die dich nie in Schlaf mehr wiegt!

Könntest du durchschaun dies Herze
Und sein innerstes Gefühl!
Dann erst sähst du: es so grausam
Fortzustoßen war zu viel.

Mag sein, daß die Welt dich preise
Und die Tat mit Freuden seh, –
Muß nicht selbst ein Lob dich kränken,
Das erkauft mit fremdem Weh?

Mag sein, daß viel Schuld ich trage,
War kein andrer Arm im Land,
Mir die Todeswund zu schlagen,
Als der einst mich lieb umwand?

Dennoch täusche dich nicht selber,
Langsam welkt die Liebe bloß,
Und man reißt so raschen Bruches
Nicht ein Herz vom Herzen los.

Immer soll dein Herz noch schlagen,
Meins auch, blut es noch so sehr;
Immer lebt der Schmerzgedanke:
Wieder sehn wir uns nicht mehr!?

Solche Worte schmerzen bittrer,
Als wenn man um Tote klagt;
Jeder Morgen soll uns finden
Im verwitwet Bett erwacht.

Suchst du Trost, wenns erste Lallen
Unsres Mägdleins dich begrüßt:
Willst du lehren »Vater« rufen
Sie, die Vaters Huld vermißt?

Wenn, umarmt von ihren Händchen,
Dich ihr süßer Kuß entzückt,
Denke sein, der fern dich liebet,
Den du liebend einst beglückt!

Wenn du schaust, daß ihr Gesichtlein
Meinen Zügen ähnlich sei,
Zuckt vielleicht in deinem Herzen
Ein Gefühl, das mir noch treu.

Alle meine Fehltritt kennst du,
All mein Wahnsinn fremd dir blieb;
All mein Hoffen, wo du gehn magst,
Welkt, – doch gehts mit dir, mein Lieb.

Jed Gefühl hast du erschüttert;
Selbst mein Stolz, sonst felsenfest,
Beugt sich dir, – von dir verlassen,
Meine Seel mich jetzt verläßt.

Doch was helfen eitel Worte, –
Kommt ja gar von mir das Wort!
Nur entzügelte Gedanken
Brechen durch des Willens Pfort.

Lebe wohl! ich bin geschleudert
Fort von allen Lieben mein,
Herzkrank, einsam, und zermalmet, –
Tödlicher kann Tod nicht sein!

An Inez

Childe Harold. Erster Gesang.

O lächle nicht ob meinen finstern Brauen,
Das Wiederlächeln wird mir gar zu schwer!
Doch Tränen mögen nie dein Aug betauen,
Umsonst geweinte Tränen nimmermehr.

O forsche nicht von jenem Schmerz die Kunde,
Der nagend Freud und Jugend mir zerfrißt.
Enthülle nicht die tiefgeheime Wunde,
Die du sogar zu heilen machtlos bist.

Es ist kein Liebesweh, es ist kein Hassen,
Es ist kein Schmerz getäuschter Ruhmbegier,
Was stets mich treibt, das Liebste zu verlassen,
Was mir die Gegenwart verekelt schier.

Es ist ein Überdruß, der mich erdrücket,
Bei allem was ich hör, und seh, und fühl.
Denn keine Schönheit giebts, die mich entzücket,
Kaum noch ergötzt mich Deiner Augen Spiel.

Es ist die düstre Glut, die stets getragen,
In tiefer Brust, der ewge Wandersmann,
Der nirgendwo sich kann ein Grab erjagen,
Und doch im Grab nur Ruhe finden kann.

Welch Elend kann sich selbst entfliehn? Vergebens
Durchjag ich rastlos jedes fernste Land,
Und stets verfolget mich der Tod des Lebens,
Der Teufel, der »Gedanke« wird genannt.

Doch andre seh ich, die sich lustig tauchen
In jenes Freudenmeer, dem ich entwich;
O möge nie ihr schöner Traum verrauchen,
Und keiner mög erwachen so wie ich!

Noch manchen Himmelsstrich muß ich durcheilen,
Verdammt noch manches Mal zurück zu sehn;
Nur ein Bewußtsein kann mir Trost erteilen:
Was auch gescheh, das Schlimmst ist mir geschehn.

Was ist denn dieses Schlimmste? Laß die scharfen,
Die scharfen Stachelfragen lasse fort!
O lächle nur, — doch such nicht zu entlarven
Ein Männerherz, zu schaun die Hölle dort.

Gut Nacht

Childe Harold. Erster Gesang.

Leb wohl! leb wohl! im blauen Meer
Verbleicht die Heimat dort.
Der Nachtwind seufzt, wir rudern schwer,
Scheu fliegt die Möwe fort.
Wir segeln jener Sonne zu,
Die untertaucht mit Pracht;
Leb wohl, du schöne Sonn und du,
Mein Vaterland, – gut Nacht!

Aufs neu steigt bald die Sonn heran,
Gebärend Tageslicht;
Nur Luft und Meer begrüß ich dann,
Doch meine Heimat nicht.
Mein gutes Schloß liegt wüst und leer,
Mein Herd steht öde dort,
Das Unkraut rankt dort wild umher,
Mein Hund heult an der Pfort.

Komm her, komm her, mein Page klein,
Was weinst du, armes Kind?
Fürchtst du der Wogen wildes Dräun,
Macht zittern dich der Wind?
Wisch nur vom Aug die Träne hell,
Das Schiff ist fest gefügt,
Kaum fliegt der beste Falk so schnell,
Wie unser Schifflein fliegt.

»Laß brausen Flut, laß heulen Wind,
Mich schreckt nicht Wind, nicht Flut;
Sir Childe, viel andre Ding es sind,
Weshalb ich schlimmgemut.
Denn ich verließ den Vater mein,
Und auch die Mutter traut;
Mir blieb kein Freund als du allein,
Und der dort oben schaut.

»Lang segnete mein Vater mich,
Doch klagte er nicht sehr.
Doch Mutter weint wohl bitterlich,
Bis daß ich wiederkehr.« –
Still, still, mein Bub, dich zieret hold
Im Auge solche Trän,
Hätt ich dein schuldlos Herz, man sollt
Auch meins nicht trocken sehn.

Komm her, komm her, mein Schloßdienstmann,
Was hat dich bleich gemacht?
Fürchtst du, der Franzmann käm heran?
Durchfröstelt dich die Nacht?
»Glaubst du, ich zittre für den Leib?
Sir Childe, bin nicht so bang!
Doch denkt er an sein fernes Weib,
Wird bleich des Treuen Wang!

»Am Seerand, wo dein Stammschloß ragt,
Da wohnt mir Weib und Kind;
Wenn nun der Bub nach Vater fragt,
Was sagt sie ihm geschwind?«
Still! still, mein wackrer Schloßdienstmann,
Man ehre deinen Schmerz;
Doch ich bin leichtrer Art, und kann
Entfliehn, als seis ein Scherz.

Ich traue Weibesseufzern nicht!
Ein frischer Buhlertroß
Wird trocknen jenes Auge licht,
Das jüngst noch überfloß.
Mich quälet kein Erinnrung süß,
Kein Sturm, der näher rollt;
Mich quält nur, daß ich nichts verließ,
Weshalb ich weinen sollt.

Und nun schwimm ich auf weitem Meer,
Bin einsam in der Welt: –
Sollt ich um andre weinen sehr,
Da mir kein Tränlein fällt?
Mein Hund heult nur, bis neue Speis
Ein neuer Herr ihm reicht;
Kehr ich zurück und nah ihm leis –
Zerfleischt er mich vielleicht.

Mit dir, mein Schiff, durchsegl ich frei
Das wilde Meergebraus;
Trag mich, nach welchem Land es sei,
Nur trag mich nicht nach Haus.
Sei mir willkommen, Meer und Luft!
Und ist die Fahrt vollbracht,
Sei mir willkommen, Wald und Kluft!
Mein Vaterland – gut Nacht!

Tragödien

Almansor

Eine Tragödie

Glaubt nicht, es sei so ganz und gar phantastisch
Das hübsche Lied, das ich Euch freundlich biete!
Hört zu: es ist halb episch und halb drastisch,
Dazwischen blüht manch lyrisch zarte Blüte;
Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüte;
Es kämpfen Christ und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End und macht den Frieden.

Das Innere eines alten, verödeten Maurenschlosses. Durch die Seitenfenster fallen Strahlen der untergehenden Sonne.
Almansor allein.

Almansor.

Es ist der alte, liebe Boden noch,
Der wohlbekannte, buntgestickte Teppich,
Worauf der Väter heilger Fuß gewandelt!
Jetzt nagen Würmer an den seidnen Blumen,
Als wären sie des Spaniers Bundgenossen.
Es sind die alten, treuen Säulen noch,
Des stolzen Hauses stolze Marmorstützen,
Woran ich oft mich angelehnt als Knabe.
O, hätten unsre Gomeles und Ganzuls,
Abenkeragen und hochmütge Zegris
So treu, wie diese Säulen hier, getragen
Den Königsthron im leuchtenden Alhambrah!
Es sind die alten, guten Mauern noch,
Die glattgetäfelten, die hübsch bemalten,
Die stets dem müden Wandrer Obdach gaben!
Gastlich geblieben sind die guten Mauern,
Doch ihre Gäste sind nur Eul und Uhu.

(Er geht ans Fenster)

Still bleibts! Nur du, o Sonne, hörtest mich;
Mitleidig schickst du mir die letzten Strahlen,
Und streust mir Licht auf meinen dunkeln Pfad!
Du, gütge Sonne, hör mein dankbar Wort:
Entflieh auch du nach Mauritaniens Küste
Und nach Arabiens ewig heitrer Flur; —
O, fürchte Don Fernand und seine Räte,
Die Haß geschworen allem schönen Lichte;
O, fürchte Donna Isabell, die Stolze,
Die im Gefunkel ihrer Diamanten
Allein zu glänzen glaubt, wenn Nacht ringsum;
O, flieh auch du den schlimmen, spanschen Boden,
Wo schon gesunken deine Schwestersonne,
Die goldgetürmte, leuchtende Granada!

(Geht vom Fenster)

Beklommen ist mein Herz, als habe sich
Der untergehnden Sonne Flammenball
Auf diese arme, schwache Brust gewälzt.
Wie morsche, glühnde Asche ist mein Leib,
Und unter meinen Füßen wankt der Boden.
So heimisch ist mir hier, und doch so ängstlich!
Das Lüftchen, das mir lind die Wange kühlt,
Haucht Grüße mir aus längstverschollner Zeit.
In jener Schatten wechselnder Bewegung
Seh ich die Märchen meiner Kinderjahre;
Sie regen sich, und nicken mir, und lächeln
Mit klugen Mienen, und verwundern sich,
Daß jetzt der alte Freund so bang, so fremd tut.
Dort schwankt hervor die liebe, tote Mutter,
Und schaut wehmütiglich besorgt, und weint,
Und winkt, und winkt mit ihrer weißen Hand.
Und auch den Vater seh ich dorten sitzen,
Auf grünem Sammetpolster, leise schlummernd.

(Er steht sinnend. Es ist ganz dunkel geworden. Man sieht im Hintergrunde eine Gestalt, mit einer Fackel in der Hand, vorüberschreiten.)

Welch Nebelbild kam dort vorbei geflirrt?
Wars nur ein Blendwerk, das mich toll umgaukelt?
Wars nicht der alte Hassan, der dort ging?
Vielleicht liegt Hassans toter Leib im Grab,
Und nur sein Geist noch wandelt hier als Wächter
Der Burg, die er im Leben treu gehütet?
Es rauscht und rollet dumpf, und immer näher,
Als stiegen meine Väter aus den Gräbern,
Um mir zum Gruß die Knochenhand zu reichen,
Zum Willkommkuß die weißen, kalten Lippen –
Sie kommen schon – Eur Grüßen könnt mich töten –

(Mehrere Mauren stürzen hervor mit blanken Säbeln)

Erster Maure.

Das könnte wohl geschehn!

Almansor
(zieht sein Schwert aus der Scheide).

So komm hervor,
Du wunderreiches, blankes Amulett,
Und schütze mich vor solchen schlimmen Geistern!

Zweiter Maure.

Wie kömmst du, Fremdling, hier in unsre Burg?

Almansor.

Ich geb die Frag zurück, die Burg ist mein,
Und dieser Anwalt
(zeigt sein Schwert)
soll mein gutes Recht,
Auf Eure Haut, mit roten Zügen schreiben.

Erster Maure.

Ei! ei! wenn unser Anwalt Einspruch tut,
Ist seine Zunge nicht von Holz; fürwahr,
Metallvoll klirret seine Eisenstimme.
(Sie fechten)

Erster Maure.

Ei! ei! dein Anwalt kommt ja recht in Hitze,
Und seine Rede sprühet Feuerfunken.

Almansor.

Schweig nur, in deinem Blut soll er sie löschen.

Dritter Maure.

Der Spaß geht bald zu End, ergib dich uns.
(Hassan, in der linken Hand eine Fackel, in der rechten einen Säbel, stürzt wild herbei)

Hassan.

Ho! ho! habt Ihr den Alten ganz vergessen?
Blutrache, wißt Ihr ja, ist mein Gewerbe,
Und mir gehört der dort, Ich muß ihn töten.

(Er ficht mit dem schon ermatteten Almansor, wie er ihn eben niederhauen will, erblickt er das Gesicht desselben beim Scheine der Fackel, und erschüttert stürzt er zu Almansors Füßen.)

Allah! Es ist Almansor ben Abdullah!

Almansor.

Das bin ich noch, und du bist Hassan noch;
Steh auf, du treuer Diener meines Hauses.
Ein nächtig Blendwerk hat uns hier verwirrt,
Und bald wär mir die Vaterburg zum Grab,
Die alte Wiege mir zum Sarg geworden.

Erster Maure.

Du schienest Spanier durch Barett und Mantel,
Und unser Säbel nur bewillkommt Spanier.

Hassan

(steht langsam auf und spricht mit strengem Tone).

Almansor ben Abdullah! steh mir Rede:
Wie kömmt dein Leib in diese spansche Tracht?
Wer hat das edle Berberroß behängt
Mit dieser gleißend farbgen Schlangenhaut?
Wirf ab die giftge Hülle, Sohn Abdullahs,
Tritt auf das Haupt der Schlange, edles Roß!

Almansor

(lächelnd).

Du bist der alte Eifrer Hassan noch,
Und klebst noch fest an Farben und an Formen.
Die Schlangenhaut, die schützet wider Schlangen;

So wie die Wolfsfellhülle schützt das Lamm,
Das, wehrlos fromm, die Waldungen durchstreift.
Trotz Hut und Mantel bin ich doch ein Moslem,
Denn in der Brust hier trag ich meinen Turban.

Hassan.

Gelobt sei Allah! Allah sei gelobt!
Legt euch zur Ruhe, Brüder, ich will wachen;
Verjüngt hat plötzlich sich der alte Hassan.

(Die Mauren gehn ab)

Almansor.

Wer sind die Männer, die du Brüder nanntest?

Hassan.

Es sind die Reste jener treuen Diener,
Die Allah noch in diesem Land besitzt.
Ach! ihre Zahl ist gring, und täglich schmilzt sie;
Derweil die Zahl der Schelme täglich anschwillt.

Almansor.

Wie tief bist du gesunken! O Granada!

Hassan.

Wohl sinken muß die Stadt, wo Doppelfeinde,
Wo drinnen Zwietracht, draußen Arglist, wüten.
O! Fluch der Nacht, wo diese Weiberarglist
Mit Männerhabsucht süß gebuhlt. O! Fluch
Der Nacht, wo das Verderben von Granada
In solcher Glutumarmung ward beraten;
O! Fluch der Nacht, wo einst ins Brautbett stieg
Don Ferdinand zu Donna Isabella!
Wo solches Paar der Zwietracht Funken schürt,
Da flackert bald in Flammen auf das Haus.

Nicht durch den Speer des kräftigen Leoners,
Nicht durch des stolzen Aragoniers Lanze,
Nicht durch das Schwert kastilscher Ritterschaft, —
Nur durch Granada selber fiel Granada!
Wenn der Erzeuger meuchelt seine Kinder,
Die wehrlos eignen Kinder in der Wiege,
Und wenn der Sohn die frevelhafte Rechte
Entgegenballt dem heilgen Haupt des Vaters,
Und wenn der Bruder, auf des Bruders Leiche,
Des Thrones blutge Stufen frech erklimmt,
Und wenn des Reiches pflichtvergeßne Großen
Ehrlos der Fahne ihres Erbfeinds folgen:
Dann fliehn mit schamverhüllten Angesichtern
Die Engel, die der Hauptstadt Tore hüten,
Und siegreich ziehen ein der Feinde Scharen.

Almansor.

Ich denke noch des unheilschwangern Tags;
Ich stand am Tor des Schlosses unten, plötzlich
Sprengt rasch einher, auf schwarzem Roß, ein Reiter.
Wild, und verstörten Blicks, und atemlos
Fragt er nach Vater. Schnell die Trepp hinauf, —
Und in des Vaters offne Arme sank er.
Da sah ich erst, es war der gute Aly —

Hassan
(bitter).

Der gute Aly!

Almansor.

Aly, sprich, was bringst du?
Sprach schnell mein Vater. — O, da stürzten Bäche
Blutdunkler Tränen über Alys Wangen,
Und schluchzend sprach er: In Granada haben
Don Ferdinand und Isabell den Einzug
Gehalten, unterm Schalle der Drommeten,

Und König Boabdil hat ihnen knieend
Die Schlüssel überreicht auf goldnem Becken,
Und auf Alhambrahs Turm steht aufgepflanzt
Kastiliens Fahne und Mendozas Kreuz.

Hassan
(hält sich die Augen zu).

O! eine Gnade nur verlang ich, Allah!
Lösch aus in meinem Hirn dies Bild des Greuels!

Almansor.

Noch schwebt mirs vor, wie dieser Botschaft Blitz
In jedem Mund die Zunge kalt gelähmt.
Bleich, stumm und stieren Blickes stand mein Vater,
Die Arme hingen lang und schlaff herab,
Die Kniee schlotterten, und wie er hinsank,
Erhub sich Weiberjammer und Geheul.

Hassan.

Lösch aus in meinem Hirn dies Bild des Greuels!

Almansor.

Da schloß mich an sein Herz der gute Aly;
Hielt mir besorgt die nassen Augen zu,
Um mir des Jammers Anblick zu verbergen,
Und zog mich fort, und hub mich auf sein Roß —

Hassan.
(bitter lächelnd).

Und trug dich fort nach seinem hübschen Schloß,
Wo dich empfing die liebliche Zuleima,
Und dir die Träne aus dem Aug gelächelt,
Vielleicht geküßt —

Almansor.

Du boshaft saurer Hassan!
Vergiß nicht, daß ich noch ein Knabe war.

Auch irrst du dich, Zuleimas Augenstrahlen
Vermochtens nicht, mein nasses Aug zu trocknen.
Ich stahl mich heimlich fort aus Alys Schloß,
Und war in wengen Stunden hier zurück.
Hier auf dem Boden wälzte sich mein Vater,
Sein Kleid zerrissen, Asche auf dem Haupt,
Und wildzerrauft des Bartes weiße Locken.
Hier neben ihm lag weinend meine Mutter,
Mitsamt den Dienerinnen schwarz verschleiert.
Und wenn es still ward, und nur eine Stimme
Aufseufzend rief das Wort »Granada!«, so
Ergoß sich doppelt laut die alte Klage.

Hassan
(weinend).

Versieget nie, ihr ewgen Tränenquellen!

Almansor.

Sieh nicht so kläglich aus, du alter Hassan!
Weit besser kleidet dich der Löwentrotz,
Mit dem du, harnischglänzend, waffenklirrend,
Zu uns Erstaunten tratest in den Saal.
Ich seh dich noch, wie du zum Vater sprachest:
»Ich kann nicht länger dienen dir, Abdullah,
Dieweil mein Gott jetzt seines Knechts bedarf.«
Und festen Gangs verließest du das Schloß,
Und seit der Zeit sah ich dich niemals wieder.

Hassan.

Zu jenen Kämpfern hatt ich mich gesellt,
Die ins Gebirge, auf die kalten Höhn,
Mit ihren heißen Herzen sich geflüchtet.
So wie der Schnee dort oben nimmer schwindet,
So schwand auch nie die Glut in unsrer Brust;
Wie jene Berge nie und nimmer wanken,
So wankte nimmer unsre Glaubenstreue;
Und wie von jenen Bergen Felsenblöcke

Öfters herunterrollen, allzerschmetternd,
So stürzten wir von jenen Höhen oft,
Zermalmend, auf das Christenvolk im Tal;
Und wenn sie sterbend röchelten, die Buben,
Wenn ferne wimmerten die Trauerglocken,
Und Angstgesänge dumpf dazwischen schollen,
Dann klangs in unsre Ohren süß wie Wollust.

Doch hat solch blutigen Besuch erwidert
Unlängst Graf Aquilar mit seinen Rittern.
Der hat zum letzten Tanz uns aufgespielt;
Und beim Geschmetter gellender Trompeten,
Bei der Kanonen dumpfem Paukenschalle,
Beim Kehrausfiedeln kastilianscher Klingen,
Und bei der Kugeln lustig hellem Pfeifen,
Flog jählings mancher Maure in den Himmel,
Und wenge nur entrannen wir dem Tanzplatz.

Doch sprich, Almansor, wie erging es Euch?
Mit jenen Freunden floh ich jüngst hierher,
Und fand nur öde Säle, und betrübt
Sahn auf mich nieder diese kahlen Wände,
Und traurge Ahnung gab das traurge Schloß.

Almansor.

Verlange nicht ein Klagelied, laß schlummern
Die lieben Toten und Almansors Schmerzen.
Du sahst ja damals, wie auf schwarzem Roß
Der gute Aly hergebracht das Unglück.
Nie kommt das Unglück ohne sein Gefolge!
Tagtäglich kamen aus Granada schlimmre
Botschaften her; und wie der Wandrer schnell
Sich mit dem Antlitz auf den Boden wirft,
Wenn ihm entgegen weht der glühnde Samum,
So stürzten wir oft weinend hin zur Erde,
Daß uns der Kunden giftger Hauch nicht töte.
Bald hörten wir vom Abfall unsrer Priester,
Der Morabiten und der Alfaquis; –

Hassan.

Gibts irgendwo 'nen Glauben zu verschachern,
So sind zuerst die Pfaffen bei der Hand.

Almansor.

Bald hörten wir, daß auch der große Zegri,
In feiger Todesangst, das Kreuz umklammert;
Daß vieles Volk dem Beispiel Großer folgte,
Und Tausende ihr Haupt zur Taufe beugten; —

Hassan.

Der neue Himmel lockt viel alte Sünder.

Almansor.

Wir hörten, daß der furchtbare Ximenes,
Inmitten auf dem Markte, zu Granada —
Mir starrt die Zung im Munde — den Koran
In eines Scheiterhaufens Flamme warf!

Hassan.

Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher
Verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.

Almansor.

Am Ende kam die allerschlimmste Botschaft:
(stockt)
Daß auch der gute Aly Christ geworden.
(Pause)
Da quoll kein Tropfen aus des Vaters Augen,
Kein Klagelaut entstahl sich seinem Mund,
Kein Haar entraufte er dem greisen Haupte; —
Nur seine Antlitzmuskeln zuckten krampfhaft,
Und wildverzerrt, und schneidend brach hervor
Aus seiner Brust ein gellendes Gelächter.
Und wie ich mich mit leisem Weinen nahte,
Ergriffs wie Wahnsinnwut den armen Vater.
Er zog den Dolch und nannt mich »Schlangenbrut«
Und wollt mir schon die Brust durchstoßen, — plötzlich

Zog sichs wie sanftrer Schmerz um seine Lippen.
»Du, Knabe, sollst die Schuld nicht büßen«, sprach er,
Und wankte fort nach seiner stillen Kammer.
Dort saß er schweigend, ohne Speis und Trank,
Drei Tage lang. Doch wie er da hervorkam,
Schien er wie umgewandelt. Ruhig war er,
Befahl den Knechten: all sein Hab und Gut
Auf Maultier und auf Wagen aufzuladen;
Befahl den Weibern: uns mit Wein und Brot
Für eine lange Reise zu versorgen.
Als das geschehn, nahm er in seine Arme,
Und trug es selbst, das allerbeste Kleinod,
Die Rolle der Gesetze Mahomets,
Dieselben alten, heilgen Pergamente,
Die einst die Väter mitgebracht nach Spanien.
Und so verließen wir der Heimat Fluren,
Und zogen fort, halb zaudernd und halb eilig,
Als wenn es unsichtbar, mit weichen Armen
Und schmelzend lieber Stimm, uns rückwärts zöge,
Und dennoch Wolfsgeheul uns vorwärts triebe.
Als wärs ein Mutterkuß beim letzten Scheiden,
So sogen wir begierig ein den Duft
Der spanschen Myrten- und Zitronenwälder;
Derweil die Bäume klagend uns umrauschten,
Wehmütig süß die Lüfte uns umspielten,
Und traurge Vöglein, wie zum Lebewohl,
Uns stumme Wandrer stumm umflatterten.

Hassan.

Ihr hieltet fest in Euren treuen Händen
Den besten Wanderstab, der Väter Glauben.

Almansor.

Wo Tariks Fuß zuerst dies Land betrat,
Setzten wir schleunig über nach Marokko,
Wohin die Besten unsres Volkes flohn.
Doch als wir landeten, erblich die Mutter,
Und legte still ins Grab ihr müdes Haupt.

Hassan.

Von rauher Hand versetzt in fremden Boden,
Hat welken müssen solche zarte Lilje.

Almansor.

In Trauerkleidern reisten wir von dannen,
Und schlossen uns an jene Karawanen,
Die nach dem heilgen Mekka gläubig wallen.
In Jemen, in dem Land der Stammesbrüder,
Schloß auch Abdullah die verweinten Augen,
Und schlummerte hinüber nach der Heimat,
Wo kein Ximenes, keine Isabella.

Hassan.

Und gibt es in Arabien keine Örter,
Wo man den toten Vater kann beweinen?

Almansor.

O, kenntest du die Qual des Ruhelosen,
Den unsichtbare Flammengeißeln treiben!
Noch einmal wollt ich küssen Spaniens Boden —

Hassan.

Und bei Gelegenheit Zuleimas Lippen.

Almansor
(ernst).

Des Vaters Diener ist nicht Herr des Sohnes;
Drum, bittrer Hassan, laß dein bittres Deuteln.
Ja, ich bekenn es, nach Zuleima schmacht ich,
Wie nach dem Morgentau der Sand der Wüste.
Noch diese Nacht geh ich nach Alys Schloß.

Hassan.

Geh nicht nach Alys Schloß! Pestörtern gleich
Flieh jenes Haus, wo neuer Glaube keimt.
Dort zieht man dir, mit süßen Zangentönen,

Aus tiefer Brust hervor das alte Herz,
Und legt dir eine Schlang dafür hinein.
Dort gießt man dir Bleitropfen, hell und heiß,
Aufs arme Haupt, daß nimmermehr dein Hirn
Gesunden kann vom wilden Wahnsinnschmerz.
Dorten vertauscht man dir den alten Namen,
Und gibt dir einen neun; damit dein Engel,
Wenn er dich warnend ruft beim alten Namen,
Vergeblich rufe. O, betörtes Kind,
Geh nicht nach Alys Schloß; — du bist verloren,
Wenn man in dir Almansorn wiedersieht!

Almansor.

Besorge nichts; denn niemand kennt mich mehr.
Mein Antlitz trägt des Grames tiefe Furchen,
Getrübt von salzgen Tränen ist mein Aug,
Nachtwandlerartig ist mein schwanker Gang,
Gebrochen, wie mein Herz, ist meine Stimme —
Wer sucht in mir den blühenden Almansor?
Ja, Hassan, ja, ich liebe Alys Tochter!
Nur einmal noch will ich sie schaun, die Holde!
Und hab ich mich noch einmal süß berauscht
Im Anblick ihrer lieblichen Gestalt,
In ihre Augen meine Seel getaucht,
Und schwelgend eingehaucht den süßen Odem: —
Dann geh ich wieder nach Arabiens Wüste,
Und setze mich auf jenen steilen Felsen,
Wo Mödschnun saß und Leilas Namen seufzte! —
Drum sei nur ohne Sorge, alter Hassan,
Im spanschen Mantel geh ich, unbemerkt
Und unerkannt, im ganzen Schloß herum,
Und meine Bundgenossin ist die Nacht.

Hassan.

Trau nicht der Nacht, sie birgt im schwarzen Mantel
Viel arge Fratzenbilder, Molch und Schlangen,
Und wirft sie heimlich hin vor deine Füße.

Trau ihrem bleichen Buhlen nicht, der droben
Liebäugelnd aus den Wolken niederblinzelt,
Und hämisch bald, mit schrägen, fahlen Lichtern,
Die Schreckgestalten deines Wegs beflimmert.
Trau nimmer ihrer Bastardbrut dort oben,
Den goldnen Kindlein, die so munter funkeln,
Und freundlich tun, und liebeschmeichelnd nicken,
Und dennoch, wie mit tausend glühnden Fingern,
Am Ende spöttisch auf dich niederdeuten.
Geh nicht nach Alys Schloß! Am Eingang sitzen
Drei dunkle Fraun, und harren deiner Rückkehr,
Um würgend dich mit Inbrunst zu umarmen,
Im Liebeskuß dein Herzblut auszusaugen!

Almansor.

Wirf hemmend dich in eines Mühlrads Speichen,
Dräng mit der Brust zurück des Stromes Flut,
Halt mit den Armen auf des Bergquells Sturz, —
Doch halte mich nicht ab von Alys Schloß.
Dort ziehts mich hin mit tausend Demantfäden,
Die sich verwebt in meines Hirnes Adern
Und in den Fasern meines Herzens; — Hassan,
Schlaf wohl! mein altes Schwert ist mein Begleiter.

Hassan.

Und deine Leuchte sei dein alter Glaube.

Alys Schloß. Erleuchtetes Kabinett mit einer großen Mitteltüre. Man hört Tanzmusik. Don Enrique liegt zu Zuleimas Füßen.

Don Enrique
(pathetisch).

Ein Zauberduft betäubet meine Sinne,
Und schauernd weiß ich nicht, was ich beginne!
Anbetend sink ich hin zu deinen Füßen,
Um dich als heilge Jungfrau zu begrüßen!
Du bist des Himmels Strahlenkuniginne,
Der ich nicht nahen darf mit irdscher Minne!
Und wenn auch Hymens Bande uns umschließen —
Ich lieg als Knecht dir immerdar zu Füßen!

(Die Musik hat aufgehört. Don Diego ist während dieser Apostrophe hereingeschlichen und hat beide Flügel der Mitteltüre geöffnet. Man sieht einen prächtigen, menschenvollen Ballsaal. Die tanzenden Paare bleiben stehen und schauen freudig nach Don Enrique und Zuleima. Einige Stimmen rufen:

Heil! Heil! Heil! unserm schönen Brautpaar!

Trompetentusch. Don Enrique steht auf. Don Diego schleicht sich wieder fort. Die Mitteltüre bleibt offen stehen.)

Zuleima
(ernst).

Führt mich zum Saal!

Don Enrique
(reicht ihr den Arm, verwirrt).

Señora, mein Bedienter,
Der Schalk, hat dies getan.

Zuleima.

Gut, Señor, gut.

(Aly und ein Ritter treten in der Türe den Vorigen entgegen)

Aly.
(Er faßt Don Enrique beim Arm)

Nein, liebe Clara, laß mir deinen Bräutgam;
Hier Don Rodrigo führet dich zum Saal.

(Zuleima, vom Ritter geführt, geht ab. Die Mitteltüre schließt sich.)

Don Enrique.

Ich wundre mich —

Aly

(ernst).

Erinnert Ihr Euch nicht,
Daß ich noch ein Geheimnis für Euch habe,
Das ich versprach, noch vor dem Hochzeitstag
Euch mitzuteilen, Señor?

Don Enrique

(neugierig und schmeichelnd).

Ach, Ihr habt
So vieles schon für mich getan —

Aly.

Ich nichts,
Nur, nur von Donna Clara hing es ab,
Ob sie die Hand Euch reichen wollt.

Don Enrique.

Nein, Señor,
Nur Eure Stimme, die des Vaters, galt.

Aly.

Wohl hatt ich Gründe, Claras Hand Euch nicht
Zu geben. Doch ich hatte nicht das Recht.
Denn wisset: Claras Vater bin ich nicht.

Don Enrique

(kleinlaut).

Ihr Vater nicht?

Aly

(lächelnd).

Seid ohne Sorge, Señor,
Urkundlich und durch Testamentes Kraft
Hab ich sie anerkannt als eigne Tochter.

Jetzt, Señor, seht Ihr wohl, warum nur Clara
Verfügen konnte über ihre Hand.
Doch merkts Euch, niemand hier, sie selber nicht,
Kennt dies Geheimnis.

Don Enrique.

Señor, staunen muß ich –

Aly.

Mitteilen aber muß ichs Euch, dem Bräutgam.
Doch erst gelobt mir, daß Ihr es verschweigt,
Sogar vor Eurer Braut, damit ich ihr
Den großen Schmerz erspare, und die Ruh
Aus ihrem süßen Herzchen nicht verscheuche.

Don Enrique
(gibt ihm den Handschlag).

Mit meinem Ritterwort gelob ich Schweigen.

Aly.

Ihr wißt, ich hieß nicht immer Don Gonzalvo.

Don Enrique.

Nicht minder schön und herrlich war der Name,
Den jedermann Euch gab, dem guten Aly.

Aly.

Ja, ja! den guten Aly nannt man mich!
Doch hätt man mich mit besserm Recht genannt:
Den Glücklichen. Denn Aly war einst glücklich,
Durch Freundschaft und durch Liebe.
Einen Freund,
Den seltensten der Schätze, gab mir Gott.
Und auch ein Weib, ein Weib, so schön, so mild –
Nein, Sünde ist es, sie ein Weib zu nennen –
Ein Engel lag an meinem selgen Herzen;
Und auch noch Vaterfreuden sollt ich fühlen.
Mein holdes Weib gebar mir einen Knaben;

Sie selber aber wurde bleich und bleicher, –
Und starb.
Da goß der Freund mir Trost ins Herz
Und da sein Weib, just zu derselben Zeit,
Ein Töchterchen gebar, hat diese Gute
Zu sich genommen mein verwaistes Kind,
Und großgesäugt und mütterlich gepflegt.
Doch als ich wieder zu mir nahm ins Schloß
Den Schmerzensohn, ergriff, bei seinem Anblick,
Mich jedesmal aufs neu der alte Schmerz
Ob seiner toten Mutter. Dieses merkte
Mein kluger Freund, und einst sprach er zu mir:
Was dünkt dir, Aly, wenn wir unsre Kinder
Schon jetzt als Braut und Bräutigam verlobten,
Um unsre Freundschaft fester noch zu gründen?
Laut weinend fiel ich in des Freundes Arm,
Und in derselben Stunde ward beschlossen:
Daß ich des Freundes Tochter zu mir nehmen
Und unter Ammenleitung, hier im Schlosse,
Selbst auferziehen sollt, damit ich selbst
Dem eignen Sohn ein wackres Weib erziehe,
Und daß mein Sohn erzogen werden sollte
Von meinem Freund, damit er selber bilde
Den künftgen Ehmann seiner einzgen Tochter.
Und dies geschah.

Don Enrique.

Ich brenne vor Begier –

Aly.

Die Kinder wuchsen auf, und sahn sich oft,
Und liebten sich, – bis das Gewitter kam.
Ihr wißt wohl, wie sein Blitzstrahl eingeschlagen
In des Alhambrahs höchsten Turm, wie viele
Der edelsten Geschlechter von Granada
Zur Religion des Kreuzes sich gewandt.
Ihr wißt, daß es der frommen Christenamme

Schon längst gelang, Zuleimas sanftes Herz
Für Christum zu gewinnen, daß die Holde
Den Heiland auch bald öffentlich bekannte,
Und durch der Taufe heilges Sakrament
Den schönen Namen Clara sich gewann.
Ich ging denselben Weg, dem eignen Herzen
Und der geliebten Pflegetochter folgend.
Ich hegte keinen Zweifel, daß mein Freund,
Der Gleichgesinnte, gleichem Beispiel huldge.
Doch wehe mir, er war ein blinder Moslem,
Und nahm die Botschaft auf mit kaltem Zorne,
Und ließ mir melden: Seines Gottes Feind,
Den hasse er, als seinen eignen Feind,
Er wolle nie der Gottesleugnerin,
Der eignen Tochter Antlitz wiedersehn,
Er wolle fliehen aus dem Land der Schlangen,
Und meinen Sohn, das eigne Pflegekind,
Den wolle er dem Zorne Allahs opfern,
Und mit des Sohnes Blut den Vater sühnen.
Und Wort gehalten hat der Wüterich!
Vergebens eilte ich nach seinem Schlosse;
Er war entflohn, entflohn mit seiner Beute.
Ich sah den armen Knaben nimmer wieder;
Und Krämer einst, die von Marokko kamen,
Erzählten mir vom Tode meines Sohns.

Don Enrique
(mit affektiertem Schmerze).

O schrecklich! schrecklich! Rührung übermannt mich!
Mein Herz verblutet! Und Ihr habt Euch nicht
Furchtbar gerächt an diesem Wüterich?
Ihr hattet ja des Buben eigne Tochter
In der Gewalt? Wie habt Ihr da gehandelt?

Aly
(stolz).

Ich hab gehandelt, Señor, wie ein Christ.

(Geht ab)

Don Enrique
(allein).

Soll ich es Don Diego sagen? Ja, ja.
Er soll mal sehn, daß er nicht alles weiß.
Er sieht mich an für dumm. Nur immer zu!
Wir wollen sehen, wer der Klügste ist.

(Die Tanzmusik beginnt wieder)

Doch still davon. Da rufen schönre Töne,
Und meine schöne Donna darf nicht warten.

(Er geht ab)

Nacht. Alys Schloß von außen. Die Fenster sind erleuchtet. Fröhliche Tanzmusik im Schlosse. Almansor steht sinnend davor. Die Musik schweigt.

Almansor.

Fürwahr, recht hübsch ist die Musik. Nur schade
Hör ich der Zimbeln hübsches helles Klingen,
Fühl ich im Herzen tausend Natterstiche;
Hör ich der Geigen langsam weiche Töne,
Zieht mir ein Messer schneidend durch die Brust;
Hör ich dazwischen die Trompeten schmettern,
Zuckts mir durch Mark und Bein, wie 'n rascher Blitz;
Und hör ich dröhnend dumpf die Pauken donnern,
So fallen Keulenschläge auf mein Haupt.

Ich und dies Haus, wie passen wir zusammen?
(wechselnd nach dem Schlosse und nach seiner Brust zeigend)
Dort wohnt die Lust mit ihren Harfentönen;
Hier wohnt der Schmerz mit seinen giftgen Schlangen.
Dort wohnt das Licht mit seinen goldnen Lampen;
Hier wohnt die Nacht mit ihrem dunkeln Brüten.
Dort wohnt die schöne, liebliche Zuleima; –
(sinnet, zeigt endlich auf seine Brust)
Wir passen doch, – hier wohnt Zuleima auch.
Zuleimas Seel wohnt hier im engen Hause,
Hier in den purpurroten Kammern sitzt sie,
Und spielt mit meinem Herzen Ball, und klimpert
Auf meiner Wehmut zarten Harfensaiten,
Und ihre Dienerschaft sind meine Seufzer, –
Und wachsam steht auch meine düstre Laune,
Als schwarzer Frauenhüter, vor der Pforte.
(zeigt nach dem Schlosse)
Doch was dort oben, in dem hellen Saal,
Prachtvoll geschmückt und prangend stolz einhergeht,
Und mit dem Lockenhaupte freundlich zunickt
Dem seidnen Buben, der sich zierlich krümmt, –
Das dort ist nur Zuleimas kalter Schatten,
Nur eine Drahtfigur, der man ein Glasaug

Im Wachsgesichte künstlich eingefugt,
Und die, durch aufgedrehter Federn Kraft,
Den leeren Busen wechselnd hebt und senkt.

(Trompetentusch)

O weh! da kommt der seidne Bube wieder,
Und fordert auf zum Tanz die Drahtfigur.
Das holde Glasaug sendet süße Blitze!
Das liebe Wachsgesicht bewegt sich lächelnd!
Der schöne Federbusen schwillt und schwillt!
Mit rauher Hand berühret dort der Bube
Das leichtgebrechlich zarte Kunstgewebe –

(Rauschende Musik)

Umschlingts mit frechem Arm, und zieht es fort
In wilder Tänzer flutendes Gedränge!
Halt ein! halt ein! Ihr Geister meiner Leiden,
Reißt fort den Buben von dem Leib der Holden!
Schlagt ein! schlagt ein! Ihr Blitze meines Zorns!
Und lähmt die Hand, die meinen Himmel faßt!
Brecht ein! brecht ein! Ihr Mauern dieses Schlosses,
Und stürzt zermalmend auf des Frevlers Haupt!

(Pause, leisere Musik.)

Sie bleiben ruhig stehn, die alten Mauern,
Und meine Wut zerschellt an ihren Quadern.

Ihr seid gar stark gebaut, ihr festen Mauern,
Und doch habt ihr ein schwach und schlecht Gedächtnis!
Ich heiß Almansor, und war sonst der Liebling
Des guten Aly, und auf Alys Knieen
Wohnt ich, und »lieber Sohn« nannt Aly mich,
Und strich mir dann mit sanfter Hand den Kopf; –
Und jetzt steh ich, wie 'n Bettler, vor der Türe!

(Die Musik schweigt. Man hört im Schlosse verworrene Stimmen und lautes Gelächter.)

Da spottets mein; holla! ich lache mit!

(schlägt an die Pforte)

Macht auf! macht auf! ein Gast will übernachten!

(Die Schloßtüre öffnet sich. Pedrillo erscheint mit einem Armleuchter, er bleibt in der Türe stehen.)

Pedrillo.

Beim heiligen Pilatus! Ihr klopft stark;
Auch kommt Ihr spät zum Ball, er ist schon aus.

Almansor.

Ich suche keinen Ball, ich such ein Obdach;
Bin fremd und müd, und dunkel ist die Nacht.

Pedrillo.

Beim Barte des Propheten — ich wollt sagen
Der heiligen Eli – Elisabeth –
Das Schloß ist keine Herberg mehr. Unweit
Von hier steht so ein Ding, das nennt man Wirtshaus.

Almansor.

So wohnt allhier nicht mehr der gute Aly,
Wenn Gastlichkeit aus diesem Schloß verbannt ist.

Pedrillo.

Beim heilgen Jago von – von Compostella!
Nehmt Euch in acht, denn Don Gonzalvo zürnt,
Wenn man ihn noch den guten Aly nennt.
Zuleima nur,
(schlägt sich vor die Stirne)
wollt sagen Donna Clara,
Darf noch den Namen Aly nennen. Aly,
Der irrt sich auch, und nennt sie oft Zuleima.
Auch ich, ich heiße jetzt nicht mehr Hamahmah,
Pedrillo heiß ich, wie in seiner Jugend
Der heilge Petrus hieß; und auch Habahbah,
Die alte Köchin, heißt jetzt Petronella,
Wie einst die Frau des heilgen Petrus hieß;
Und was die alte Gastlichkeit betrifft,
So ist das eine jener Heidensitten,

Wovon dies christlichfromme Haus gesäubert.
Gut Nacht! Ich muß jetzt leuchten unsern Gästen,
Es ist schon spät, und manche wohnen weit.

(Er geht ins Schloß zurück und schlägt die Pforte zu. Im Schlosse wird es bewegter.)

Almansor

(allein).

Kehr um, o Pilger, denn hier wohnt nicht mehr
Der gute Aly und die Gastlichkeit;
Kehr um, o Moslem, denn der alte Glaube
Ist ausgezogen längst aus diesem Hause;
Kehr um, Almansor, denn die alte Liebe
Hat man mit Hohn zur Tür hinausgestoßen,
Und laut verlacht ihr leises Todeswimmern.
Verändert sind die Namen und die Menschen;
Was ehmals Liebe hieß, heißt jetzo Haß. –
Doch hör ich schon die lieben Gäste kommen,
Und gar bescheiden geh ich aus dem Weg.

(Geht ab)

(Das Schloßtor öffnet sich ganz; buntes Gewühl und verworrene Stimmen. Bediente mit Lichtern treten hervor.)

Alys Stimme.

Nein, Señor, nein, das leid ich nimmermehr.

Eine andre Stimme.

Die Nacht ist ja recht schön und sternenhell.
Unweit von hier stehn unsre Pferd und Maultier,
Und weiche Sänften für die weichen Damen.

Eine dritte Stimme

(beschwichtigend).

Nur eine kleine Strecke ists, Señora,
Und nicht zu groß für Euren kleinen Fuß.

(Damen, Ritter, Fackelträger, Musikanten usw. kommen aus dem Schlosse. Jede Dame wird von einem Ritter geführt.)

Erster Ritter.

Verstandet Ihr den leisen Wink, Señora?

Seine Dame
(lächelnd).

Ihr seid heut boshaft, boshaft, Don Antonio.
(Gehn vorüber)

Eine andre Dame
(heftig).

Doch überladen war die Stickerei,
Und noch ein bißchen maurisch war der Schnitt.

Ihr Ritter
(mit verstelltem Ernste).

Jedoch, was soll das arme Mädchen machen
Mit all den alten, reichen Maurenkleidern?

Die Dame.

Gibts keine Maskenbälle, süßer Spötter?
(Gehn vorüber)

(Zwei Ritter gehn im Arm gefaßt)

Der Erste.

Dem alten Herrn sah man den Ärger an,
Als ihm der Diener, mit gekreuzten Armen,
Des Bratens Unfall in der Angst berichtet.

Der Zweite
(spöttisch).

Das war noch nichts. Er biß sich blau die Lippen,
Als Carlos laut den wilden Schweinskopf lobte
Und scherzhaft drollig den Propheten schalt,
Der seinem Volk ein solch Gericht versagt hat.

Der Erste
(gutmütig).

Aus lieber Dummheit tats der alte Schlemmer,
Dem Wein und Bratenduft den Sinn umnebelt.

Der Zweite
(mit schlauem Seitenblick).

Die Dummheit geht oft Hand in Hand mit Bosheit.
(Gehn vorüber)

(Zwei andre Ritter kommen sprechend)

Der eine Ritter
(sieht sich sorgsam um).

Wir waren wohl die einzgen Maurenchristen,
Die Aly eingeladen, und als Carlos —

Der andre Ritter.

Versteh, Schmerz zuckte über Alys Antlitz,
Er sah uns forschend an, — wem traut man jetzt?
(Gehn langsam vorüber)

(Musikanten, ihre Instrumente stimmend, gehen vorüber.)

Ein junger Fiedler.

Gesprungen ist mir wieder eine Saite.

Der Alte.

Ja, ja, im Kopfe springt dir sicher keine;
Die Saiten des Gehirns strengst du nicht an,
Und plagst mich immer mit den dümmsten Fragen.

Der junge Fiedler
(schmeichelnd).

Nur eins noch sag mir, dein Verstand ist ja
So fein, wie eines Fiedelbogens Härchen;
Und du bist ja der Klügste von uns allen,
Du stehst ja zwischen uns, so wie dein Brummbaß

Großmächtig stehet zwischen unsern Geigen —
Doch du bist auch so brummig wie dein Brummbaß —
O sag mir doch: warum denn Don Gonzalvo
So hastig und so ängstlich auf uns einsprang,
Als wir den hübschen Maurentanz, den Zambrah,
Aufspielen wollten, und warum statt dessen
Hieß er den spanischen Fandango spielen?

Der Alte
(mit selbstgefällig pfiffiger Miene).

He! he! das weiß ich wohl, doch sag ichs nicht;
Denn so was spielt schon in die Politik.
(Sie gehn vorüber)

(Man hört im Schlosse Don Enriques Stimme)

Don Enrique.

Ich hab genug an einem Fackelträger.
Mein Esel, der Diego, leuchtet mir;
(zärtlich)
Und vor mir schweben immer, freundlich leitend
Zwei Liebessternlein, Donna Claras Augen!

(Verworrene Stimmen. Die Türe wird geschlossen. Don Enrique und Don Diego treten auf; letzterer in Bedientenkleidung und eine Fackel tragend.)

Don Diego
(stolz).

Wir tauschen jetzt die Rollen, gnädger Herr,
Und Ihr seid jetzt der Diener und — der Esel.

Don Enrique
(nimmt die Fackel).

Ich tat nach Kräften, Señor, seid nicht launisch.

Don Diego
(mit Grandezza).

Auf Ehre, Señor, ganz ein andrer schient Ihr,
Als ich zuerst Bekanntschaft mit Euch machte,
Im Zuchthaus zu Puente del Sahurro.

Don Enrique
(beschwichtigend).
Grollt nicht, ich bin Eur treuer Zögling, Señor.

Don Diego.
Mein Zögling muß, mit beßren Schmeichelein,
Sich reicher Damen Gunst erwerben können.
Was soll denn der Vergleich mit schmächtgen Sternlein?
Mit Sonnen muß man so ein Lieb vergleichen!
Lernt nur auswendig besser unsre Dichter,
Und schmiert mit Öl geschmeidig Eure Zung,
Die Euch wie eingerostet lag im Munde,
Als Ihr so stumm an Claras Seite saßet.

Don Enrique
(schmachtend).
Ich sah entzückt auf ihr schneeweißes Händchen!

Don Diego
(auflachend).
Hätt Euch das Blitzen ihrer Demantringe
Das Aug geblendet und die Zung gelähmt,
So ließ ich gelten solch ein süß Verstummen.
(ironisch langsam)
Entzücken soll Euch freilich Claras Hand,
Wenn sie der alte Herr gefüllt mit — Gold.
Dann will ich mit Euch teilen Eur Entzücken,
Das klingend helle, goldene Entzücken!
Doch überlaß ich Euch allein die Freude
Am süßen Spiele ihrer weißen Finger,
An ihrer Muskeln sanftgeschwellter Weichheit
Und an der Adern bläulichem Gewebe!

Don Enrique
(aufgeblasen).
Kein Spott! Ich freie zwar des Vaters Schätze,
Jedoch gesteh ich: Claras Schönheit rührt mich.

Don Diego.

Mistpfütze, hüte dich, daß man dich rühre!
Kein Ambrahduft steigt auf durch solche Rührung.
Lieb nicht nach innen, liebe nur nach außen!
Gefühle sind gar schlechte Liebeswerber;
Wort, Miene und Bewegung sind weit beßre.
Und dringen diese Werber noch nicht durch,
So helfen schön gefärbte Jünglingswangen,
Elastisch üppge Waden aus Madrid,
Schnürleiber, hohe Polsterbrust und Kunstbauch,
Die Waffen aus dem Schneiderarsenal.
Und sind auch die zu stumpf, so helfen sicher
Die Mauerbrecher, —
(sieht ihn kaltlächelnd an)
Señor, kennt Ihr noch
Die Dokumente, die ich ausgefertigt,
Mit alter Schrift und mit erloschner Dinte,
Die vorsätzlich im Schloß verlornen Briefe,
Die Don Gonzalvo fand, und draus ersah —
(lachend)
Ja, Señor, mir, mir habt Ihr es zu danken,
Daß Ihr ein Prinz geworden; — seid jetzt folgsam;
Sprecht nur, wie ichs Euch habe einstudiert;
Sprecht viel von Religion und von Moral;
Zeigt jene Wunden oft, die Euch im Zuchthaus
Der Büttel schlug, und nennt sie heilge Narben,
Die Ihr im Feldzug für die gute Sache
Erbeutet habt; sprecht viel von der Courage;
Vor allem aber kräuselt oft den Schnauzbart.

Don Enrique.

Ich beuge mich vor Eurer Klugheit, Señor.
Nur kann ich noch Eur Kunststück nicht begreifen,
Wie Ihr den Pfaffen ins Intresse zoget?

Don Diego.

Die Pfaffen sind ja auch vom Handwerk, Señor,
Und heilge Männer haben heilge Zwecke,

Und brauchen Gold für ihre Kirchenkelche,
Und brauchen Wein, um sie damit zu füllen.
Ihr merktet nicht, daß ich die Volte schlug?
Ich gab Euch gute Karten, und da trumpft
Nun Euer Herz die Dame, und den König,
Den Alten, trumpft Ihr lustig mit dem Kreuz;
Und morgen ist das Spiel gewonnen, morgen,
Dann gratulier ich Euch zu Eurer Hochzeit.

Don Enrique

(andächtig gen Himmel schauend).

Ich danke dir, du Vater in der Höh!

Don Diego.

Ja, freilich in der Höh, denn luftig schwebt er
Am hohen Galgen zu San Salvador.

(Sie gehn ab)

(Almansor tritt auf)

Almansor.

Die buntgeputzten Fledermäus und Eulen
Sind nun vorbei geflirrt. Recht widerlich
Drang mir ins Ohr ihr heiserharsches Schrillen,
Und atmen konnt ich kaum in ihrer Näh.
Zuleima, dich umschwärmt solch Nachtgevögel?
Dich, weiße Taub, umkreisen solche Raben?
Dich, schöne Ros, umkriechet solch Gewürm?
Hält denn ein Zauber dich umstrickt, Zuleima?
Ist denn das Bild des flehenden Almansors
In deiner Seele ganz und gar erloschen?
Kommt nie Erinnrung an Almansors Liebe
Aus deinem Busen seufzend aufgestiegen?

Dort oben wallen tausend Liebesboten,
Und jedem gab ich tausend Liebesgrüße,
Und schmerzlich süß entfloß mein glühend Blut,
Bei jedem Gruß, aus tausend Liebeswunden;
Und dennoch brachte keiner dieser Boten

Der Heißgeliebten meine heißen Grüße!
Schämt euch, untreue Boten, Sterne oben,
Die ihr so klug und pfiffig niederblinzelt,
Und euch als Menschenschicksal-Lenker brüstet!
Ihr konntet nicht bestellen meine Grüße –
Und blöde Tauben tragen, treu und sicher,
Den Liebesbrief des Hirten in der Wüste! –

Das Schloßgesinde ist zu Bett gegangen,
Bedächtig sind die Lichter ausgelöscht,
Und nur ein einzges noch strahlt dort durchs Fenster;
Ich kenn dies Fenster noch; dort schläft Zuleima.
Dort stand ich manche schöne Sommernacht,
Und ließ die Laute klingen, bis die Liebste,
Mit süßem Wort, auf dem Balkon erschien.

(Er zieht eine Laute hervor)

Hier ist die alte Laute. Klingend schwebt mir
Im Kopf das alte Lied; und sehen möcht ich,
Ob auch der alte Zauberklang noch wirkt.

(Er spielt und singt)

Güldne Sternlein schauen nieder,
Mit der Liebe Sehnsuchtwehe;
Bunte Blümlein nicken wieder,
Schauen schmachtend in die Höhe.

Zärtlich blickt der Mond herunter,
Spiegelt sich in Bächleins Fluten,
Und vor Liebe taucht er unter,
Kühlt im Wasser seine Gluten.

Wollustatmend, in der Schwüle,
Schnäbeln weiße Turteltäubchen;
Flimmernd, wie zum Liebesspiele,
Fliegt der Glühwurm nach dem Weibchen.

Lüftlein schauern wundersüße,
Ziehen feiernd durch die Bäume,
Werfen Kuß und Liebesgrüße
Nach den Schatten weicher Träume.

Blümlein hüpfet, Bächlein springet,
Sternlein kommt herabgeschossen,
Alles wacht und lacht und singet —
Liebe hat ihr Reich erschlossen.

Zuleimas
Stimme im Schloß.

Ist es ein Traum, der freundlich mich umgaukelt
Und liebe Töne in mein Ohr zurückruft?
Ist es ein Unhold, der, mich zu verlocken,
Des Freundes süße Stimme künstlich nachäfft?
Ists gar der tote, irrende Almansor,
Der in der Nacht gespenstisch mich umschleicht?

Almansor.

Es ist kein Traum, der täuschend dich umgaukelt,
Es ist kein Unhold, der dich will verlocken,
Auch ists kein toter, irrender Almansor —
Es ist Almansor selbst, der Sohn Abdullahs.
Er ist zurückgekehrt, und trägt noch immer
Lebendge Liebe im lebendgen Herzen.

(Zuleima tritt, mit einem Lichte, auf den Balkon.)

Zuleima.

Sei mir gegrüßt, Almansor ben Abdullah,
Sei mir gegrüßt im Reiche der Lebendgen!
Denn längst kam uns die trübe Mär: tot sei
Almansor, — und Zuleimas Augen wurden
Zwei unversiegbar stille Tränenquellen.

Almansor.

O süße Lichter, holde Veilchenaugen,
So seid ihr mir noch immer treu geblieben,
Als meiner schon vergaß Zuleimas Seele!

Zuleima.

Die Augen sind der Seele klare Fenster,
Und Tränen sind der Seele weißes Blut.

Almansor.

Und floß auch Blut schon aus Almansors Seele,
Am Grab der Mutter und am Grab des Vaters,
So muß sie jetzt doch ganz und gar verbluten,
Hier an dem Grabe von Zuleimas Liebe.

Zuleima.

O schlimme Worte und noch schlimmre Kunden!
Ihr bohrt euch schneidend ein in meine Brust,
Und auch Zuleimas Seele muß verbluten.
(Sie weint)

Almansor.

O weine nicht! Wie glühnde Naftatropfen,
So fallen deine Tränen auf mein Herz.
Mein Wort soll dich jetzt nimmermehr verletzen!
Verehren will ich dich wie 'n Heiligtum,
In dessen Näh sogar des Blutes Rächer
Die scharfe Spitze abbricht von der Lanze;
In dessen Näh die Taube und Gazelle
Gesichert sind vor schlimmen Jägerspfeilen;
In dessen Näh selbst gierge Räubershände
Sich demutsvoll nur zum Gebet bewegen.
Zuleima, du bist meine heilge Kaaba,
Dich glaubte ich zu küssen, als zu Mekka
Mein glühnder Mund berührt den heilgen Stein; —
Du bist so süß, doch auch so kalt wie er!

Zuleima.

Bin ich dein Heiligtum, so brich sie ab,
Die scharfe Lanzenspitze deiner Worte;
So laß im Köcher ruhn die argen Pfeile,
Die luftbefiedert in mein Herze treffen;
Und falte nicht wie zum Gebet die Hände,
Um desto sichrer meine Ruh zu rauben.
Genug schon schmerzt mich deine böse Kunde
Vom Tod Abdullahs und Fatymas; beide

Hab ich wie eigne Eltern stets geliebt,
Und beide nannten mich auch gerne »Tochter!«
O sprich, wie starb Fatyma, unsre Mutter?

Almansor.

Auf ihrem Ruhebette lag die Mutter,
Zur Linken kniete ich und weinte still,
Zur Rechten stand Abdullah, starr und stumm,
Und mit der Friedenspalme schwebte sichtbar
Der Todesengel über Mutters Haupt.
Ich wollte sie entreißen diesem Engel,
Und ängstlich hielt ich fest der Mutter Hand.
Doch wie die Sanduhr leis und leiser rinnet,
So rann das Leben aus der Hand der Mutter;
Auf ihrem bleichen Antlitz zuckten wechselnd
Ein Lächeln und ein Schmerz, und wie ich leise
Mich hinbog über sie, da seufzte sie
Aus tiefer Brust: »Bring diesen Kuß Zuleimen.«
Bei diesem Namen stöhnte auf Abdullah,
Wie ein zu Tod getroffnes, wildes Tier.
Die Mutter sprach nicht mehr, die kalte Hand nur
Lag in der meinigen, wie ein Versprechen.

Zuleima.

O Mutter, o Fatyma, du hast noch
Bis in den Tod geliebt dein armes Kind!
Abdullah aber hat mich noch gehaßt,
Als er hinabstieg in sein dunkles Haus.

Almansor.

Nicht mit ins Grab nahm er den Haß. Obzwar,
Wenn nur durch Zufall ihm ins Ohr geklungen
Die Namen Aly und Zuleima, so
Erwacht in seiner Brust der Sturm, wie Wolken
Umzog es seine Stirn, sein Auge blitzte,
Und seinem Mund entquoll Verwünschungsfluch.
Doch einst nach solchem Sturme fiel der Vater,
Ermattet und betäubt, in tiefen Schlaf.

Ich stand bei ihm, auf sein Erwachen harrend.
Wie staunte ich! Als er die Wimper aufschlug,
Da lag in seinem Blick, statt Zornesglühen,
Nur klare Freundlichkeit und fromme Milde;
Statt seiner Wahnsinnschmerzen wildes Zuckens
Umschwebte heitres Lächeln seine Lippen;
Und statt den grausen Fluch hervorzufluchen,
Sprach er zu mir mit leiser, weicher Stimme:
»Die Mutter wills nun mal, ich kanns nicht ändern,
Drum geh nur hin, mein Sohn, durchschiff das Meer,
Geh nach Hispanien zurück, geh hin
Nach Alys Schloß, und suche dort Zuleima,
Und sage ihr« –
Da kam der Todesengel,
Und schnitt, mit scharfem Schwerte, rasch entzwei
Abdullahs Leben und Abdullahs Rede.
‹Pause›
Ich habe ihn ins Grab gelegt, doch nicht,
Nach Moslembrauch, das Antlitz gegen Mekka;
Gegen Granada hab ich, wie ers einst
Befahl, sein totes Angesicht gerichtet.
So liegt er mit den stieren, offnen Augen,
Und sieht mir immer nach.
‹Sich allmählich umdrehend›
Du toter Vater,
Du sahst mich wandern durch den Sand der Wüste,
Und sahst mich schiffen nach der Küste Spaniens,
Und sahst mich eilen nach dem Schlosse Alys,
Und siehst mich hier, –
hier steh ich vor Zuleima,
Sag nun, Abdullahs Geist, was soll ich sprechen?

‹Eine, in einem schwarzen Mantel verhüllte, Gestalt tritt auf.›

Die Gestalt.

O sprich zu ihr: Zuleima, steig herunter
Aus deines Marmorschlosses güldnen Kammern,
Und schwing dich auf Almansors edles Roß.

Im Lande, wo des Palmbaums Schatten kühlen,
Wo süßer Weihrauch quillt aus heilgem Boden,
Und Hirten singend ihre Lämmer weiden:
Dort steht ein Zelt von blendend weißer Leinwand,
Und die Gazelle mit den klugen Augen,
Und die Kamele mit den langen Hälsen,
Und schwarze Mädchen mit den Blumenkränzen
Stehn an des Zeltes buntgeschmücktem Eingang
Und harren ihrer Herrin — O Zuleima,
Dorthin, dorthin entfliehe mit Almansor.

Garten vor Alys Schloß, blühend und von der Morgensonne beleuchtet. Zuleima liegt betend vor einem Christusbilde. Sie steht langsam auf.

Zuleima.

Und doch liegt noch die Sorg auf dieser Brust!
Mein Herze zittert noch. Ist es vor Freude,
Daß er noch lebt, den ich als tot beweint?
Nein, nicht vor Freude, die verträgt sich nicht
Mit meinem heilgen Eid, mit dem Versprechen,
Das ich dem frommen Abt des Klosters gab.
Almansor ist zurückgekommen! Wenn
Mein Vater das erfährt – Wird nicht sein Zorn
Den Sohn des Todfeinds treffen? Noch erlosch nicht
Sein Groll, noch liegen lauernd in der Brust ihm
Viel schlimme Geister, die mit Wut entsteigen,
Wenn nur sein Ohr Abdullahs Namen hört.
Was hat Abdullah ihm getan? Mein Vater
Ist sonst so mild! Ich hab ihn oft behorcht;
Des Nachts durchwandelt er des Schlosses Gänge,
Mit bloßem Schwert, und ruft: »Abdullah, komm,
Wir wollen fechten, Blut will Blut« – Almansor!
Dich darf er nimmer schaun, entflieh! entflieh!
Der Väter Feindschaft bringt den Kindern Tod.
Mit meinem Schleier will ich dich umhüllen,
Daß meines Vaters Blick dich nimmer treffe.
Ich seh dich in Gefahr, und es erwachen
All die Gefühle, die mich einst bewegten,
Als wir noch Braut und Bräutgam kindisch spielten,
Als du den morschen Apfelbaum erklettert,
Als ich dich weinend, und mit bangen Bitten,
Herunterlockte von der schlimmen Höh.

(Sinnend)

»Tot ist Almansor«, sagten böse Leute,
Und böser Kunde glaubte böses Herz,
Und Braut des fremden Mannes ward Zuleima!
Ich will dich lieben, wie man liebt den Bruder, –
Sei mir ein Bruder, lieblicher Almansor!

(Sie sieht zur Erde und seufzt: »Almansor!«)

(Almansor ist unterdessen hinter Zuleima erschienen, naht sich derselben unbemerkt, legt beide Hände auf ihre Schulter, und lächelnd seufzt er im selben Tone: »Zuleima!«)

Zuleima
(dreht sich erschrocken um und betrachtet ihn lange).

Du hast dich viel verändert, mein Almansor.
Du siehst fast aus wie 'n starker Mann, doch hast du
Die wilden Knabensitten nicht vergessen,
Und störst mich wieder, eben so wie sonst,
Wenn ich mit meinen Blumen heimlich spreche.

Almansor
(heiter lächelnd).

Sag mir, mein Liebchen, welche Blume ist es,
Die jetzt »Almansor« heißt? Ein trüber Name,
Der nur für Trauerblumen passen könnt!

Zuleima.

Sag mir zuvor, du wilder, finstrer Buhle,
Wer war der schwarze Sprecher diese Nacht?

Almansor.

Es war ein alter Freund, du kennst ihn gut.
Der alte Hassan wars, der vielbesorgt,
Wie 'n treues Tier, gefolget meiner Spur.

Leg ab, mein süßes Lieb, die finstre Miene,
Den schwarzen Flor, der deinen Blick umdüstert.
Wie 'n Schmetterling die Raupenhülle abstreift
Und leuchtend bunt entfaltet seine Flügel,
So hat die Erde abgestreift das Dunkel,
Womit die Nacht ihr schönes Haupt umschleiert.
Die Sonne senkt sich küssend auf sie nieder;
Im grünen Wald erwacht ein süßes Singen;
Der Springborn rauscht und stäubet Diamanten;
Die hübschen Blümlein weinen Wonnetränen; —
Das Licht des Tages ist ein Zauberstab,
Der all die Blumen und die Lieder weckte,
Der selbst Almansors Seele konnt entnachten.

Zuleima.

Trau nicht den Blumen, die hierher dir winken,
Trau nicht den Liedern, die hierher dich locken,
Sie winken und sie locken in den Tod.

Almansor.

Ich weiche nicht, und weich auch nicht dem Tod.
Mir ist so wohl, so heimlich wohl allhier!
Sie steigen auf, die goldnen Knabenträume!
Hier ist der Garten, wo ich gerne spielte,
Hier blühn die Blumen, die mir freundlich nickten,
Hier singt der Zeisig, der mich morgens grüßte, —
Doch sprich, mein Lieb, ich sehe nicht die Myrte,
Wo sie einst stand, da steht jetzt die Zypresse?

Zuleima.

Die Myrte starb, und auf das Grab der Myrte
Hat man gepflanzt die traurige Zypresse.

Almansor.

Noch steht die Laube von Jasmin und Geißblatt,
Wo wir die hübschen Märchen uns erzählten,
Von Mödschnuns Wahnsinn und von Leilas Sehnsucht,
Von beider Liebe und von beider Tod.
Hier steht auch noch der liebe Feigenbaum,
Mit dessen Frucht du meine Märchen lohntest;
Hier stehn auch noch die Trauben und Melonen,
Die uns erquickten, wenn wir lang geschwatzt —
Doch sprich, mein Lieb, ich seh nicht den Granatbaum,
Worauf einst saß und sang die Nachtigall,
Ihr Liebesweh der roten Rose klagend.

Zuleima.

Die rote Rose ward vom Sturm entblättert,
Die Nachtigall samt ihrem Liede starb,
Und böse Äxte haben abgehaun
Den edeln Stamm des blühenden Granatbaums.

Almansor.

Hier ist mir wohl! Auf diesem lieben Boden
Klebt fest mein Fuß, wie heimlich angekettet;
Ich bin gebannt in diesen lieben Kreisen,
Die du um mich gezogen, schöne Fee;
Vertraute Balsamdüfte mich umhauchen,
Die Blumen sprechen und die Bäume singen,
Bekannte Bilder hüpfen aus den Büschen —
(Er erblickt das Christusbild, befremdet)
Doch sprich, mein Lieb, dort steht ein fremdes Bild,
Das schaut mich an so mild, und doch so traurig,
Und eine bittre Träne läßt es fallen
In meinen schönen, goldnen Freudenkelch.

Zuleima.

Und kennst du nicht dies heilge Bild, Almansor?
Hast du es nie geschaut in selgen Träumen?
Trafst du es wachend nie auf deinen Wegen?
Besinn dich wohl, du mein verlorner Bruder!

Almansor.

Wohl traf ich schon auf meinem Weg dies Bildnis,
Am Tage meiner Rückkehr in Hispanien.
Links an der Straße, die nach Xeres führt,
Steht prangend eine herrliche Moschee.
Doch wo der Türmer einst vom Turme rief:
»Es gibt nur einen Gott, und Mahomet
Ist sein Prophet!« da klung jetzund herab
Ein dröhnend dumpfes, schweres Glockenläuten.
Schon an der Pforte goß sich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewaltger Orgeltöne,
Die hoch aufrauschten und wie schwarzer Sud,
Im glühnden Zauberkessel, qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Riesentöne in das Haus hinein,
Und wanden sich um meine Brust, wie Schlangen,
Und zwängten ein die Brust, und stachen mich,

Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurghs Schnabel picke mir ins Herz.
Und in dem Hause scholl, wie 'n Totenlied,
Das heisre Singen wunderlicher Männer,
Mit strengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blumgen Kleidern, und der feine
Gesang der weiß- und rotgeröckten Knaben,
Die oft dazwischen klingelten mit Schellen
Und blanke Weihrauchfässer dampfend schwangen.
Und tausend Lichter gossen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge sah,
Aus jeder Nische nickte mir entgegen
Dasselbe Bild, das ich hier wiedersehe.
Doch überall sah schmerzenbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den dies Bildnis darstellt.
Hier schlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort sank er nieder unter Kreuzeslast,
Hier spie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,
Dort krönte man mit Dornen seine Schläfe,
Hier schlug man ihn ans Kreuz, mit scharfem Speer
Durchstieß man seine Seite, — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schoß
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb, und nackt, von schwarzem Blut umronnen —
Da hört ich eine gellend scharfe Stimme:
»Dies ist sein Blut«, und wie ich hinsah, schaut ich
(schaudernd)
Den Mann, der eben einen Becher austrank.
(Pause)

Zuleima.

Ins Haus der Liebe trat dein Fuß, Almansor,
Doch Blindheit lag auf deinen Augenwimpern.
Vermissen mochtest du den heitern Schimmer,
Der leicht durckgaukelt alte Heidentempel,
Und jene Werkeltagsbequemlichkeit,

Die in des Moslems dumpfer Betstub kauert.
Ein ernstres, beßres Haus hat sich die Liebe
Zur Wohnung ausgesucht auf dieser Erde.
In diesem Hause werden Kinder mündig,
Und Mündge werden da zu Kindern wieder;
In diesem Hause werden Arme reich,
Und Reiche werden selig in der Armut;
In diesem Hause wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird da der Betrübte.
Denn selber als ein traurig armes Kind
Erschien die Liebe einst auf dieser Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kissen.
Und flüchten mußte sie wie 'n scheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrsamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verraten ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt; —
Doch von der Liebe sieben Todesseufzern
Zersprangen jene sieben Eisenschlösser,
Die Satan vorgehängt der Himmelspforte,
Und wie der Liebe sieben Wunden klafften,
Erschlossen sich aufs neu die sieben Himmel,
Und zogen ein die Sünder und die Frommen.
Die Liebe wars, die du geschaut als Leiche
Im Mutterschoße jenes traurgen Weibes.
O, glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann sich erwärmen eine ganze Menschheit,
Aus jenem Blute sprossen schönre Blumen
Als aus Alradschids stolzen Gartenbeeten,
Und aus den Augen jenes traurgen Weibes
Fließt wunderbar ein süßres Rosenöl,
Als alle Rosen Schiras' liefern könnten.
Auch du hast Teil, Almansor ben Abdullah,
An jenem ewgen Leib und ewgen Blute,
Auch du kannst setzen dich zu Tisch mit Engeln
Und Gottesbrot und Gotteswein genießen,
Auch du darfst wohnen in der Selgen Halle,

Und, gegen Satans starke Höllenmacht,
Schützt dich mit ewgem Gastrecht Jesu Christ,
Wenn du genossen hast sein »Brot und Wein«.

Almansor.

Du sprachest aus, Zuleima, jenes Wort,
Das Welten schafft und Welten hält zusammen;
Du sprachest aus das große Wörtlein »Liebe!«
Und tausend Engel singens jauchzend nach,
Und in den Himmeln klingt es schallend wieder;
Du sprachst es aus, und Wolken wölben sich,
Dort oben hoch, wie eines Domes Kuppel,
Die Ulmen rauschen auf, wie Orgeltöne,
Die Vöglein zwitschern fromme Andachtlieder,
Der Boden dampft von wallend süßem Weihrauch,
Der Blumenrasen hebt sich als Altar, —
Nur eine Kirch der Liebe ist die Erde.

Zuleima.

Die Erde ist ein großes Golgatha,
Wo zwar die Liebe siegt, doch auch verblutet.

Almansor.

O, flechte nicht zum Totenkranz die Myrte,
Und hüll die Liebe nicht in Trauerflöre.
Der Liebe Priesterin bist du, Zuleima,
Die Liebe wohnt in deines Busens Zelle,
Aus deiner Äuglein klaren Fenstern schaut sie,
Ihr Odem weht aus deinem süßen Munde —
Auf euch, ihr sammetweiche Purpurkissen,
Auf euch, ihr holden Lippen, thront die Liebe,
Auf euch möcht sich Almansors Seele betten, —
Ei, hörst du nicht Fatymas letzte Worte:
»Bring diesen Kuß Zuleimen, meiner Tochter«. —
(Sie sehen sich lange wehmütig an. Sie küssen sich feierlich.)

Zuleima.

Fatymas Totenkuß hab ich empfangen,
Nimm hin dagegen Christi Lebenskuß.

Almansor.

Es war der Liebe Odem, den ich trank
Aus einem Becher mit Rubinenrande;
Es war ein Feuerborn, woraus ich trank
Ein Öl, das heiß durch meine Adern rinnet,
Und mir das Herz erquicket und verbrennt.

(Umschlingt sie)

Ich laß nicht ab von dir, von dir, Zuleima!
Und ständen offen Allahs goldne Hallen,
Und Huris winkten mir mit schwarzen Augen,
Ich ließ nicht ab von dir, ich blieb bei dir,
Umschlänge fester deinen süßen Leib, —
Dein Himmel nur, Zuleimas Himmel nur,
Sei auch Almansors Himmel, und dein Gott
Sei auch Almansors Gott, Zuleimas Kreuz
Sei auch Almansors Hort, dein Christus sei
Almansors Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet.

Beseligt schwimm ich wie in Liebeswellen,
Von weichen Harfenlauten süß umklungen; —
Die Bäume tanzen wunderlichen Reigen; —
Die Englein schütten neckend Sonnenstrahlen
Und bunten Blütenstaub auf mich herab; —
Erschlossen ist des Himmels stille Pracht; —
Hellgoldne Schwingen tragen mich hinauf, —
Zur Seligkeit hinauf! —

(In der Ferne hört man Glockengeläute und Kirchengesang)

Zuleima

(sich erschrocken von ihm wendend).

Jesus Maria!

Almansor.

Welch dunkler Laut zerreißt den goldnen Schleier,
Womit mich selge Träume leicht umwoben?
Erblassen seh ich plötzlich dich, mein Lieb,
Mein Röslein wandelt sich in eine Lilje, —

Sag an, mein Lieb, hast du den Tod geschaut,
Der unsichtbar erscheinet, uns zu trennen?

Zuleima.

Der Tod, der trennet nicht, der Tod vereinigt,
Das Leben ists, was uns gewaltsam trennt.
Hörst du, Almansor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf:
(verhüllt sich)
»Zuleima wird vermählt heut
Mit einem Mann, der nicht Almansor heißt.«
(Pause)

Almansor.

So hast du mir ins Herz hineingezischt
Dein schlimmstes Gift, du Schlangenkönigin!
Von diesem Gifthauch welken rings die Blumen,
Des Springborns Wasser wandelt sich in Blut,
Und tot fällt aus der Luft herab der Vogel.
So hast du mich hineingesungen, Falsche,
In jene Folterkammer, die du Kirch nennst,
Und kreuzigst mich an deines Gottes Kreuz,
Und ziehst geschäftig an den Glockensträngen,
Und spielst die Orgel, um zu übertäuben
Mein lautes Reu- und Angstgebet zu Allah!
So hast du mich gelockt, du schlimme Fee,
In deinen Muschelwagen mit den Täubchen,
Hast mich hinaufgelockt bis in die Wolken,
Um jählings mich von dort herabzuschleudern.
Ich höre fallend noch dein Spottgelächter,
Ich sehe fallend, wie dein Zauberwagen
Zu einem Sarge wird, mit Feuerrädern,
Wie deine Tauben sich in Drachen wandeln,
Wie du sie lenkst am schwarzen Schlangenzügel, –
Und grausen Fluch hinunterbrüllend, stürz ich
Hinab, hinab, bis in den Schlund der Hölle,
Und Teufel selbst erschrecken und erbleichen
Bei meinem Wahnsinnfluch und Wahnsinnanblick.

Fort! fort von hier! Ich weiß noch einen Fluch,
Spräch ich ihn aus, müßt Eblis selbst erblassen,
Die Sonne müßt erschrocken rückwärts eilen,
Die Toten kröchen zitternd aus den Gräbern,
Und Mensch und Tier und Bäume würden Stein.

(Stürzt fort)

(Zuleima, die bis jetzt verhüllt und unbeweglich stand, wirft sich nieder vor dem Christusbilde. Ein Kirchenlied singend, ziehen Mönche, mit Kirchenfahnen und Heiligenbildern, in Prozession vorüber.)

Waldgegend.

Der Chor.

Es ist ein schönes Land, das schöne Spanien,
Ein großer Garten, wo da prangen Blumen,
Goldäpfel, Myrten; — aber schöner noch
Prangten mit stolzem Glanz die Maurenstädte,
Das edle Maurentum, das Tarik einst,
Mit starker Hand, auf spanschen Boden pflanzte.
Durch manch Ereignis war schon früh gediehn
Das junge Reich; es wuchs und blühte auf
In Herrlichkeit, und überstrahlte fast
Des alten Mutterlands ehrwürdge Pracht.
Denn als der letzte Omayad entrann
Dem Gastmahl, wo der arge Abasside
Der Omayaden blutge Leichenhaufen
Zu Speisetischen höhnend aufgeschichtet;
Als Abderam nach Spanien sich gerettet,
Und wackre Mauren treu sich angeschlossen
Dem letzten Zweig des alten Herrscherstamms, —
Da trennte feindlich sich der spansche Moslem
Vom Glaubensbruder in dem Morgenlande;
Zerrissen ward der Faden, der von Spanien,
Weit übers Meer, bis nach Damaskus reichte,
Und dort geknüpft war am Kalifenthron;
Und in den Prachtgebäuden Cordovas
Da wehte jetzt ein reinrer Lebensgeist
Als in des Orients dumpfigen Haremen.
Wo sonst nur grobe Schrift die Wand bedeckte,
Erhub sich jetzt, in freundlicher Verschlingung,
Der Tier- und Blumenbilder bunte Fülle;
Wo sonst nur lärmte Tamburin und Zimbel,
Erhob sich jetzt, beim Klingen der Chitarre,
Der Wehmutsang, die schmelzende Romanze;
Wo sonst der finstre Herr, mit strengem Blick,
Die bange Sklavin trieb zum Liebesfron,
Erhub das Weib jetzund sein Haupt als Herrin,
Und milderte, mit zarter Hand, die Roheit

Der alten Maurensitten und Gebräuche,
Und Schönes blühte, wo die Schönheit herrschte.
Kunst, Wissenschaft, Ruhmsucht und Frauendienst,
Das waren jene Blumen, die da pflegte
Der Abderamen königliche Hand.
Gelehrte Männer kamen aus Byzanz,
Und brachten Rollen voll uralter Weisheit;
Viel neue Weisheit sproßte aus der alten;
Und Scharen wißbegierger Schüler wallten,
Aus allen Ländern, her nach Cordova,
Um hier zu lernen, wie man Sterne mißt,
Und wie man löst die Rätsel dieses Lebens.
Cordova fiel, Granada stieg empor
Und ward der Sitz der Maurenherrlichkeit.
Noch klingts in blühend stolzen Liedern von
Granadas Pracht, von ihren Ritterspielen,
Von Höflichkeit im Kampf, von Siegergroßmut,
Und von dem Herzenspochen holder Damen,
Die streiten sahn die Ritter ihrer Farbe.

Doch wars ein ernstrer Ritterkampf, worin
Sie selber fiel, die leuchtende Granada,
Und ritterliche Großmut war es nicht,
Als jüngst sein Wort, womit er Glaubensfreiheit
Verbürget hatt, der Sieger listig brach,
Und den Besiegten nur die Wahl gelassen,
Entweder Christ zu werden, oder fort
Aus Spanien nach Afrika zu fliehn.
Da wurde Aly Christ. Er wollte nicht
Zurück ins dunkle Land der Barbarei.
Ihn hielt gefesselt edle Sitte, Kunst
Und Wissenschaft, die in Hispanien blühte.
Ihn hielt gefesselt Sorge für Zuleima,
Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
Des strengen Morgenlands hinwelken sollte.
Ihn hielt gefesselt Vaterlandesliebe,
Die Liebe für das liebe, schöne Spanien.

Doch was am meisten ihn gefesselt hielt,
Das war ein großer Traum, ein schöner Traum,
Anfänglich wüst und wild, Nordstürme heulten,
Und Waffen klirrten, und dazwischen riefs:
»Quiroga und Riego!« tolle Worte!
Und rote Bäche flossen, Glaubenskerker
Und Zwingherrnburgen stürzten ein, in Glut
Und Rauch, und endlich stieg, aus Glut und Rauch,
Empor das ewge Wort, das urgeborne,
In rosenroter Glorie selig strahlend.

(Geht ab)

Almansor wankt träumerisch einher.

Almansor
(kalt und verdrossen).

In alten Märchen gibt es goldne Schlösser,
Wo Harfen klingen, schöne Jungfraun tanzen,
Und schmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrt und Rosen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort
Macht all die Herrlichkeit im Nu zerstieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerschutt,
Und krächzend Nachtgevögel, und Morast.
So hab auch ich mit einem einzgen Worte
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt sie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen rot gefärbt
Und in die Hand ein Scepter hat gelegt.
Die Lippen aber schauen gelb und welk,
Weil man vergaß sie gleichfalls rot zu schminken,
Und Mäuse springen um die Königsnase,
Und spotten frech des großen, goldnen Scepters. —

Es ist das eigne Blut, das uns hinaufsteigt
Ins Aug, wodurch mit schönem roten Schimmer
Bekleidet werden all die Rosenblätter,
Jungfrauenwänglein, Sommerabendwölkchen,

Und gleiche Spielerein, die uns entzücken.
Ich hab die rote Brille abgelegt –
Und sieh! welch schlechtes Machwerk ist die Welt!
Die Vögel singen falsch; die Bäume ächzen
Wie alte Mütterchen; die Sonne wirft,
Statt glühnder Strahlen, lauter kalte Schatten;
Schamlos, wie Metzen, lachen dort die Veilchen;
Und Tulpen, Nelken und Aurikeln haben
Die bunten Sonntagsröckchen ausgezogen,
Und tragen ihr geflicktes, graues Hauskleid.
Ich selbst hab mich verändert noch am meisten;
Kaum kann ein Mädchensinn sich so verändern!
Ich bin nur noch ein knöchrichtes Skelett;
Und was ich sprech, ist nur ein kalter Windstoß,
Der klappernd zieht durch meine trocknen Rippen.
Das kluge Männlein, das im Kopf mir wohnte,
Ist ausgezogen, und in meinem Schädel
Spinnt eine Spinn ihr friedliches Gewebe.
Auch wein ich einwärts jetzt; denn als ich schlief,
Stahl man die Augen mir, und glühnde Kohlen
Hat man gefugt in meine Augenhöhlen.

Du Engel oben, du, von dem die Amme
Mir einst erzählte: daß du jede Träne,
Die meinem Aug entflösse, sorgsam zähltest,
Du hast jetzt Feierabend! Mühsam war
Dein Tagewerk, du armer Tränenzähler, –
Hast du dich nie verzählt? und konntest du
Die großen Zahlen stets im Kopf behalten?
Du bist wohl müd, und ich bin auch recht müd,
Und auch mein Herz ist müd vom vielen Klopfen,
Und ausruhn wollen wir.

(Er legt sich nieder, an einen Kastanienbaum gelehnt)

Ich bin recht müd,
Und krank, und kranker noch als krank, denn ach!
Die allerschlimmste Krankheit ist das Leben;
Und heilen kann sie nur der Tod. Das ist

Die bitterste Arznei, doch auch die letzte,
Und ist zu haben überall, und wohlfeil.
(Er zieht einen Dolch hervor)
Du eiserne Arznei, du schaust so zweifelnd
Mich an. Willst du mir helfen?

(Hassan tritt auf und naht sich leise.)

Hassan.

Allah hilft!

Almansor
(ohne ihn zu bemerken, noch immer mit dem Dolche sprechend).
Du murmelst was von Allah und dergleichen.
Bedarf der Dolch noch eines spitzgen Wortes,
Um mir das Herz im Leibe zu verwunden?

Hassan.
Was Allah tut, ist wohlgetan.

Almansor
(immer noch mit dem Dolche sprechend).
Ha, ha, ha!
Moralisieren, scheint es, will der Dolch!
Ich rate, schweig, denn schweigend sprichst du mehr
Als mancher Moralist mit seinem Wortschwall.

Hassan
(seufzend).
Almansor ben Abdullah, was beginnst du?

Almansor
(Hassan erblickend).
Ha! ha! Du sprachst, zweibeinig kluges Ding!
Trägst du nicht Hassans Bart und Hassans Augen?
Bist du gar Hassan selbst? Das ist recht schön.
Wir wollen Abschied nehmen. Lebe wohl!
Gleich reis ich ab!
(zeigt ihm den Dolch)
Sieh, diese schmale Brücke
Führt aus dem Land der Trauer in das Land

Der Freude. Drohend steht am Eingang zwar,
Mit blankem Schwert, ein kohlenschwarzer Riese, –
Der ist dem Feigen furchtbar, doch der Mutge
Geht ungestört hinein ins Land der Freude.
Ja, dorten ist die wahre Freude, oder –
Was doch dasselbe ist – die wahre Ruh.
Dort summt ins Ohr kein überlästger Käfer,
Und keine Mücke kitzelt dort die Nase;
Dort fällt kein grelles Licht ins blöde Aug;
Und nimmer quält dort Hitz, und Frost, und Hunger,
Und Durst; und, was das beste ist, dort schläft man
Den ganzen Tag, und obendrein die Nacht.

Hassan.

Nein, Sohn Abdullahs, feige ist der Schwächling,
Der keine Kraft hat, mit dem Schmerz zu ringen,
Und ihm den Nacken zeigt, und zaghaft von
Des Lebens Kampfplatz flieht – steh auf, Almansor!

Almansor

(hebt eine Kastanie von der Erde).

Durch wessen Schuld liegt diese Frucht am Boden?

Hassan.

Durch Wurm und Sturm; der Wurm zernagt die Fasern,
Und leicht wirft dann der Sturm die Frucht herab.

Almansor.

Soll nun der Mensch, die allerschwächste Frucht,
Nicht auch zu Boden fallen, wenn der Wurm,
(zeigt aufs Herz)
Der schlimmste Wurm die Lebenskraft zernagte,
Und der Verzweiflung wilder Sturm ihn rüttelt?

Hassan.

Steh auf, steh auf, Almansor! Nur der Wurm
Mag sich am Boden krümmen, doch der Aar
Fliegt stolz hinauf zum ewgen Sonnenlichte.

Almansor.

Reiß du dem Aar die mächtgen Flügel aus,
Und auch der Aar ist Wurm und kriecht am Boden.
Des Mißmuts Schere hat mir längst zerschnitten
Die goldnen Flügel, die mich einst als Knabe
Gen Himmel trugen, hoch, gar hoch hinauf.

Hassan.

O, zeig mir einen Stein, der kalt und stumm ist,
Und sprich: das ist Almansor! Ich wills glauben.
Doch du bists nicht, du, der mit offnen Augen
Dort zaghaft liegst, und liegst, und glotzend zusiehst,
Wie man die Schmach auf deine Brüder wälzt,
Wie spanscher Übermut der Mauren beste
Und edelste Geschlechter frech verhöhnt,
Wie man sie schlau beraubt, und händeringend,
Und nackt, und hilflos aus der Heimat peitscht –
Du bist Almansor nicht, sonst dränge dir
Ins Ohr der Greise und der Weiber Wimmern,
Das spansche Hohngelächter und der Angstruf
Der edlen Opfer auf dem glühnden Holzstoß.

Almansor.

Glaub mir, ich bins. Ich seh den spanschen Hund!
Dort spuckt er meinem Bruder in den Bart,
Und tritt ihn noch mit Füßen obendrein.
Ich hörs: dort weint das arme Mütterchen;
Sie aß am Freitag gerne Gänsebraten,
Drum bratet man sie selbst jetzt, Gott zu Ehren.
Am Pfahl daneben steht ein schönes Mädchen –
Die Flammen sind in sie verliebt, umschmeicheln,
Umlecken sie mit lüstern roten Zungen;
Sie schreit und sträubt sich hold errötend gegen
Die allzuheißen Buhlen, und sie weint –
O schade! aus den schönen Augen fallen
Hellreine Perlen in die gierge Glut.
Jedoch was sollen diese Leute mir?

Mein Herz ist ganz durchstochen wie ein Sieb,
Hat keinen Raum für neue Schmerzenstiche.
Der blutge Mann, der auf der Folter liegt,
Hat kein Gefühl für einer Biene Stachel.
Glaub mirs, ich bin Almansor noch, und gastfrei
Steht meine Brust noch offen fremden Schmerzen;
Doch, durch die engen Pförtlein, Aug und Ohr,
Sind Riesenleiden in die Brust gestiegen,
Die Brust ist voll —

(ängstlich leise)

Gar einge wunde Gäste
Sind, herbergsuchend, mir ins Hirn gestiegen.

Hassan.

Steh auf! steh auf! sonst sag ich dir ein Wort,
Das dich aufgeißeln wird, und neue Glut
In deine Adern gießt —

(sich zu ihm herabbeugend)

Zuleima
Liegt heute Nacht in eines Spaniers Armen.

Almansor

(aufspringend und sich krampfhaft windend).

Die Sonne ist mir auf den Kopf gefallen,
Das Hirn ist eingebrochen, und die Gäste,
Die dort sich eingenistet, taumeln auf,
Umflirren mich, wie graue Fledermäuse,
Umsummen mich, umächzen mich, umnebeln
Mich mit dem Duft vergifteter Gedanken!

(Hält sich den Kopf)

O weh! o weh! die Alte faßt mich an,
Reißt mir das Haupt vom Rumpf, und schleudert es
In einen Hochzeitsaal, wo zärtlich bellend
Ein spanscher Hund mein süßes Liebchen küßt,
Und schnalzend küßt und herzt — O weh! O hilf mir!

(Wirft sich zu Hassans Füßen)

O hilf dem blutgen, abgerißnen Kopf,

Der keine Arme hat, den Hund zu würgen –
O leih mir deine Arme, Hassan! Hassan!

Hassan.

Ja, meinen Arm will ich dir leihn, Almansor,
Und auch die starken Arme meiner Freunde.
Wir wollen würgen jenen spanschen Hund,
Der dir entreißen will dein Eigentum.
Steh auf! Du sollst Zuleima bald besitzen.
(Almansor steht auf)
Als ich Eur gestrig Nachtgespräch belauscht,
Riet ich zu schneller Flucht, allein vergebens;
Doch soll Almansor nicht verzweifeln, dacht ich.
Ich habe meine Freunde hergeführt;
Sie harren meines Winkes, und wir stürmen
Nach Alys Schloß, wir ungeladne Gäste.
Du nimmst dir deine Braut, und bringst sie mit
Nach unserm Schiff, das an der Küste liegt.
Zuleimas Liebe wird schon wiederkommen.

Almansor.

Ha, ha, ha! Liebe! Liebe! Fades Wort,
Das einst, mit schläfrig halbgeschloßnen Augen,
Ein Engel gähnend sprach. Er gähnte wieder,
Und eine Welt voll Narren, Alt und Jung,
Hat gähnend nachgelallet: Liebe! Liebe!
Nein, nein! ich bin kein schmächtger Zephyr mehr,
Der schmeichelnd fächelt eines Mädchens Wange;
Ich bin der Nordsturm, der ihr Haar zerzaust,
Und rasend mit sich reißt die scheue Braut.
Ich bin kein süßes Weihrauchdüftchen mehr,
Das einer Jungfrau Nase zärtlich kitzelt;
Ich bin der Gifthauch, der sie dumpf betäubt
Und schwelgend dringt in alle ihre Sinne.
Ich bin das Lamm nicht mehr, das, fromm und mild,
Sich hinschmiegt zu den Füßen seiner Schäfrin;
Ich bin der Tiger, der sie wild umkrallt

Und wollustbrüllend ihren Leib zerfleischt.
Zuleimas Leib ists, was ich jetzt verlange;
Ich will ein glücklich Tier sein, ja, ein Tier;
Und in des Sinnenrausches Taumel will ich
Vergessen, daß es einen Himmel gibt.

〈Ergreift hastig Hassans Hand〉

Ich bleibe bei dir, Hassan! ja, wir wollen
Auf wilder See ein lustig Reich begründen.
Tribut soll uns der stolze Spanier zollen;
Wir plündern seine Küst und seine Schiffe; –
Auf dem Verdecke kämpf ich dir zur Seite; –
Mein Säbel spaltet stolze Spanierschädel –
Die Hunde über Bord! – das Schiff ist unser!
Ich aber eile jetzt, mich zu erquicken,
Nach der Kajüte, wo Zuleima wohnt,
Umfasse sie mit meinen blutgen Armen,
Und küsse ab von ihrer weißen Brust
Die roten Flecken – Ha! sie sträubt sich noch?
Zu meinen Füßen, Sklavin, sollst du wimmern,
Ohnmächtig Ding, das meine Sinne kühlt
Nach wilder Kampfeshitze, – Sklavin, Sklavin,
Gehorche mir, und fächle meine Glut!

〈Beide eilen fort〉

Saal in Alys Schloß. Ritter und Frauen sitzen, festlich geschmückt, an einer Speisetafel. Aly. Don Enrique. Zuleima. Ein Abt. Musikanten. Speisenauftragende Bediente.

Ein Ritter

(steht auf, mit einem gefüllten Becher in der Hand).

Ein schöner Name klingt in meiner Brust:
Es lebe Isabella von Kastilien!

(Er trinkt)

Ein Teil der Gäste.

Hoch lebe Isabella von Kastilien!

(Bechergeklirr und Trompetentusch)

Der Abt.

Noch einen Namen nenn ich Euch: Ximenes,
Erzbischof von Toledo, lebe hoch!

(Er trinkt)

Ein Teil der Gäste.

Hoch lebe der Erzbischof von Toledo!

(Bechergeklirr und Trompetentusch)

Ein anderer Ritter.

Laßt uns die besten Namen nicht vergessen.
Stoßt an: Es lebe hoch das edle Brautpaar!

(Er trinkt)

Alle.

Hoch lebe Donna Clara und Enrique!

(Bechergeklirr und Trompetentusch. Zuleima und Enrique verneigen sich.)

Don Enrique.

Ich danke Euch.

Zweiter Ritter.

Doch Eure Braut ist stumm.

Don Enrique.

Die holde Clara spricht zwar wenig heut,
Doch heut bedarfs nur eines einzgen Wortes,
Des Jaworts am Altar, und ich bin glücklich.

Zuleima.

Die Brust ist mir so sehr beklommen, Señor.

Dritter Ritter.

Ein schlimmes Zeichen ist es, Don Enrique,
Daß Ihr das Salzfaß eben umgestoßen.

Vierter Ritter.

Ein schlimmres Zeichen wärs, wenn Ihr den Becher
Mitsamt dem Weine umgestoßen hättet.

Dritter Ritter.

Don Carlos ist ein Säufer.

Vierter Ritter.

Ja! Gottlob,
Und kein trübselig Sonntagskind, wie Ihr,
Dem gleich das beste Mahl versalzen ist,
Wenn jemand unversehns das Salzfaß umwirft.
Ja, ja, der Wein, das ist mein Element!
In seinen goldig hellen Liebesfluten
Will ich gesund die kranke Seele baden;
Und lachen muß ich immer, wenn ich denke,
Wie Mekkas nüchterner Prophet —
Ja, Señor,
Der Wein, der Wein, ja, ja, ich wollte sagen
Der Wein ist gut, —

Aly.

Pedrillo! Hör, Pedrillo!

Pedrillo.

Genädger Herr?

Aly.

Laß alle Possenreißer
Und alle Gaukler kommen, alle Springer,
Und auch den Harfenspieler, das Gesindel
Aus Barzelona.

Pedrillo.
Versteh schon, gnädger Herr!
⟨Geht ab⟩

Fünfter Ritter
⟨im Gespräch mit einer Dame⟩.
Heuraten werd ich nimmermehr, Señora.

Die Dame.
Ihr scherzt, Ihr seid bei Laune, Don Antonio;
Ihr seid ein Damenfreund, und Freund der Liebe.

Fünfter Ritter.
Ich liebe wohl die Myrte, ich ergötze
Mein Auge an dem frischen Grün der Blätter,
Erquicke mir das Herz an ihrem Duft;
Doch hüt ich mich, daß ich die Myrte koche,
Um als Gemüse sie zu speisen, — bitter,
Señora, bitter schmeckt ein solch Gericht.

Der Abt
⟨im Gespräche mit seinem Nachbar⟩.
Das war ein herrliches Auto-da-fe;
So etwas labt das Herz des frommen Christen,
Und schreckt die starren Sünder auf den Bergen —
⟨zu Aly⟩
Wißt Ihr die Nachricht schon vom Sieg der Unsern
Und von der Heiden blutger Niederlage?
Sie haben sich zerstreut, unweit von hier
Durchstreifen sie die Gegend, —

Aly
⟨nach der Türe sehend⟩.
Gott sei Dank!
Ich hab es schon gehört, ehrwürdger Herr, —
Doch soll uns jetzt das Gaukelspiel ergötzen —

(Possenreißer, Gaukler, Springer und ein Harfenspieler treten herein.)
(Burleskes Ballett)

Der Harfenspieler
(singt).

In dem Hofe des Alhambrahs
Stehn zwölf Löwensäul von Marmor;
Auf den Löwen steht ein Becken
Von dem reinsten Alabaster.

In dem Becken schwimmen Rosen,
Rosen von der schönsten Farbe;
Das ist Blut der besten Ritter,
Die geleuchtet in Granada.

Aly.

Ein traurig Lied. Es ist zu melancholisch.
Gebt uns ein lustig Hochzeitlied, recht lustig!

Der Harfenspieler
(singt).

Es war mal ein Ritter, trübselig und stumm,
Mit hohlen, schneeweißen Wangen;
Er schwankte und schlenderte schlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war so hölzern, und täppisch, und links,
Die Blümlein und Mägdlein die kicherten rings,
Wenn er stolpernd vorbei gegangen.

Oft saß er im finstersten Winkel zu Haus;
Er hatt sich vor Menschen verkrochen.
Da streckte er sehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein gesprochen.
Kam aber die Mitternachtstunde heran,
Ein seltsames Singen und Klingen begann, —
An die Türe da hört er es pochen.

Da kommt seine Liebste geschlichen herein,
Im rauschenden Wellenschaumkleide.
Sie blüht und glüht, wie ein Röselein,
Ihr Schleier ist eitel Geschmeide.
Goldlocken umspielen die schlanke Gestalt,
Die Äugelein grüßen mit süßer Gewalt —
In die Arme sinken sich beide.

Der Ritter umschlingt sie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne steht jetzt in Feuer;
Der Blasse errötet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.
Sie aber, sie hat ihn gar schalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leise den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kristallenen Wasserpalast
Ist plötzlich gezaubert der Ritter.
Er staunt, und die Augen erblinden ihm fast
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter ist Bräutgam, die Nixe ist Braut,
Ihre Jungfraun spielen die Zither.

Sie spielen und singen; es tanzen herein
Viel winzige Mädchen und Bübchen.
Der Ritter der will sich zu Tode freun,
Und fester umschlingt er sein Liebchen —
(Pedrillo stürzt ängstlich herein)

Pedrillo.

O, Allah hilf! Jesus Maria Joseph!
Wir sind verloren, denn sie kommen, kommen!

Alle.

Wer kömmt?

Pedrillo.

Die Unsern kommen!

Alle.

Wie? die Unsern?

Pedrillo.

Nein, nicht die Unsern. Die verfluchten Heiden,
Die schändlichen Rebellen von den Bergen,
Die sind herangeschlichen auf den Strümpfen —
Wir sind verloren, draußen sind sie, hört Ihr?

(Man hört Waffengerassel. Verworrene Stimmen rufen: Granada! Allah! Mahomet!)

Einige Ritter.

Wohlan, sie mögen kommen!

Andre Ritter.

Unsre Waffen!

(Die Damen geben Zeichen des Schreckens. Zuleima sinkt ohnmächtig hin. Laute Bewegung im Saale.)

Aly.

O seid nur außer Sorge, schöne Damen.
Der Maure ist galant, und selbst im Zorne
Wird er den Damen ritterlich begegnen.
Wir Männer aber wollen tüchtig kämpfen —

Alle Ritter
(ihre Schwerter ziehend).

Wir kämpfen für den Leib und für die Ehre!

(Waffengeklirr. Verworrene Stimmen. Die Mauren brechen herein, an ihrer Spitze Hassan und Almansor. Letzterer bricht sich Bahn zur ohnmächtigen Zuleima. Gefecht.)

Waldgegend. Man hört in der Nähe Waffengerassel und Kampfruf. Pedrillo kommt ängstlich und händeringend gelaufen.

Pedrillo.

O weh! die hübsche Hochzeit ist verdorben!
O weh! die hübschen, seidnen Hochzeitkleider,
Die werden jetzt zerhauen und zerfetzt,
Und blutig obendrein, und statt des Weines
Fließt Blut! Ich lief nicht fort aus Feigheit, nein,
Beim Kampfe wollt ich niemand in dem Weg stehn.
Sie werden fertig ohne mich. Schon sind
Die Feinde aus dem Saal zurückgedrängt, —
Und sieh!

(nach der Seite gewendet)

Schon vor dem Schlosse kämpfen sie.
Sieh dort! O weh! der säbelt lustig drein!
Mir wärs nicht lieb, wenn solch ein krummes Ding
Mir flink und zierlich durchs Gesicht spazierte.
Dem dorten ist die Nase abgehaun,
Und unserm armen, dicken Ritter Sancho
Hat man den fetten Schmerbauch aufgeschlitzt.
Doch sieh! wer ist der rote Ritter? Seltsam!
Er trägt den spanschen Mantel und gehört
Zur maurischen Partei — O Allah! Jesus!

(weint)

Ach, unsre arme, freundliche Zuleima!
Dem roten Ritter liegt sie auf der Schulter,
Er hält sie fest mit seinem linken Arm,
Und mit der rechten Hand schwingt er den Säbel,
Und haut, wie 'n Rasender — er ist verwundet —
Er sinkt — Nein! nein! er wankte nur — Er steht,
Er kämpft — er flieht —

O weh! wo soll ich hin,
Auch hier muß ich den Leuten aus dem Weg gehn.

(Eilt fort)

(Almansor wankt ermattet vorüber. Er trägt auf dem Arm die ohnmächtige Zuleima, schleppt sein Schwert nach sich, und lallt: »Zuleima! Mahomet!« Kämpfende Mauren und Spanier treten auf. Die Mauren werden weitergedrängt. Hassan und Aly kommen fechtend. Wildes Gefecht zwischen

beiden. Hassan wird verwundet. Don Enrique, Diego und spanische Ritter treten auf.)

Hassan
(niedersinkend).

Ha! ha! die Christenschlange hat gestochen!
Und just ins Herz hinein – O schläfst du, Allah?
Nein, Allah ist gerecht, und was er tut,
Ist wohlgetan – Vergißt du meiner? – Nein,
Nur Menschen sind vergeßlicher Natur –
Vergessen ihren Gott, und ihren Freund,
Und ihres Freundes besten Knecht – Sag, Aly,
Kennst du den Hassan noch, den Knecht Abdullahs?
Abdullah –

Aly
(in Zorn ausbrechend).

Abdullah ist der Name jenes
Verräterischen Buben, jenes feigen,
Blutdürstgen Bösewichts, der meinen Sohn,
Den teuern Sohn Almansor, mir gemordet!
Abdullah heißt Almansors Meuchelmörder –

Hassan
(sterbend).

Abdullah ist kein Bösewicht, kein Bube,
Abdullah ist Almansors Mörder nicht!
Almansor lebt – lebt – lebt – ist hier – es ist
Der rote Ritter, der Zuleima raubt', –
Dort, dort –

Aly.

Mein Sohn Almansor lebt? es ist
Der rote Ritter, der Zuleima raubt'?

Hassan.

Ja, ja! fest hält er, was er einmal hat –
Du lügst, Abdullah war kein Meuchelmörder,
Und war kein Bösewicht, und war kein Christ –
Laß mich in Ruh – Es kommen schon die Mädchen,

Mit schwarzen Augen, schöne Huris kommen –
(selig lächelnd)
Die jungen Mädchen und der alte Hassan!
(Er stirbt)

Aly.

O Gott, ich danke dir! Mein Sohn, er lebt!
O Gott, das ist ein Zeichen deiner Gnade!
Mein Sohn, er lebt! Kommt, Freunde, laßt uns jetzt
Verfolgen seine Spur. Er ist uns nah,
Und hat als Beute schon davongetragen
Die holde Braut, die ich ihm einst erkor.

(Alle gehen ab, bis auf Don Enrique und Don Diego, die sich lange schweigend ansehen.)

Don Enrique
(weinerlich).

Und nun? Nun, Don Diego?

Don Diego
(ihn nachäffend).

Und nun, Don
Enrique del Puente del Sahurro?

Don Enrique.

Was wollen wir jetzt tun?

Don Diego.

Wir? wir? Nein, Señor,
Wir beide sind geschiedne Leute jetzt.
Ihr habt kein Glück. Das kostet mir zweihundert
Dukaten. Geld ist fort. Die Müh verloren.
(ärgerlich lachend)
Ich plage mich von Jugend auf, mit Kniffen
Und Pfiffen, denke mir die Haare grau;
Auf krummen Pfaden schleiche ich im Wald,
Daß mir der Dornbusch Rock und Fleisch zerreißt;
Durch steile Felsen wind ich mich, und springe
Von Spitz' zu Spitz', daß, wenn ich niederfiele,

Die Raben meinen Kopf als ein Ragout
Verspeisen würden – dennoch bleib ich arm!
Ich bleibe arm, wie eine Kirchmaus arm!
Derweil mein Schulkamrad, der blöde Dummkopf,
Der immer, recht schnurgrade und behaglich,
Auf seiner breiten Landstraß schlendert,
Noch immer seinen Ochsengang fortschlendert,
Und ein geehrter, dicker, reicher Mann ist.
Nein, ich bins müde, Señor; lebet wohl!

(Geht ab)

Don Enrique

(steht lange sinnend).

Ob Don Gonzalvo mir nichts borgen wird?

(Geht ab)

Felsengegend. Almansor, matt und blutend, und die ohnmächtige Zuleima tragend, erklimmt den höchsten Felsen.

Almansor.

O, hilf mir, Allah, bin so müd und matt,
Hab mir zurückgeholt mein weißes Reh,
Just als des Jägers Hand es schlachten wollte.

(Er setzt sich auf des Felsens Spitze und hält Zuleima auf dem Schoße)

Ich bin der arme Mödschnun, und ich sitze
Auf meinem Felsen, spiel mit meinem Reh;
Denn in ein Reh verwandelte sich Leila,
Und sah mich an mit freundlich klaren Augen.
Jetzt sind die Äuglein zu, mein Rehlein schläft.
Still! still! Du Zeisig, zwitschre nicht so schmetternd.
Du Käfer, summe leiser. Liebes Lüftlein,
Durchraschle nicht so laut die Blätter, — Stille!
Ein Wiegenlied will ich dir singen. Stille!

(Er wiegt Zuleima im Schoße und singt)

Die Sonne wirft ihr Nachtkleid um,
Gar rosenrot und schön;
Die Vöglein werden still und stumm,
Sie wolln zu Bette gehn.
Schlafe, mein Rehlein, auch du!

Mein Rehlein schläft, recht hübsch; doch gar zu lang.
Die schmachtend süßen, liebeklaren Äuglein
Sind zugeschlossen jetzt, fest zugeschlossen, —
Und bleiben zu? Ist denn mein Rehlein tot?

(in Tränen ausbrechend)

Tot! Tot! mein weiches, weißes Rehlein tot!
Die süßen Sternlein ausgelöscht und tot!
Mein totes Rehlein! sanft will ich dich betten
Auf Rosen, Liljen, Veilchen, Hyazinthen.
Aus goldnem Mondschein web ich eine Decke
Und deck dich zu. Ein Trauerlied soll dir
Rotkehlchen singen, und es sollen zwölf
Goldkäfer ernsthaft Schildwacht stehn des Tags,
An deinem kleinen Blumenbettchen, zwölf

Glühwürmchen sollen flimmernd dort des Nachts,
Wie stille Totenkerzen, leuchten; aber
Ich selber will dort weinen Tag und Nacht.

(Zuleima erwacht aus ihrer Ohnmacht)

Was seh ich? Heimlich leise regen sich
Die zarten Glieder, und der seidne Vorhang
Der süßen Augen rollt sich langsam auf!
Das ist kein Rehlein, das ist Leila nicht,
Das ist Zuleima, Alys schöne Tochter –

(Zuleima öffnet die Augen)

Der Himmel schließt sich auf, das Himmelreich!

Zuleima.

Bin ich im Himmel schon?

Almansor.

Aus starrem Tod
Bist du erwacht.

Zuleima.

Ich weiß es wohl, daß ich
Gestorben bin, und jetzt im Himmel bin.

(sieht sich überall um)

Wie schön ists hier, wie leicht und rein die Luft,
Und alles trägt ein rosenfarbig Kleid.

Almansor.

Ja, ja, wir sind im Himmel, süßes Lieb,
Siehst du die Blumen, die dort unten spielen,
Die Schmetterlinge, die dazwischen flattern,
Und, neckend, bunten Diamantenstaub
Den armen Blümlein in die Augen werfen?
Hörst du dort unten, wie das Bächlein rauscht,
Wie bläuliche Libellen es umsummen,
Und grüngelockte Wassermädchen, plätschernd,
In rötlich goldne Wellen untertauchen?
Siehst du die weißen Nebelbilder wallen?
Es ist der Selgen Schar, die, ewig jung,
Im ewgen Frühlingsgarten sich ergehn.

Zuleima.

Wenn das der Selgen Wohnung ist, Almansor,
So sage mir, wie bist du hergekommen?
Denn unser frommer Abt hat mir versichert:
Daß nur wer Christ ist, selig werden kann.

Almansor.

O zweifle nicht an meiner Seligkeit!
Ich halte dich, mein Lieb, in meinen Armen,
Und selig, dreimal selig ist Almansor.

Zuleima.

So log der fromme Mann, er sagte auch,
Den edeln Don Enrique müßt ich lieben.
Ich habs getan, so gut es ging. Almansor
Wollt ich vergessen. O, das ging nicht gut.
Ich hab es auch geklagt der Mutter Gottes.
Die hat gelächelt, freundlich, gnädig, huldreich,
Und hat mich eingehüllt in ihren Schleier
Und hergetragen in die lichte Höh.
Musik erklang auf meinem Weg; es bliesen
Die Englein auf Waldhörnern und Schalmein,
Und sangen süße Lieder; – süße Lust!
Ich bin im Himmel, und das beste ist,
Almansor ist bei mir, und in dem Himmel
Bedarf es der Verstellungskünste nicht,
Und frei darf ich gestehn: Ich liebe dich,
Ich liebe dich, ich liebe dich, Almansor!

(Das scheidende Abendrot verklärt die beiden Gestalten)

Almansor.

Ich wußte längst, du liebest mich noch immer,
Mehr als dich selbst. Die Nachtigall hat mirs
Vertraut, die Rose hats mir zugehaucht,
Ein Lüftlein hat es mir ins Ohr gefächelt,
Und jede Nacht hab ich es klar gelesen
Im blauen Buche mit den goldnen Lettern.

Zuleima.

Nein! nein! der fromme Mann hat nicht gelogen,
Es ist so schön im schönen Himmelreich!
Umschließe mich mit deinen lieben Armen,
Und wiege mich auf deinem weichen Schoß,
Und laß Jahrtausende mich Wonnetrunkne
In diesem Himmel, in dem Himmel liegen!

Almansor.

Wir sind im Himmel, und die Engel singen,
Und rauschen drein mit ihren seidnen Flügeln, –
Hier wohnet Gott im Grübchen dieser Wangen, –
(Waffengeklirr in der Ferne. Almansor erschrickt.)
Dort unten aber wohnet Eblis, furchtbar
Dringt seine Stimm hinauf, bis in den Himmel,
Und streckt er nach mir aus die Eisenhand.

Zuleima
(erschrocken).

Was schrickst du plötzlich auf? was zitterst du?

Almansor.

Nenns Eblis, nenn es Satan, nenn es Menschen,
Die tückisch arge Macht, die wild hinaufsteigt,
In meinen Himmel selbst –

Zuleima.

So laß uns fliehn,
Hinab ins Blumental, wo Blümlein spielen,
Die Schmetterlinge flattern, Bächlein rauscht,
Libellen summen, Nachtigallen trillern,
Und stille, selge Nebelbilder wallen –
Trag mich hinab, ich bleib an deiner Brust.
(Sie schmiegt sich an ihn)

Almansor
(springt auf und hält Zuleima im Arm).

Hinab! hinab! die Blumen winken ängstlich,
Die Nachtigall ruft mich mit bangem Ton,

Der Selgen Schatten strecken nach mir aus
Die Nebelarme, riesig lang, ziehn mich
Hinab, hinab —

(Fliehende Mauren eilen vorüber)

Die Jäger nahen schon,
Mein Reh zu schlachten! dorten klirrt der Tod,
Hier unten blüht entgegen mir das Leben,
Und meinen Himmel halt ich in den Armen.

(Er stürzt sich mit Zuleima den Felsen hinab)

(Spanische Ritter, die den Mauren nacheilen, sehen beide herabstürzen und treten entsetzt zurück. Man hört Alys Stimme:

Sucht ihn, sucht ihn, er muß uns nahe sein!

Aly tritt auf.)

Mehrere Ritter.

Entsetzlich!

Aly.

Habt Ihr ihn und sie gefunden?

Ein Ritter
(hinter den Felsen zeigend).

Gefunden wohl, der Wütende hat sich
Herabgestürzt mit seiner teuern Last.

(Pause)

Aly.

Jetzt, Jesu Christ, bedarf ich deines Wortes,
Und deines Gnadentrosts, und deines Beispiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung sagt mir: ausgereutet wird
Die Lilje und die Myrte auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen soll in stolzer Majestät.

William Ratcliff

Tragödie

Personen

Mac-Gregor, schottischer Laird
Maria, seine Tochter
Graf Douglas, ihr Bräutigam
William Ratcliff
Lesley, sein Freund
Margarete, Marias Amme
Tom, Wirt einer Diebesherberge
Willie, sein Söhnchen
Robin, Dick, Bill, John, Taddie – Räuber und Gauner
Räuber, Bediente, Hochzeitsgäste.

Die Handlung geht vor in der neuesten Zeit, im nördlichen Schottland.

Zimmer in Mac-Gregors Schloß.
Margarete (kauert bewegungslos in einer Ecke).
Mac-Gregor. Maria. Douglas.

Mac-Gregor.
(Er legt Douglas' und Marias Hände ineinander)
Ihr seid jetzt Mann und Weib. Wie Eure Hände
Vereinigt sind, so sollen auch die Herzen,
In Leid und Freud, vereinigt sein auf immer.
Zwei mächtge Sakramente, das der Kirche
Und das der Liebe, haben Euch verbunden;
Ein Doppelsegen ruht auf Euren Häuptern;
Und auch den Vatersegen leg ich drauf.
(Er legt segnend seine Hände auf beider Haupt)

Douglas.
Mit Stolz, Mylord, nenn ich Euch heute: Vater.

Mac-Gregor.
Mit noch weit größerm Stolz nenn ich Euch: Sohn.
(Sie umarmen sich)

Margarete
(singt im abgebrochenen Wahnsinntone).
»Was ist von Blut dein Schwert so rot?
Edward, Edward?«

Douglas
(erschrocken auffahrend und nach Margarete schauend).
Um Gott, Mylord, welch gläsern geller Laut?
Es fängt zu singen an, das stumme Bild —

Mac-Gregor
(mit erzwungenem Lächeln).
Stört Euch nicht dran. Es ist die tolle Margret,
Gehört zum Schloß. Sie leidet an der Starrsucht,
Seit Jahr und Tag. Mit stieren Augen liegt sie
Gekauert, manch unheimlich lange Stunde;
Und dann und wann, wie 'n Stein, der sprechen kann,
Bewegungslos, quäkt sie ein altes Lied —

Douglas.

Warum behaltet Ihr im Schloß solch Schrecknis?

Mac-Gregor
(leise zu ihm).

Still, still. Sie hört jedwedes Wort; — schon lange
Hätt ich sie fortgeschafft — doch darf ich nicht.

Maria.

Laßt ruhn die arme, gute Margarete.
Erzählt mir lieber etwas Neues, Douglas.
Wie siehts in London aus? Bei uns in Schottland
Erfährt man nichts.

Douglas.

Noch ists das alte Treiben.
Man rennt, und fährt, und jagt, Straß auf Straß ab.
Man schläft des Tags, und macht zum Tag die Nacht.
Vauxhall und Routs und Picknicks drängen sich;
Und Drurylane und Coventgarden locken.
Die Oper rauscht. Pfundnoten wechselt man
Für Musiknoten ein. God save the king
Wird mitgebrüllt. Die Patrioten liegen
In dunkeln Schenken und politisieren,
Und subskribieren, wetten, fluchen, gähnen,
Und saufen auf das Wohl des Vaterlands.
Roastbeef und Pudding dampft, der Porter schäumt,
Und sein Rezept schreibt lächelnd der Quacksalber.
Die Taschendiebe drängen. Gauner quälen
Mit ihrer Höflichkeit. Der Bettler quält
Mit seinem Jammeranblick und Gewimmer.
Vor allem quält die unbequeme Tracht,
Der enge Wespenrock, das steife Halsband,
Und gar der babylonisch hohe Turmhut.

Mac-Gregor.

Da lob ich mir mein Plaid und meine Mütze.
Ihr tatet gut, daß Ihr die Narrenkleider

Vom Leib geworfen habt. Ein Douglas muß
Im Äußern auch ein Schotte sein, und heute
Lacht mir das Herz im Leib, wenn ich Euch schaue,
Euch alle, in der lieben Schottentracht.

Maria.

Erzählt mir was von Eurer Reise, Douglas.

Douglas.

Zu Wagen fuhr ich bis an Schottlands Grenze.
Das ging mir viel zu langsam. In Old-Jedburgh
Nahm ich ein Pferd. Ich gab dem Tier die Sporn.
Mich selber aber spornte Liebessehnsucht.
Ich dachte nur an Euch, Marie, und pfeilschnell,
Durch Busch und Berg und Feld, trug mich mein Roß.
Im Wald bei Invernes wär mirs bald schlecht
Bekommen, daß ich in Gedanken ritt.
Piff! Paff! erweckten mich aus meinen Träumen
Die Kugeln, die mir um die Ohren pfiffen.
Drei Straßenräuber stürzten auf mich ein.
Ein Kampf begann. Es regneten die Hiebe.
Ich wehrte mich der Haut; doch unterliegen
Hätt ich wohl müssen –
O weh! Marie erbleicht,
Und wankt, und sinkt –

(Margarete springt hastig auf und hält die in Ohnmacht fallende Maria in ihren Armen)

Margarete.

O weh! mein rotes Püppchen
Ist kreideblaß, und kalt wie Stein. O weh!

(Halb singend, halb sprechend und Maria streichelnd)

»Püppchen klein, Püppchen mein,
Schließe auf die Äugelein!

»Püppchen fein, du mußt sein
Nicht so kalt wie Marmelstein.

»Rosenschein will ich streun
Auf die weißen Wängelein.« –

Mac-Gregor.

Halt ein, verrücktes Weib, mit Wahnsinnsprüchen
Betörst du ihr noch mehr das kranke Haupt –

Margarete
(mit dem Finger drohend).

Du? du? willst schelten? Wasch dir erst die Hände,
Die roten Hände; du befleckst mit Blut
Klein Püppchens weißes Hochzeitkleid. Geh fort.
Ich rat dir gut.

Mac-Gregor
(ängstlich).

Die tolle Alte faselt! –

Margarete
(singend).

»Püppchen klein, Püppchen mein,
Schließe auf die Äugelein!«

Maria.
(Sie erwacht aus ihrer Ohnmacht und lehnt sich an Margarete)

Erzählt nur weiter, wie es ging. Ich höre.

Douglas.

Es tut mir leid – was ich erzählt – doch hört:
Ein andrer Reiter sprengte rasch herbei,
Fiel jenen Räubern plötzlich in den Rücken,
Und hieb drauf los mit Kraft. Ich selbst bekam
Jetzt neuen Mut und freies Spiel. Wir schlugen
Die Hunde in die Flucht. Ich wollte danken
Dem edlen Retter. Aber dieser rief:
»Ich habe keine Zeit« und jagte weiter.

Maria
(lächelnd).

Ach, Gott sei Dank! Ihr habt mich sehr geängstigt.

Jetzt bin ich wieder wohl. Margrete, führ mich.
Freundinnen warten meiner in dem Saal.

Margarete
(ängstlich zu Mac-Gregor).
Du, sei nicht bös. Die arme Margret ist
Nicht immer toll.

Mac-Gregor.
Geht nur, wir folgen gleich.
(Maria und Margarete gehen ab)

Mac-Gregor. Douglas.

Douglas.
Ich staune, ist Marie so krankhaft reizbar?
Sie ist so ängstlich heute; sie erbleicht
Und zittert bei dem leisesten Geräusch –

Mac-Gregor.
Douglas! ich will und darfs Euch nicht verhehlen,
Was heut so sehr Mariens Seele ängstigt.
Verzeiht, daß ichs Euch früher nicht eröffnet.
Tollkühn ist Euer Mut, und die Gefahr,
Die ich mit Klugkeit von Euch abgewendet,
Hättet Ihr selber rastlos aufgesucht;
Fort hätt es Euch getrieben, ihn zu züchtgen,
Den Frevler, der Mariens Ruhe störte.

Douglas.
Wer darf Mariens Ruh gefährden, sprecht?

Mac-Gregor.
Hört ruhig an die traurige Geschichte.

Sechs Jahre sind es jetzt, da kehrte ein
Bei uns ins Schloß ein fahrender Student
Aus Edinburgh, mit Namen William Ratcliff.
Den Vater hatt ich einst gekannt, recht gut,
Recht gut, recht gut, er hieß Sir Edward Ratcliff.
Gastfreundlich nahm ich also auf den Sohn,
Und gab ihm Speis und Obdach, vierzehn Tage.
Er sah Marie, und sah ihr in die Augen,
Und sah dort viel zu tief, begann zu seufzen,
Zu schmachten und zu ächzen, — bis Maria
Ihm rund erklärte: daß er lästig sei.
Die Liebe packt er in den Korb und ging. —

Zwei Jahre drauf kam Philipp Macdonald,
Der Earl von Ais, warb um Mariens Hand,
Und warb mit gutem Glück, und nach sechs Monden
Stand am Altare, hochzeitlich geschmückt,
Die holde Braut — der Bräutgam aber fehlte.
Wir suchten überall, in allen Zimmern,
Im Hof, im Stall, im Garten — Ach! da fand man
Am Schwarzenstein den Leichnam Macdonalds.

Douglas.

Wer war der Mörder?

Mac-Gregor.

Lange war vergeblich
All unser Forschen, — da gestand Maria,
Daß sie den Mörder kenne, und erzählte:
In jener Nacht, die auf den Mordtag folgte,
Sei William Ratcliff in ihr Schlafgemach
Plötzlich getreten, habe lachend ihr
Die Hand gezeigt, noch rot vom Blut des Bräutgams,
Und habe Macdonalds Verlobungsring
Ihr dargereicht mit zierlicher Verbeugung.

Douglas.

Verruchtheit! Welcher Hohn! Was tatet Ihr?

Mac-Gregor.

Ich ließ den Leichnam Macdonalds beisetzen
In seines eignen Schlosses Ahnengruft,
Und an der Stätte, wo der Mord geschah,
Pflanzt ich ein Kreuz, zum ewigen Gedächtnis.

Den Mörder Ratcliff suchte ich vergebens.
Man hatte ihn zuletzt gesehn in London,
Wo er, nach seiner Mutter Tod, sein Erbteil
In Saus und Braus verpraßte, und nachher
Von Spiel und Borg, und gar, wie einge sagen,
Vom ritterlichen Straßenraube lebte.

Verstrichen waren seit der Zeit zwei Jahre,
Und Mord und Mörder waren fast vergessen,
Da kam hierher in unser Schloß Lord Duncan,
Hielt bei mir an um meiner Tochter Hand.
Ich willgte ein und mir gelang es auch,
Marias Jawort einem Mann zu schaffen,
Der aus dem Stamm der Schottenkönge sproßt.
Doch wehe uns! Bald stand am Hochaltar,
Festlich geschmückt, die heimlich bange Braut —
Und Duncan lag am Schwarzenstein erschlagen!

Douglas.

Entsetzlich!

Mac-Gregor.

Auf! Steigt auf zu Roß! rief ich
Den Knechten, und wir jagten und wir suchten,
In Busch und Feld, in Wäldern und in Klüften,
Drei Tage lang, jedoch umsonst, wir fanden
Die Spur des Mörders nirgends.
Ach! und dennoch,
Dieselbe Nacht von jenem Schreckenstag,
Schlich William Ratcliff in Mariens Kammer,
Verhöhnte sie, und gab ihr zierlich grüßend
Des Bräutigams Verlobungsring zurück.

Douglas.

Bei Gott! der Mensch ist kühn! den möcht ich treffen.

Mac=Gregor.

Er wars gewiß, den Ihr schon habt getroffen,
Im Wald bei Invernes. Nur wundr ich mich,
Daß keiner meiner Späher ihn gesehn; —
Denn, Graf, ich hab dafür gesorgt, daß ich
Nicht Euren Namen auch zu setzen brauche —
Auf das Gedächtniskreuz am Schwarzenstein.

(Er geht ab)

Douglas
(allein).

Aus Klugheit hats Mac=Gregor mir verschwiegen
Bis nach der Trauung. O, das ist ein Fuchs!
Doch messen möcht ich mich mit jenem Trotzkopf,
Der finster grollend stets Marien ängstigt.
Mir soll er nicht den Ring vom Finger ziehen,
Denn wo mein Finger ist, ist auch die Hand.
Ich liebe nicht Marien, und ich bin
Auch nicht geliebt von ihr. Die Konvenienz
Hat unsern heutgen Ehebund geschlossen.
Doch herzlich gut bin ich dem sanften Mädchen.
Ich möcht von Dornen ihre Pfade säubern —

Lesley, im Mantel gehüllt und sich vorsichtig umsehend, tritt herein.

Douglas. Lesley.

Lesley.

Seid Ihr Graf Douglas?

Douglas.

Ja, ich bins, was wollt Ihr?

Lesley.

(Er gibt ihm einen Brief)

So ist an Euch dies niedliche Billet.

Douglas.

(Er hat den Brief gelesen)

Ja, ja! Sagt ihm, ich komm. Am Schwarzenstein!

(Beide gehn ab)

Diebesherberge. Im Hintergrunde liegen schlafende Menschen. Ein Heiligenbild hängt an der Wand. Die Wanduhr pickt. Abenddämmerung.

William Ratcliff (sitzt brütend in einer Ecke des Zimmers). In der andern Ecke sitzt Tom, der Wirt, und hält sein Söhnchen Willie zwischen den Knieen.

Tom
(leise).

Willie, kannst du das Vaterunser sagen?

Willie
(lachend und laut).

Wie 'n Donnerwetter.

Tom.

Sprich nur nicht so laut,
Du weckst mir ja die müden Leute auf.

Willie.

Nun, solls jetzt losgehn?

Tom.

Ja, doch nicht zu rasch.

Willie
(schnell).

»Vater unser im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Gib uns unser täglich Brot immerdar. Und vergib uns unsre Sünden; denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind. Und führe uns nicht —
(stottert)
führe uns nicht — führe uns nicht —«

Tom.

Siehst du? du stotterst. »Führe uns nicht in Versuchung«;
Fang wieder an von vorn.

Willie

(sieht immer nach William Ratcliff und spricht ängstlich und unsicher).

»Vater unser im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Gib uns unser täglich Brot immerdar. Und vergib uns unsre Sünden; denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind. Und führe uns nicht —

(stottert)

führe uns nicht — führe uns nicht —«

Tom

(ärgerlich).

»In Versuchung!«

Willie

(weinend).

Lieber Vater, sonst ging mirs
Vom Maul wie Wasser. Aber der dort sitzt —

(er zeigt auf William Ratcliff)

Der sieht mich immer an mit schlimmen Augen.

Tom.

Heut Abend, Willie, kriegst du keine Fische,

(drohend)

Und stiehlst du sie mir wieder aus dem Kasten —

Willie

(weinend und im Vaterunser-Tone).

»Führe uns nicht in Versuchung!«

Ratcliff.

Laßt nur den Buben gehn. Auch ich hab nie
Im Kopf behalten können diese Stelle.

(schmerzlich)

»Führe uns nicht in Versuchung!«

Tom.

Auch tät mirs leid, wenn einst der Bube würde
Wie Ihr und diese dort.
(zeigt nach den Schlafenden)
Jetzt geh nur, Willie.

Willie
(abgehend und weinerlich vor sich hinmurmelnd).
»Führe uns nicht in Versuchung!«

Die Vorigen ohne Willie.

Ratcliff
(lächelnd).
Wie meint Ihr das?

Tom.

Fromm, christlich soll er werden;
Kein solcher Galgenstrick, wie ich, sein Vater.

Ratcliff
(spöttisch).
Ihr seid so schlimm noch nicht.

Tom.

Jetzt freilich bin ich
Ein zahmes Tier, und zapfe Bier, ein Wirt.
Und weil mein Häuschen hübsch versteckt im Wald liegt,
Beherberg ich nur große Herrn wie Ihr,
Die gerne das Inkognito behaupten,
Am Tage schlafen und des Abends ausgehn.
Ich gebe Tagsquartier statt Nachtquartier.
Ja, einst mondsüchtelte ich auch und schwärmte
(macht eine Fingerbewegung)
In fremde Häuser und in fremde Taschen.
Doch nie hab ichs so toll gemacht wie diese.

(Er zeigt nach den Schlafenden)
Seht diesen Fuchskopf. Das ist ein Genie!
Der hat ein angeborenes Gelüste
Nach fremden Taschentüchern. Stiehlt wie 'n Rabe.
Ei, seht, wie er im Schlafe hastig fingert!
Er stiehlt sogar im Traum. Seht nur, er schmunzelt.
Der Lange dort, mit magern Heuschreckbeinen,
War einst ein Schneider; mauste anfangs Läppchen,
Bald aber Lappen, endlich Stücke Tuch.
Mit Not ist er dem Hängen einst entronnen;
Seitdem hat er das Zucken in den Beinen.
Seht, wie er zappelt! O, ich wett, er träumt
Von einer Leiter, wie der Vater Jakob.
Doch seht mal dort den alten, dicken Robin,
Wie er so ruhig liegt und schnarcht, und ach!
Der hat schon zehn Mordtaten auf der Seele.
Ja, wenn er noch katholisch wär, wie wir,
Und absolvieren könnt! Er ist ein Ketzer,
Und nach dem Hängen muß er dort noch brennen.

Ratcliff.

(Er ist immer unruhig im Zimmer auf- und abgegangen, und sieht beständig nach der Uhr)
Glaubts nicht, der alte Robin wird nicht brennen.
Dort oben gibt es eine andre Jury
Als hier in Großbritannien. Robin ist
Ein Mann; und einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Überflusse schwelgen,
In Samt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doktor Graham ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,
Und stolz herabsehn auf den Hungerleider,
Der, mit dem letzten Hemde unterm Arm,
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert.
(bitter lachend)
O seht mir doch die klugen, satten Leute,

Wie sie mit einem Walle von Gesetzen
Sich wohlverwahret gegen allen Andrang
Der schreiend überlästgen Hungerleider!
Weh dem, der diesen Wall durchbricht!
Bereit sind Richter, Henker, Stricke, Galgen, –
Je nun! manchmal gibts Leut, die das nicht scheun.

Tom.

So dacht ich auch, und teilte ein die Menschen
In zwei Nationen, die sich wild bekriegen;
Nämlich in Satte und in Hungerleider.
Weil ich zu letzterer Partei gehörte,
So mußt ich mit den Satten oft mich balgen.
Doch hab ich eingesehn, der Kampf ist ungleich,
Und zieh allmählich mich zurück vom Handwerk.
Ich bin es müd: unstät herumzustreichen,
Niemand ins Aug zu schaun, das Licht zu fliehn,
An jedem Galgen, im Vorbeigehn, ängstlich
Hinaufzuschaun, ob ich nicht selbst dran hänge,
Und nur zu träumen von Botany-Bay,
Vom Zuchthaus und vom ewgen Wollespinnen.

Wahrhaftig, das ist nur ein Hundeleben!
Man wird durch Busch und Feld gehetzt wie 'n Wild,
In jedem Baume sieht man einen Häscher,
Und sitzt man auch in still verborgner Kammer,
Erschrickt man, wenn die Tür sich öffnet –

Lesley tritt hastig ein. Ratcliff stürzt ihm entgegen. Tom fährt erschrocken zurück mit dem Ausruf »Jesus!«

Lesley.

Er kömmt! Er kömmt!

Ratcliff.

Er kömmt? Wohlan, so gilts.

Tom
(ängstlich).
Wer kömmt? Seit einger Zeit bin ich so schreckhaft —

Lesley
(zu Tom).
Beruhge dich, und laß uns jetzt allein.

Tom
(mit pfiffiger Miene).
Ha! ich versteh, Ihr habt jetzt was zu teilen.
(Er geht ab)

Die Vorigen ohne Tom.

Ratcliff.
Er kömmt? So will ich gehn.
(Er greift nach Hut und Degen.)

Lesley
(hält ihn zurück).
Ho! ho! so gehts nicht.
Erst muß es dunkler sein. Man paßt dir auf.
Mac-Gregors Knechte lauern. Wie du aussiehst,
Weiß jedes Kind; man hat dich gut beschrieben.
Wahrhaftig sag mir mal, was soll der Spaß?
Du suchst Gefahr, Gefahr, die dir nicht nützt.
Geh mit zurück nach London; bist dort sicher.
Du solltest meiden diese schlimme Gegend.
Man weiß es, daß du Macdonald und Duncan
So abgemurkst.

Ratcliff
(mit trotziger Würde).
Nicht abgemurkst. Im Zweikampf
Fiel Macdonald und Duncan. Ehrlich focht ich;
Und auch mit Douglas will ich ehrlich fechten.

Lesley.

Erleichtre dirs. Verstehst ja Italienisch.

(Macht eine Banditenbewegung)

Doch sprich, wo trat dir Douglas in den Weg?
Was tat er dir? Woher dein Groll, dein Haß?

Ratcliff.

Ich sah ihn nie; ich sprach ihn nie; er tat
Mir niemals was zu Leid; ich haß ihn nicht.

Lesley.

Und doch willst du sein Lebenslicht auslöschen?
Bist du verrückt? Bin ich verrückt? daß ich
Behilflich bin zu solchem Tollhausstreich!

Ratcliff.

Weh dir, wenn du begriffest solche Dinge!
Weh deinem Hirnfuttral, es müßte bersten,
Und Wahnsinn würde gucken aus den Ritzen!
Wie eine Eierschale würde bersten
Dein armer Kopf, und wär er so geräumig
Als wie die Kuppel der Sankt Pauluskirche.

Lesley

(fühlt sich ironisch ängstlich den Kopf).

Du machst mich bang; o schweige lieber still!

Ratcliff.

Glaub nicht, ich sei ein weicher Mondscheinheld,
Ein Bilderjäger, der vom eignen Windhund,
Von Phantasie, durch Nacht und Höll gehetzt wird,
Ein magenkrank schwindsüchtelnder Poet,
Der mit den Sternen Unzucht treibt, der Leibschmerz
Vor Rührung kriegt, wenn Nachtigallen trillern,
Der sich aus Seufzern eine Leiter baut,
Und endlich mit dem Strick verschlungner Reime
Sich aufhängt an der Säule seines Ruhms.

Lesley

Das könnt ich selbst im Notfall wohl beschwören.

Ratcliff.

Und doch gesteh ich – spaßhaft mag dirs klingen –
Es gibt entsetzlich seltsame Gewalten,
Die mich beherrschen; dunkle Mächte gibts,
Die meinen Willen lenken, die mich treiben
Zu jeder Tat, die meinen Arm regieren,
Und die schon in der Kindheit mich umschauert.

Als Knabe schon, wenn ich alleine spielte,
Gewahrt ich oft zwei neblichte Gestalten,
Die weit ausstreckten ihre Nebelarme,
Sehnsüchtig sich in Lieb umfangen wollten,
Und doch nicht konnten, und sich schmerzlich ansahn!
Wie luftig und verschwimmend sie auch schienen,
Bemerkt ich dennoch auf dem einen Antlitz
Die stolzverzerrten Züge eines Mannes,
Und auf dem andern milde Frauenschönheit.
Oft sah ich auch im Traum die beiden Bilder,
Und schaute dann noch deutlicher die Züge:
Mit Wehmut sah mich an der Nebelmann,
Mit Liebe sah mich an das Nebelweib. –
Doch als ich auf die hohe Schule kam,
Zu Edinburgh, sah ich die Bilder seltner,
Und in dem Strudel des Studentenlebens
Verschwammen meine bleichen Traumgesichte.
Da brachte mich auf einer Ferienreise
Zufall hierher, und nach Mac-Gregors Schloß.

Maria sah ich dort! Mein Herz durchzuckte
Ein rascher Blitz bei ihrem ersten Anblick.
Es waren ja des Nebelweibes Züge,
Die schönen, stillen, liebefrommen Züge,
Die mich so oft im Traume angelächelt!
Nur war Mariens Wange nicht so bleich,

Nur war Mariens Auge nicht so starr.
Die Wange blühte und das Auge blitzte;
Der Himmel hatte allen Liebeszauber
Auf dieses holde Bild herabgegossen;
Die Hochgebenedeite selber war
Gewiß nicht schöner als die Namensschwester;
Und von der Liebe Sehnsuchtweh ergriffen,
Streckt ich die Arme aus, sie zu umfangen –
(Pause)
Ich weiß nicht, wie es kam: im nahen Spiegel
Sah ich mich selbst – Ich war der Nebelmann,
Der nach dem Nebelweib die Arme ausgestreckt!

Wars eitel Traum? Wars Phantasieentrug?
Maria sah mich an so mild, so freundlich,
So liebend, so verheißend! Aug in Auge
Und Seel in Seele tauchten wir. O Gott!

Das dunkle Urgeheimnis meines Lebens
War plötzlich mir erschlossen, und verständlich
War mir der Sang der Vögel, und die Sprache
Der Blumen, und der Liebesgruß der Sterne,
Der Hauch des Zephyrs und des Baches Murmeln,
Und meiner eignen Brust geheimes Seufzen!
Wie Kinder jauchzten wir, und spielten wir.
Wir suchten uns, und fanden uns im Garten.
Sie gab mir Blumen, Myrten, Locken, Küsse;
Die Küsse gab ich doppelt ihr zurück.
Und endlich sank ich hin vor ihr aufs Knie,
Und bat: O sprich, Maria, liebst du mich?
(Versinkt in Träumerei)

Lesley.

Da hätt ich dich doch sehen mögen, Ratcliff,
Die starken Fäuste bittend fromm gefaltet,
Das funkelnd wilde Aug sehnsüchtig schmachtend,
Und zärtlich sanft die Stimm, die auf der Landstraß
Dem reichen Lord so schrecklich ins Gehör schallt.

Ratcliff
(wild ausbrechend).

Verfluchte Schlang! Mit seltsam scheuen Blicken,
Und Widerwillen fast, sah sie mich an,
Und höhnisch knixend, sprach sie frostig: Nein!
Noch hör ichs lachen unter mir: Nein! nein!
Noch hör ichs seufzen über mir: Nein! nein!
Und klirrend schlagen zu des Himmels Pforte!

Lesley.

Das war ja ganz infam und niederträchtig.

Ratcliff.

Mac-Gregors Schloß verließ ich, und ich reiste
Von dort nach London; im Gewühl der Hauptstadt
Dacht ich des Herzens Qual zu übertäuben.
Ich war mein eigner Herr, denn meine Eltern
Verlor ich früh, noch eh ich sie gekannt hab.
Schlecht, schlecht gelang mir der Betäubungsplan.
Portwein, Champagner, alles wollt nicht fruchten;
Nach jedem Glase ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Brünetten, keine konnt
Forttändeln und fortlächeln meinen Schmerz.
Sogar beim Pharo fand ich keine Ruh.
Marias Aug schwamm auf dem grünen Tische;
Marias Hand bog mir die Parolis;
Und in dem Bild der eckigen Coeur-Dame
Sah ich Marias himmelschöne Züge!
Maria wars, kein dünnes Kartenblatt;
Maria wars, ich fühlte ihren Atem;
Sie winkte: ja! sie nickte: ja! — va banque! —
Zum Teufel war mein Geld, die Liebe blieb.

Lesley
(lacht).

Ha! ha! da zogst du aus dem Stall dein Rößlein,
Schwangst dich hinauf, wie's Schottlands Rittern ziemt,
Und wie die Ahnen lebtest du vom Stegreif.

Die Liebe ist dir jetzt gewiß vergangen;
Man wird schon nüchtern, wenn man oft des Nachts
Durch Wind und Wetter reitet, und beim Galgen
Vorbeikömmt, und dort gute Freunde sieht,
Die pendulartig mit den Beinen grüßen.

Ratcliff.

Öl kam ins Feuer. Wilder nur entbrannte
In mir die wilde Sehnsucht nach Marien.
In England wards mir oft zu eng; nach Schottland
Zogs mich mit unsichtbaren Eisenarmen.
Nur in Mariens Nähe schlaf ich ruhig,
Und atm ich frei, und ist mir nicht so ängstlich,
Und ist mir wohl – denn höre mein Geheimnis:

Geschworen hab ich bei dem Wort des Herrn,
Und bei der Macht des Himmels und der Hölle,
Und hab mit grausem Fluch den Schwur besiegelt, –
»Von dieser Hand soll fallen der Vermeßne,
Ders wagt Marien bräutlich zu umfangen.«
Die Stimm in meiner Brust sprach diesen Schwur,
Und blindlings dien ich jener dunklen Macht,
Die mit mir kämpft, wenn ich Mariens Freiern
Am Schwarzenstein ein Rosenbett bereite.

Lesley.

Jetzt erst versteh ich dich; doch billg ich nichts.

Ratcliff.

Billg ichs denn selbst? Nur jene Stimme hier,
Die fremde Stimm, die sich hier eingenistet,
Sagt: ja; nur jene Bilder nicken Beifall,
Die ich im Traume seh –

(aufschreiend)

Jesus Maria!
Dort! dort! siehst du? dort, dort! Die Nebelmenschen!

Es ist dunkel geworden. Man sieht zwei neblichte Gestalten über die Bühne schwanken und verschwinden. — Die im Hintergrunde liegenden Räuber und Gauner, durch Ratcliffs Schrei aus dem Schlafe geweckt, springen auf mit dem Ausrufe:

Was gibts? Was gibts?

Lesley.

Bist du des Teufels, Ratcliff?
Ich sehe nichts.

Mehrere.

Was sieht er? Sieht er Häscher?

Lesley.

Nein! just das Gegenteil, denn Geister sieht er.

(Alle lachen)

Robin

(verdrießlich).

God damn! Man hat auch keine Ruh am Tag.

Ratcliff.

Es dunkelt; ich will gehn.

Lesley.

Ich gehe mit.

Ratcliff.

Das leid ich nicht.

Lesley.

Nur bis zum Schwarzenstein;
Vielleicht stehn Wachen dort.

Ratcliff.

Die Angst treibt sie
Schon weg; dort ist es nicht geheur des Nachts.

Lesley.

Lebt wohl, Ihr Herrn! . . .

Ratcliff.

Lebt wohl!

Alle.

Gott segne Euch

(Ratcliff und Lesley gehn ab)

Die Vorigen ohne Ratcliff und Lesley.

Robin.

God damn! der ist besoffen oder toll.

Dick.

So war er immer, denn ich kenn ihn noch
Von London her. In Rascal=Tavern hab ich
Ihn oft gesehn. Er pflegte stundenlang
Mit krauser Stirn zu sitzen in der Ecke
Und immer still und stumm ins Licht zu starrn.
Oft saß er zwischen uns vergnügt und lachend –
Nur lacht' er gar zu hell – erzählte Späße –
Nur gar zu wilde Späße – und er war
Vergnügt und lachte – O da zuckte plötzlich
Und gräßlich spöttisch seine Oberlippe,
Ein Ton des Schmerzes pfiff aus seiner Brust,
Und wütend sprang er auf: »Johann, mein Pferd!« –
Und ritt zum Teufel, und er kam nach eingen
Monaten erst zurück. Nach Schottland, sagt man,
Pflegt er alsdann zu reiten, Tag und Nacht.

Robin.

O, der ist krank.

Dick.

Was kümmerts mich? Lebt wohl.

(Geht ab)

Bill.

Es ist schon Zeit, daß man zur Arbeit geht.

(Betend vor dem Heiligenbilde)

Beschütz mich in Gefahr und gib mir Segen!

(Er und mehrere gehn ab)

Robin

(hält sich seine Faust vorm Gesicht).

Mein Schutzpatron, beschütz mich in Gefahr.

(Geht ab)

Zwei Gauner bleiben schlafend liegen. Tom, der Wirt, schleicht herein und stiehlt ihnen das Geld aus der Tasche.

Tom

(mit schlauer Miene).

Sie dürfen mich nicht vor Gericht verklagen.

(Er geht ab)

(John und Taddie wachen auf)

John

(gähnend).

Der Schlaf ist doch die köstlichste Erfindung!

Taddie

(gähnend).

Komm, John, zum Frühstück.

John.

Frühstück! Was gibts Neues?

Taddie.

Gewiß hat man Freund Riffel heut gehängt.

John.

Das Hängen ist die schlechteste Erfindung.

(Trollen beide fort)

Wilde Gegend am Schwarzenstein. Nacht. Links abenteuerliche Felsenmassen und Baumstämme. Rechts ein Denkmal in der Form eines Kreuzes. Der Wind braust. Man sieht zwei weiße Nebelgestalten, die sehnsüchtig die Arme gegeneinander ausstrecken, sich nahen, immer wieder auseinanderfahren, und endlich verschwinden. Ratcliff tritt auf.

Ratcliff
(allein).

Hui, wie das pfeift! Die Hölle hat all ihre
Querpfeifer ausgesandt. Die spielen auf.
Der Mond hüllt sich in seinen weiten Plaid,
Und schüttelt nur ein sparsam Licht herab.

Ha! ha! meinthalb kann er sich ganz verhüllen.
Denn wie 's auch dunkel sei, die Schneelawine
Bedarf nicht der Laterne, um zu schaun,
Wohin sie rollen soll; es wird das Eisen
Den Weg zu dem Magnet von selber finden;
Und ohne Meilenzeiger findet Ratcliffs
Erprobtes Schwert den Weg zu Douglas' Brust.
Ob auch das Gräflein kömmt? Ob nicht der Sturm,
Die Furcht vor Schnupfen, Husten und Erkältung
Es gar zurückhält? Und es denkt vielleicht:
Ich wills auf morgen Nacht verschieben.
Ha! ha! –
Und just um diese Nacht ists mir zu tun.
Kömmt er nicht her, so komme ich zu ihm
Ins Schloß.
(an sein Schwert schlagend)
Der Schlüssel paßt für alle Zimmer;
Und diese Freunde
(legt die Hand an die Pistolen im Gürtel)
decken mir den Rücken.
(nimmt eine Pistole heraus und betrachtet sie)
Der sieht mich an so ehrlich; gerne möcht ich
Auf seinen Mund festdrücken meinen Mund,
Und drücken –
Ach, nach solchem Feuerkusse

Da wär mir wohl, und wich mein wildes Weh!
(sinnend)
Vielleicht im selben Augenblick drückt Douglas
Gleichfalls den Mund fest auf Mariens Mund –

Ha! ha! das ists. Deshalb darf ich nicht sterben.
Ich müßt allnächtlich aus dem Grabe steigen,
Und als ohnmächtger Schatten knirschend zusehn:
Wie 'n Gimpel, mit dem lüstern Mopsgesicht,
Beschnüffelt und begafft Mariens Reize.
Ich darf nicht sterben. Käm ich in den Himmel
Und schaute, durch den Ritz der Himmelsdecke,
Zufällig in Graf Douglas' Schlafgemach –
Ich würde fluchen, daß den frommen Englein
Erblassen würden ihre roten Backen,
Und ängstlich in der Kehle stecken bliebe
Das lange, wässerige Halleluja.
Und bin ich mal verdammt zur ewgen Hölle,
Wohlan, so will ich auch ein Teufel sein,
Und nicht ein jämmerlicher, armer Sünder.

Ratcliff. Douglas.

Ratcliff.

Horch, horch, ich höre Tritte!
(ruft laut)
Holla! holla! –
Wer bist du, der sich dorten naht? Gib Antwort!

Douglas.

Die Stimm ist mir bekannt. Es ist die Stimme
Des edlen Reiters, der mich jüngst gerettet
Aus Räuberklaun, im Wald bei Invernes.
(nähert sich ihm)
Ja, ja, Ihr seids, jetzt könnt Ihr nicht entrinnen.
Ich muß Euch danken für die edle Tat.

Ratcliff.

O, spart den Dank. Es war nur eine Grille,
Daß ich Euch half. Drei lagen über Euch.
Das war zu viel. Wärs Einer nur gewesen,
Bei Gott! ich wäre still vorbeigeritten.

Douglas.

Seid nicht so grämlich. Laßt uns Freunde werden.

Ratcliff.

Wohlan, es sei. Doch als Beweis der Freundschaft
Müßt Ihr mir eine Bitte gleich gewähren.

Douglas.

Sprecht nur. Mit Leib und Seel gehör ich Euch.

Ratcliff.

Mein neuer Freund, verlaßt jetzt diesen Platz;
(lachend)
Es seie denn, daß Ihr Graf Douglas hießet.

Douglas
(befremdet).

Bei Gott, so heiß ich.

Ratcliff.

Was? Ihr heißt Graf Douglas?
(lachend)
O, das ist schlimm, so ist es ja schon aus
Mit unsrer hübschen, neugebacknen Freundschaft;
Denn wißt, Herr Graf, ich heiße — William Ratcliff.

Douglas
(wild und das Schwert ziehend).

Du bist der Mörder Macdonalds und Duncans?

Ratcliff
(zieht sein Schwert).

Ich bins, und um das Kleeblatt vollzumachen,
Hab ich auch Euch, Herr Graf, hierher beschieden.

Douglas
(stürzt auf ihn ein).
Verruchter Mörder, wehr dich deiner Haut.
(Gefecht)

Ratcliff.
Ha! ha! ich schlag, so gut ich kann. Ha! ha!

Douglas.
Lach nicht so gräßlich auf.

Ratcliff
(lachend).
Ich lache nicht,
Das tun die bleichen Nebelmenschen dort –

Douglas.
Lach, wie du willst. Ihr, Schatten Macdonalds
Und Duncans, steht mir bei!

Ratcliff.
Teufel und Hölle!
Der tote Duncan fängt die Quarten auf.
Misch dich nicht ein, verfluchter, toter Fechter!

Douglas.
Ha! ha! der Hieb, der saß!

Ratcliff.
Tod und Verrat!
Jetzt kommt der Macdonald noch obendrein, –
Das ist zuviel – Drei gegen Einen –
(er weicht zurück und stolpert über das Piedestal des Monuments)
Ha!
Fluch und Verdammnis! Ratcliff liegt am Boden –
Stoßt zu, stoßt zu! ich bin Eur größter Feind.

Douglas
(kalt).
Ihr habt jetzund des Douglas Schwert erprobt.

Vielleicht verdankte ich Euch jüngst das Leben.
Jetzt sollt Ihrs mir verdanken. Wir sind quitt.
Ich denk, Ihr kennt mich jetzt, und die Lektion
Hat Euch vielleicht das böse Herz gebessert.

(Er geht stolz ab)

Ratcliff liegt regungslos am Fuße des Monuments. Der Wind heult wilder. Die zwei Nebelgestalten erscheinen, nahen sich mit ausgestreckten Armen, fahren wieder auseinander, und verschwinden.

Ratcliff.

(Er steht langsam und betäubt auf)

Wars eine Menschenstimme? Wars der Wind?
Ein wahnsinnschwangres Wort summt mir im Ohr.
War es ein toller Traum? Wo bin ich denn?
Was ist das für ein Kreuz, und was steht drauf?

(Er liest die Inschrift des Monuments)

»Graf Duncan und Lord Macdonald sind hier
Von Gottverfluchter Hand ermordet worden.«

(auffahrend)

Es ist kein Traum. Ich bin am Schwarzenstein,
Und bin besiegt, verspottet und verachtet!
Boshafte Winde kichern mir ins Ohr:
Hier steht der Mann, der starke Riesengeist,
Der Großbritanniens Menschen und Gesetze
Verhöhnt, der trotzig mit dem Himmel rechtet —
Nun kann ers nicht verhindern, daß Graf Douglas
Heut Nacht in seines Liebchens Armen liegt,
Und lachend ihr erzählet, wie der Wurm,
Der William Ratcliff heißt, am Schwarzenstein
Sich krümmte, jämmerlich am Boden krümmte,
Und wie des Douglas Fuß ihn nicht zertreten,
Um sich nicht zu besudeln —

(in Wut ausbrechend)

O, verfluchte,

Verdammte Hexen, lacht nicht so entsetzlich,
Reibt nicht verhöhnend Eure Zeigefinger!
Ich werfe Felsen auf Eur scheußlich Haupt,
Ich reiße Schottlands Tannenwälder aus,
Und geißle Euch damit den gelben Rücken,
Und mit dem Fuß stampf ich das schwarze Gift
Aus Euren dürren, gottverhaßten Leibern!
Nordwind, zerzause und zerreiß die Welt!
Brich, Himmelsdecke, und zermalme mich!
Erde, vernachte und verschlinge mich!

(Halb wild, halb ängstlich, und in einen geheimnisvollen Ton übergehend)

Verdammter Doppelgänger, Nebelmensch,
Anglotze mich nicht mit den stieren Augen –
Mit deinen Augen saugst du aus mein Blut,
Erstarren machst du mich, Eiswasser gießt du
In meine glühnden Adern, machst mich selbst
Zum toten Nachtgespenst – du zeigst dorthin?
Mit langem Nebelarm zeigst du dorthin?
Soll ich? Marie? Die weiße Taube? Blut?
Soll ich? Holla, wer spricht? Das war kein Wind.
Maria soll ich mit mir nehmen? Nickst du?
Es sei, es sei, mein Wille ist von Eisen,
Und ist allmächtger noch als Gott und Teufel.

(Er stürzt fort)

Mac-Gregors Schloß. Erleuchtetes Zimmer mit einem verhängten Kabinette in der Mitte. Man hört verhallende Tanzmusik und Mädchengekicher.

Maria, festlich geschmückt, und Margarete treten eben herein.

Maria.

Ach Gott! mir ist so ängstlich –

Margarete.

'S tut der Schnürleib.
Komm her, ich will dich ausziehn, liebes Püppchen.

(Sie hilft Marien beim Auskleiden.)

Maria.

Das Herz ist mir beklommen.

Margarete.

Ei, mein Püppchen,
Graf Douglas ist ein hübscher Mann.

Maria
(heiter lachend).

Das ist er!
Und lustig, und verträglich, und ein Mann!

Margarete.

Ist Püppchen auch verliebt?

Maria.

Verliebt? verliebt?
O, das ist dumm. Man muß sich leiden können.

Margarete.

Man sprach nicht immer so. Als William Ratcliff –

Maria
(hält ihr ängstlich den Mund zu).

O, bitte, bitte, bitte, sprich nicht aus
Den bösen Namen, es ist Nacht und spät –

Margarete.

Mein Püppchen war verliebt.

Maria.

Ach nein! Im Anfang
Da schien er lämmchensanft, und sein Gesicht
Das schien mir so bekannt, und seine Stimme
Klang mir so weich, und auch sein Odem
Tat meiner Wange heimlich wohl, sein Auge
Das schaute gar zu spaßhaft lieb und fromm –
(zusammenschauernd)
Doch plötzlich sah er aus wie ein Gespenst,
So blaß, so starr und wild verzerrt und blutig,
Und drohend grimm, als wollt er mich ermorden –
Er sah fast ähnlich jenem Nebelmann,
Der oft im Traum die Arme nach mir ausstreckt,
Und mich so lang entsetzlich zärtlich anschaut,
Bis daß ich selbst ein luftges Bildnis werde,
Und neblicht selbst ausbreite meine Arme.

Margarete.

Du bist doch just wie deine selge Mutter;
Sie tat so bös, und doch wie eine Katz
War sie verliebt in Ratcliff –

Maria.

Wie, in Ratcliff?

Margarete.

In Edward Ratcliff, William Ratcliffs Vater –
O, deine Mutter war so hübsch, so hübsch!
Sie hieß Schön=Betty. Locken hatte sie
Wie pures Gold, und Händ wie Marmelstein,
Und Augen – O, die kannte Edward Ratcliff!
Der sah den ganzen Tag hinein, und hat
Sich fast die eignen Augen ausgeguckt –
Und singen konnt sie wie die Nachtigall;
Und wenn sie an dem Herde saß und sang:
(sie singt)
»Was ist von Blut dein Schwert so rot,
Edward? Edward?«

So blieb die Köchin still stehn, und der Braten
Verbrannte jedesmal — Ach Gott! ich wollte
Ich hätt ihr nie das böse Lied gelehrt.
(Sie weint)

Maria.

O, liebe Margret, o erzähl mir das.

Margarete.

Schön-Betty, deine Mutter, saß allein
Und sang:
(sie singt)
»Was ist von Blut dein Schwert so rot,
Edward? Edward?« —
Da sprang ins Zimmer plötzlich Edward Ratcliff,
Und sang im selben Tone trotzig weiter:
(sie singt)
»Ich habe geschlagen mein Liebchen tot, —
Mein Liebchen war so schön, o!«
Da hat Schön-Betty sich so sehr entsetzt,
Daß sie den armen, wilden Edward nimmer
Wollt wiedersehn; und um ihn noch zu ärgern,
Heiratete sie deinen Vater. Edward Ratcliff,
Der wurde toll vor Wut, und um zu zeigen,
Daß er Schön-Betty leicht entbehren könne,
Nahm er zur Frau, ganz aus Verzweiflungstrotz,
Lord Campbels Jenny, und der William Ratcliff,
Das ist der Sohn aus dieser tollen Ehe.

Maria.

Die arme Mutter!

Margarete.

Ei, Schön-Betty war
Ein eigensinnig Ding. Ein ganzes Jahr lang
Hat sie den Namen Ratcliff nie genannt.
Doch wie zum zweitenmal Oktober kam —
Ich glaub, es war just Ratcliffs Namenstag —

Da frug sie, wie von ungefähr: »Margret,
Hast du von Edward nichts gehört?« O, sagt ich,
Der hat die Jenny Campbel sich zur Frau
Genommen. »Campbels Jenny?« rief Schön-Betty,
Und wurde blaß und rot, und bitterlich
Fing sie zu weinen an — dich hielt ich just
Im Schoß, Marie, drei Monat warst du alt —
Und du fingst auch zu weinen an, — und ich
Um nur Schön-Bettys Tränen fortzuschwatzen,
Erzählte ihr: der Edward könne doch nicht
Ablassen von Schön-Betty, Tag und Nacht
Säh man ihn schleichen hier ums Schloß, man sähe,
Wie er die Arme nach Schön-Bettys Fenster
Sehnsüchtig ausstreckt. — »O, das wußt ich längst!«
Rief jetzt Schön-Betty lachend; hastig flog sie
Ans Fenster, streckte aus die Arm nach Edward —
O, das war schlimm, Mac-Gregor sah das just,
Dein eifersüchtger Vater —

(hält erschrocken ein)

Maria.

Nun, und da?
Erzähl doch weiter.

Margarete.

Nun, und da ists aus.

Maria.

Erzähl doch weiter.

Margarete

(ängstlich).

Nun, am andern Morgen
Lag, bei der alten Schloßmaur, tot und blutig
Der Edward Ratcliff —

Maria.

Und die arme Mutter?

Margarete.

Je nun, die starb, vor Schreck, drei Tage drauf.

Maria.

O das ist gräßlich!

Margarete
(im kalten, höhnischen Wahnsinntone).

Hättest du erst selbst
Gesehn mit deinen kleinen Augen, Püppchen,
Wie an der Schloßmaur Edward Ratcliff lag —
Hu, hu, das blutge Bild klebt mir im Kopf!
Und weil ich weiß, wer ihn erschlagen hat,
Und weil ich das niemanden sagen darf,
Und weil ich toll bin — hu! kann ich nicht schlafen,
Und überall seh ich den Edward Ratcliff,
Den bleichen, blutigen, mit seinen starren,
Dolchspitzen Augen, mit dem Zeigefinger
Gespenstisch aufgehoben, langsam schreitend —

William Ratcliff, bleich, verstört und blutig, tritt herein.
Die Vorigen.

Margarete
(wild aufschreiend).

Jesus Marie, der tote Edward Ratcliff!

(Sie kauert nieder in einer Ecke des Zimmers, und bleibt dort starr und regungslos sitzen)

Maria
(aufschreiend).

Entsetzlicher! Bringst du mir Douglas' Ring?

Ratcliff
(bitter lachend).

Das Karussell, das Ringestechen, ist
Jetzt aus. Zwei Ringe stach ich, doch der dritte

Wollt sich nicht stechen lassen, und ich stürzte
Hinunter von dem Holzpferd.

Maria

(plötzlich im vertraulich ängstlichen Tone).

William! William!
Du blutest ja. Komm her, ich will die Wunde
Verbinden.

(Sie zerreißt ihren weißen Hochzeitschleier)

Gott! Wo bin ich? Böser William –
Nein, du bist Edward, ich, ich bin Schön-Betty –
Dein armer Kopf ist blutig, und der meinge
Ist so verwirrt – Ich weiß nicht was ich tu –
Komm her; wenn du mich lieb hast, kniee nieder –

(Sie will ihm die Kopfwunde verbinden)

Ratcliff

(stürzt zu ihren Füßen. Schmerzhaft zärtlich).

Neckt mich ein Traum? Ich liege vor Marien?
Liege zu ihren Füßen? Kleine Füße,
Seid ihr nicht Nebel, die der Wahnsinn bildet,
Und die zerrinnen, wenn ich sie umfasse?

Maria

(beschwichtigend und ihm den Kopf mit dem Schleier verbindend).

Bleib ruhig. An den goldnen, hübschen Locken
Klebt Blut. Lieg still; du machst mich selber blutig.
Ja, wenn du still liegst, küß ich dich aufs Auge.

(Sie küßt ihn)

Ratcliff.

Mir ist die Nacht vom Auge fortgeküßt;
Die Sonne kann ich wieder sehn – Maria!

Maria

(wie aus einem Traume aufgeschreckt).

Maria? Und du bist auch der William Ratcliff?

(hält sich die Augen zu)

O das ist gar zu traurig!
(schaudernd)
Fort! geh fort!

Ratcliff
(springt auf und umschlingt sie).
Ich weiche nicht! Ich hab dich lieb, Maria,
Und du hast William lieb –
(vertraulich)
Im Traum hast dus
Mir oft gesagt. Weißt du, wir sehn uns ähnlich?
Schau in den Spiegel.
(Er führt sie an einen Spiegel und zeigt nach beiden Spiegelbildern)
Deine Züge sind
Zwar schöner, edler, reiner als die meingen;
Doch sind sie ihnen ähnlich. Diese Lippen
Umzuckt derselbe Stolz, derselbe Trotz.
Hier sitzt der Leichtsinn ebenso wie dort.
Sprich mal ein Wörtchen!

Maria
(sich sträubend).
Laß mich! laß mich!

Ratcliff.
Hörst du?
Die Stimm klingt wie die meinge, nur weit sanfter.
Das tiefe Blau des Auges ist dasselbe;
Nur glänzender bei dir. Gib her die Hand.
(nimmt ihre Hand und vergleicht sie mit der seinigen)
Siehst du dieselben Linien?
(erschrickt)
Sieh mal her,
Die Lebenslinie ist so kurz wie hier –

Maria.
O laß mich, William, und entflieh! entflieh! –
Nur schnell, sie kommen gleich –

Ratcliff.

Ja, du hast recht,
Wir wollen fliehn. Komm, folge mir, mein Lieb.
Komm, folge mir. Gesattelt steht mein Roß,
Das schnellste in ganz Schottland.

(zieht sein Schwert hervor)

Hier, mein Schwert
Bahnt uns den Weg. Sieh mal, wie 's funkelt! Horch!

Margarete
(wahnsinnig singend).

»Was ist von Blut dein Schwert so rot,
Edward? Edward?
Ich habe geschlagen mein Liebchen tot, –
Mein Liebchen war so schön, o!«

Ratcliff.

Wer sprach das blutge Wort? Wars dort die Eule,
Die sich ans Fenster klammert? Wars der Wind,
Der im Kamin pfeift? Wars die bleiche Hexe,
Die in der Ecke kauert? Ja, die war es;
Ihr Leib ist marmorstarr, doch aus der Brust
Schrillt ihr der heisre Sang. Ich soll mein Liebchen

(im höchsten Schmerz)

Totschlagen, singt sie – O, das muß ich ja –

Maria.

Entsetzlich rollt dein Aug, dein Odem brennt –
Dein Wahnsinn steckt mich an – verlaß mich! laß mich!

Ratcliff.

O sträub dich nicht, mein Lieb. Der Tod ist ja
So süß. Ich nehm dich mit ins schöne Land,
Wovon wir oft geträumt. Komm mit, mein Lieb.

Maria
(sich von ihm losreißend).

Entflieh! Entflieh! Denn trifft dich hier Graf Douglas –

Ratcliff
(in Wut ausbrechend).
Verfluchter Name! Losungswort des Todes!
Kein Gott soll dich besitzen. Mir gehörst du –
(Er will sie erstechen)

Maria
(sich in das verhängte Kabinett flüchtend).
William! du willst mich morden –

Ratcliff
(stürzt ihr nach ins Kabinett).
Mir gehörst du –
Mein ist Maria –
(Man hört Marias Stimme:)
William! Hülfe! William!

Margarete
(singt).
»Ich habe geschlagen mein Liebchen tot, –
Mein Liebchen war so schön, o!«

(Die zwei Nebelmenschen erscheinen von entgegengesetzten Seiten, stellen sich an den Eingang des Kabinetts, strecken die Arme nacheinander aus, und verschwinden bei Ratcliffs Hervortreten.)

Ratcliff
(das blutige Schwert in der Hand, stürzt aus dem Kabinette).
Halt! halt! entweich mir nicht, mein Doppelgänger!
Du bleiches Nachtgespenst, du hasts getan.
An deiner Nebelhand klebt rotes Blut.
Komm, ficht mit mir, du hast Marie ermordet –

Mac-Gregor stürzt herein mit bloßem Schwerte.
Die Vorigen.

Mac-Gregor.
Um Hülfe riefs –
(erblickt Ratcliff)
Dich treff ich hier, Verruchter,
Verhaßter Mörder, Störer meiner Ruh –

Ratcliff
(wild auflachend).

Das bin ich, und auch du bist mir verhaßt,
Weiß nicht warum, doch bist du mir verhaßt,
Nach deinem Blute lechz ich –

(Sie stürzen fechtend aufeinander ein)

Mac-Gregor.

Bösewicht!

Ratcliff.

Ha! ha! ha!

Margarete
(singt).

»Was ist von Blut dein Schwert so rot,
Edward? Edward?«

Mac-Gregor
(stürzt nieder).

Verfluchtes Lied!

(Er stirbt)

Ratcliff
(erschöpft).

Die giftge Schlang ist tot.
Nun ist mirs leicht ums Herz. Den Vorgeschmack
Der Ruh genieß ich schon. Marie ist mein.
Mein Tagwerk ist vollbracht. Ich komm, Marie.

(Er geht ins Kabinett, man hört inwendig seine Stimme:)

Hier bin ich, süßes, weißes Lieb. Maria!

(Es fällt ein Schuß im Kabinette)

(Die zwei Nebelbilder erscheinen von beiden Seiten, stürzen sich hastig in die Arme, halten sich festumschlungen, und verschwinden. Man hört lautes Rufen und verworrene Stimmen.)

Douglas, Gäste und Diener treten bestürzt herein.
Die Vorigen.

Ein Diener.

Jesus Marie! hier liegt der edle Herr!

Viele Stimmen.

Mac-Gregor!

Douglas.

Tot! tot ist der edle Laird.
Sucht nur den Mörder. Schließt des Schlosses Pforte.

Margarete

(richtet sich langsam in die Höhe, nähert sich der Leiche Mac-Gregors und spricht im wahnsinnigen Tone:)

Ei! ei! so blutig und so bleich lag auch
Der tote Edward Ratcliff an der Schloßmaur.
Der böse, zornige Mac-Gregor hatte
Den armen Edward Ratcliff totgeschlagen!

(weinend)

Ich hab es nicht getan, habs nur gewußt.
Und den

(zeigt nach Mac-Gregors Leiche)

hat William Ratcliff totgeschlagen –
Und auch der William hat jetzt Ruh. Er schläft
Jetzt bei Marie – still! still! – weckt sie nicht auf –

(Sie geht auf den Fußzehen nach dem Kabinette und hebt die Gardine desselben auf. Man sieht die Leichen von Maria und William Ratcliff.)

Alle.

Entsetzlich!

Margarete

(vergnügt lachend).

Sie sehn fast aus wie Edward und Schön-Betty!

Anhang: Vorreden

Zum »Buch der Lieder«

Vorrede zur zweiten Auflage

Diese neue Ausgabe des Buchs der Lieder kann ich dem überrheinischen Publikum nicht zuschicken, ohne sie mit freundlichen Grüßen in ehrlichster Prosa zu begleiten. Ich weiß nicht, welches wunderliche Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichtesammlungen üblich ist, in schönen Rhythmen zu versifizieren. Seit einiger Zeit sträubt sich etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und wie ich höre, regt sich bei manchen Zeitgenossen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als sei in schönen Versen allzuviel gelogen worden, und die Wahrheit scheue sich in metrischen Gewanden zu erscheinen.

Nicht ohne Befangenheit übergebe ich der Lesewelt den erneueten Abdruck dieses Buches. Es hat mir die größte Überwindung gekostet, ich habe fast ein ganzes Jahr gezaudert, ehe ich mich zur flüchtigen Durchsicht desselben entschließen konnte. Bei seinem Anblick erwachte in mir all jenes Unbehagen, das mir einst vor zehn Jahren, bei der ersten Publikation, die Seele beklemmte. Verstehen wird diese Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der seine ersten Gedichte gedruckt sah. Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, verblichenen Blättern geschrieben sein, dazwischen, hie und da, müssen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Träne sichtbar sein. . . Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell schwarz gedruckt auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren süßesten, jungfräulichsten Reiz verloren und erregen bei dem Verfasser einen schauerlichen Mißmut.

Ja, es sind nun zehn Jahr, seitdem diese Gedichte zuerst erschienen, und ich gebe sie wie damals in chronologischer Folge, und ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren Jahren gedichtet worden, als die ersten Küsse der deutschen Muse in meiner Seele brannten. Ach! die Küsse dieser guten Dirne verloren seitdem sehr viel von ihrer Glut und Frische! Bei so langjährigem Verhältnis mußte die Inbrunst der Flitterwochen allmählig verrauchen; aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um so herzlicher, besonders in schlechten Tagen, und da bewährte sie mir ihre ganze Liebe und Treue, die deutsche Muse! Sie tröstete mich in heimischen Drangsalen, folgte mir ins Exil, erheiterte mich in bösen Stunden des Verzagens, ließ mich nie im Stich, sogar in Geldnot wußte sie mir zu helfen, die deutsche Muse, die gute Dirne!

Ebenso wenig wie an der Zeitfolge änderte ich an den Gedichten selbst. Nur hie und da, in der ersten Abteilung, wurden einige Verse verbessert. Der Raumersparnis wegen habe ich die Dedikationen der ersten Auflage weggelassen. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß das Lyrische Intermezzo einem Buche entlehnt ist, welches unter dem Titel »Tragödien« im Jahr 1823 erschien und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich diesem großartigen Manne zollte, so wie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die er mir damals bewiesen, wollte ich durch jene Widmung beurkunden. »Die Heimkehr«, welche zuerst in den Reisebildern erschien, ist der seligen Friederike Varnhagen von Ense gewidmet, und ich darf mich rühmen, der erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große Tat von August Varnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen

Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am besten wirken, stärken und trösten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist als ob die Rahel wußte, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden, und wartete; doch als des Wartens kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an, und starb schnell — um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmut gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichste Teilnahme widmete, und sich oft nicht wenig für mich ängstigte, in jener Zeit meiner jugendlichen Übermüten, in jener Zeit als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte als erleuchtete. . .

Diese Zeit ist vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet als erhitzt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu spät bei den Menschen. Ich sehe jetzt im klarsten Lichte die Steine, über welche ich gestolpert. Ich hätte ihnen so leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, daß man in der Welt sich mit Allem befassen kann, wenn man nur die dazu nötigen Handschuhe anzieht. Und dann sollten wir nur das tun, was tunlich ist und wozu wir am meisten Geschick haben, im Leben wie in der Kunst. Ach! zu den unseligsten Mißgriffen des Menschen gehört, daß er den Wert der Geschenke, die ihm die Natur am bequemsten entgegen trägt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Den Edelstein, der im Schoße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der

Mensch für die besten Schätze; er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kieseln und Muscheln zu seinen Füßen legte. Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einst, nach einem Konzerte von Paganini, diesem Meister mit leidenschaftlichen Lobsprüchen über sein Violinspiel entgegentrat, unterbrach er mich mit den Worten: Aber wie gefielen Ihnen heut meine Komplimente, meine Verbeugungen?

Bescheidenen Sinnes und um Nachsicht bittend, übergebe ich dem Publikum das Buch der Lieder; für die Schwäche dieser Gedichte mögen vielleicht meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einigen Ersatz bieten.

Bemerken muß ich jedoch, daß meine poetischen, ebenso gut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften, einem und demselben Gedanken entsprossen sind, und daß man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, daß das Gerücht, als hätte jener Gedanken eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erlitten, auf Angaben beruht, die ich ebenso verachten wie bedauern muß. Nur gewissen bornierten Geistern konnte die Milderung meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir selber erscheinen. Sie mißdeuteten meine Mäßigung, und das war um so liebloser, da ich doch nie ihre Überwut mißdeutet habe. Höchstens dürfte man mich einer Ermüdung beschuldigen. Aber ich habe ein Recht müde zu sein... Und dann muß jeder dem Gesetze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht...

»Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!«

Die Melodie dieser Verse summt mir schon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wider aus allem was ich soeben geschrieben. In einem Stücke von Raimund, dem wackeren Komiker, der sich unlängst aus Melancholie totgeschossen, erscheinen Jugend und Alter als allegorische Personen, und das Lied welches die Jugend singt, wenn sie von dem Helden Abschied nimmt, beginnt mit den erwähnten Versen. Vor vielen Jahren, in München, sah ich dieses Stück, ich glaube es heißt »Der Bauer als Millionär«. Sobald die Jugend abgeht, sieht man, wie die Person des Helden, der allein auf der Szene zurückbleibt, eine sonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes Haar wird allmählig grau und endlich schneeweiß; sein Rücken krümmt sich, seine Kniee schlottern; an die Stelle des vorigen Ungestüms tritt eine weinerliche Weichheit... das Alter erscheint.
Naht diese winterliche Gestalt auch schon dem Verfasser dieser Blätter? Gewahrst du schon, teurer Leser, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftsteller, der immer jugendlich, fast allzu jugendlich in der Literatur sich bewegte? Es ist ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftsteller vor unseren Augen, angesichts des ganzen Publikums, allmählig alt wird. Wir habens gesehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei August Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken; wir habens gesehen, nicht bei Adalbert Chamisso, der mit jedem Jahre sich blütenreicher verjüngt, aber wir sahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantischen Strohmian, der jetzt ein alter räudiger Muntsche geworden... O, Ihr Götter! ich bitte Euch nicht mir die Jugend zu lassen, aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Träne! Laßt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geister ankläfft, oder ein matter Jammermensch, der über die gute

alte Zeit beständig flennt. . . Laßt mich ein Greis werden, der die Jugend liebt, und trotz der Alterschwäche noch immer Teil nimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerschrocken und frisch bleibt!
Sie lächelte gestern so sonderbar, halb mitleidig halb boshaft, die schöne Freundin, als sie mit ihren rosigen Fingern meine Locken glättete. . . Nicht wahr, du hast auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

»Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn.«

Geschrieben zu Paris im Frühjahr 1837.

Heinrich Heine.

Vorrede zur fünften Auflage

Der vierten Auflage dieses Buches konnte ich leider keine besondere Sorgfalt widmen, und sie wurde ohne vorhergehende Durchsicht abgedruckt. Eine Versäumnis solcher Art wiederholte sich glücklicherweise nicht bei dieser fünften Auflage, indem ich zufällig in dem Druckorte verweilte und die Korrektur selber besorgen konnte. Hier, in demselben Druckorte, bei Hoffmann und Campe in Hamburg, publiziere ich gleichzeitig, unter dem Titel »Neue Gedichte«, eine Sammlung poetischer Erzeugnisse, die wohl als der zweite Teil des »Buchs der Lieder« zu betrachten ist. – Den Freunden im Vaterlande meine heitersten Scheidegrüße!

Geschrieben zu Hamburg den 21. August 1844.

Heinrich Heine.

Zu »William Ratcliff«

Vorrede zur dritten Auflage der »Neuen Gedichte«

Das Wintermärchen, welches »Deutschland« betitelt und in den frühern Ausgaben dieses Bandes enthalten, habe ich der gegenwärtigen Ausgabe entzogen, sintemalen dasselbe seitdem vielfach im Einzeldruck erschienen ist, und ich ihm überdies in der Sammlung meiner poetischen Werke eine andere Stelle zugedacht. Die entstandene Lücke benutze ich, um hier die kleine Tragödie William Ratcliff mitzuteilen, die vor etwa neunundzwanzig Jahren unter dem Titel: »Tragödie, nebst einem lyrischen Intermezzo« zu Berlin bei Dümmler herauskam. Das lyrische Intermezzo wurde seitdem in einer größern Sammlung meiner Gedichte aufgenommen und gelangte zur außerordentlichsten Popularität. Der William Ratcliff wurde jedoch nur wenig bekannt; in der Tat, der Name seines Verlegers war Dümmler. Dieser Tragödie oder dramatisierten Ballade gewähre ich mit gutem Fug jetzt einen Platz in der Sammlung meiner Gedichte, weil sie als eine bedeutsame Urkunde zu den Prozeßakten meines Dichterlebens gehört. Sie resümiert nämlich meine poetische Sturm- und Drangperiode, die sich in den »Jungen Leiden« des Buchs der Lieder sehr unvollständig und dunkel kundgibt. Der junge Autor, der hier mit schwerer, unbeholfener Zunge nur träumerische Naturlaute lallt, spricht dort, im Ratcliff, eine wache, mündige Sprache und sagt unverhohlen sein letztes Wort. Dieses Wort wurde seitdem ein Losungswort, bei dessen Ruf die fahlen Gesichter des Elends wie Purpur aufflammen und die rotbäckigen Söhne des Glücks zu Kalk er-

bleichen. Am Herde des ehrlichen Tom im Ratcliff brodelt schon die große Suppenfrage, worin jetzt tausend verdorbene Köche herumlöffeln, und die täglich schäumender überkocht. Ein wunderliches Sonntagskind ist der Poet; er sieht die Eichenwälder, welche noch in der Eichel schlummern, und er hält Zwiesprache mit den Geschlechtern, die noch nicht geboren sind. Sie wispern ihm ihre Geheimnisse, und er plaudert sie aus auf öffentlichem Markt. Aber seine Stimme verhallt im lauten Getöse der Tagesleidenschaften; wenige hören ihn, keiner versteht ihn. Friedrich Schlegel nannte den Geschichtschreiber einen Propheten, der rückwärts schaue in die Vergangenheit; — man könnte mit größerem Fug von dem Dichter sagen, daß er ein Geschichtschreiber sei, dessen Auge hinausblicke in die Zukunft.

Ich schrieb den William Ratcliff zu Berlin unter den Linden, in den letzten drei Tagen des Januars 1821, als das Sonnenlicht mit einem gewissen lauwarmen Wohlwollen die schneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte. Ich schrieb in einem Zuge und ohne Brouillon. Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen, wie der Flügelschlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, sahen sie sich einander an mit einer sonderbaren Miene, und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen beim Dichten passiert sei.

Paris, 24. November 1851.

Heinrich Heine.

Anmerkungen

Vorbemerkung

Unsere Ausgabe verfolgt in erster Linie die Absicht, durch neue Anordnung von Heines Schriften ein deutlicheres Bild seines Werdens und Schaffens zu geben. Dagegen will sie keinen vollständigen Apparat von Lesarten bringen, vielmehr begnügt sie sich, die allmähliche Entstehung der Schriften Heines durch Angaben über die wichtigsten Eigenheiten der älteren Fassungen zu beleuchten. Es soll dadurch jedermann ermöglicht werden, das künstlerische Bild dieser älteren Fassungen wiederherzustellen. Die für die Geschichte des Textes von Heines Schriften oft sehr wichtigen französischen Originalausgaben sollen und dürfen unseren Apparat möglichst wenig belasten, da der Insel-Verlag eine besondere Ausgabe von Heines französischen Werken folgen lassen wird.

Die Nachprüfung des Textes ergab und ergibt noch manche Besserung. Vor allem wurde Heines Interpunktion wieder in ihr Recht eingesetzt, wie dies auch schon in der Ausgabe der »Goldenen Klassiker-Bibliothek« versucht worden ist. Diese deklamatorische Interpunktion leiht dem Rhythmus von Heines Sprache so charakteristische Züge, Heine selbst war dieser Züge sich so voll bewußt, daß ihre Beseitigung ein falsches Bild schaffen muß.

Er bittet Campe am 30. September 1838, dem Drucker aufs bestimmteste einzuschärfen, daß er nicht das mindeste an seiner Interpunktion ändere. »Es ist entsetzlich,« fügt er hinzu, »wie gewissenlos dieselbe in allem, was ich nicht selber korrigieren kann, in allem, was Sie in meiner Abwesenheit von mir druckten, mißhandelt worden. Und sie ist doch so wichtig.« Am 20. Februar des nächsten Jahres muß er »wieder das alte Lied singen«. Eben hat er die neue Auflage des »Buchs der Lieder« durchgesehen: »Sie wissen, wie viel ich auf meine Interpunktion halte, und sehen Sie mal: wie liederlich ist diese beim Druck berücksichtigt!

Bei einem Buche, wie dieses, sollte dem Drucker jedes Komma heilig sein. Die Durchsicht hat mir acht bittere Tage gekostet, und ich hoffe, daß diesmal meine Mühe nicht vergebens war! Schreiben Sie nur gleich an den Drucker, daß man mit diplomatischer Treue meine Interpunktion wiedergebe.« Noch am 23. Juni 1844 mahnt er im Hinblick auf das Wintermärchen »Deutschland«, dem Setzer auf die Seele zu binden, »daß er in Betreff der Interpunktion sehr aufmerksam sei«.

Freilich ist mit der Wendung, daß eine Ausgabe die Interpunktion Heines wiederherstellen will, nicht viel gesagt. Die große Mehrzahl seiner Schriften, vor allen der Arbeiten in ungebundener Rede, ist von Heine auf ihre Interpunktion hin nicht durchkorrigiert worden. Auch da ferner, wo er die Korrekturen gelesen hat oder hat lesen können, übersah er gewiß manches. Unfolgerichtigkeiten sind sicher vorhanden, die nicht bloß dem Setzer zur Last fallen. Das Prinzip der Satzzeichen Heines zu erkennen, ist deshalb schwer, noch schwerer die Anwendung des Prinzipes im einzelnen Fall. Die Verwandtschaft mit dem französischen Brauche ist noch der sicherste Gewinn einer Erforschung von Heines Interpunktion. Wie stark das Französische in Heines Sprache und Stil waltet, ist noch lange nicht genügend erkannt. Nirgends indes läßt sich der Unterschied französischer und deutscher Satzbildung schärfer beobachten als in der Interpunktion. Wie tief mußte Heine von Jugend auf in französisches Denken sich eingefühlt haben, um die — uns Deutschen von heute kaum begreiflichen — französischen Gesetze des Beistrichs zu seinem Lebensgut machen zu können!

Unsere Erläuterungen, mit Absicht auf das Notwendigste beschränkt, vermeiden mit Willen jede Notiz, die der Gebildete aus dem Konversationslexikon holen kann. Dagegen bringt im Schlußbande das Register nähere biographische Daten über die von Heine genannten historischen Persönlichkeiten. Auch um die Benutzung des

Registers zu erleichtern, wurde die Schreibung der Eigennamen, die bei Heine starkem Wechsel und keiner Gesetzmäßigkeit unterworfen ist, ohne Zwang vereinheitlicht und im großen und ganzen modernem Brauche angepaßt. Das Register gibt an, wie Heine in einzelnen seiner Schriften die Namen schreibt.

Die moderne Rechtschreibung ist durchgeführt, soweit nicht durch sie das Lautbild von Heines Orthographie zerstört wird. Die Fremdwörter ferner bleiben dem Brauche Heines nahe. Da die große Mehrzahl der Druckveröffentlichungen Heines von ihm in der Korrektur nicht gelesen worden sind, ist peinliche Befolgung der Orthographie der Originalausgaben nur in seltenen Fällen empfehlenswert. Allein grundsätzliche Eigenheiten von Heines Orthographie sollen in unserer Ausgabe nicht beseitigt werden; vor allem bleibt bestehen, was dem Satzrhythmus dient, Trennungen also von Worten, die wir heute zu einem Ganzen vereinen.

Zeigt schon Heines Interpunktion, wie wichtig ihm der Satzrhythmus war, so weisen noch stärker gewisse orthographische Ungleichmäßigkeiten auf die Bedeutung hin, die er dem Wechsel von Hebung und Senkung auch in ungebundener Rede beimaß. So stellt er »Herren« neben »Herrn«, »gering« neben »gring«, »Greuel« neben »Greul«, und zwar augenscheinlich nur aus satzrhythmischen Gründen. Wir suchen diese Unfolgerichtigkeiten möglichst zu bewahren.

Da ästhetische Rücksichten eine im Text angebrachte Zeilenzählung verhinderten, sind der Ausgabe Zeilenzähler als Bucheinlagen beigefügt, und zwar besondere für die Versschriften und besondere für die Werke in ungebundener Rede. –

Allen Helfern und Förderern sei hier ein für allemal herzlichst gedankt. Selbstverständlich sind auch wir den Arbeiten Ernst Elsters wärmstens verpflichtet.

Oskar Walzel.

Buch der Lieder

Allgemeines

»Das Buch der Lieder ist nichts als eine Gesamtausgabe meiner bekannten Gedichte.« Mit diesen Worten kündigte Heine das Erscheinen seiner erfolgreichsten Gedichtsammlung einem Freunde an.

Vier Veröffentlichungen waren ihr vorangegangen: das kleine, schmale Bändchen »Gedichte von H. Heine. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung 1822« (VIII und 170 Seiten); die »Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo« (Berlin 1823, bei Ferdinand Dümmler, IV und 247 Seiten), der »Reisebilder« erster Teil (Hamburg 1826, bei Hoffmann u. Campe) mit dem »Heimkehr«-Zyklus an der Spitze, mit der »Harzreise« und der I. Abteilung der »Nordsee«-Gedichte, und endlich der zweite Teil der »Reisebilder« (ebenda 1827) mit der II. Abteilung der »Nordsee«.

Schon in einem der frühesten erhaltenen Briefe (vom 27. Oktober 1816) verrät der auf dem Kontor Salomon Heines in Hamburg seiner Kaufmannszukunft bang entgegensehende jugendliche Poet die scheue Absicht, seine zarten Minnelieder in einem Büchlein herauszubringen. Doch erst nachdem der Student bei August Wilhelm Schlegel in den beiden Bonner Semestern Rat und Aufmunterung gefunden, wagt er es am 7. November 1820 von Göttingen aus ein »Traum und Liebe« überschriebenes Manuskriptheft Brockhaus zum Verlag anzubieten. Wenigstens der ersten Hälfte der Gedichte, hofft er, werde man die strengste Originalität nicht absprechen können. »Dieses letztere,« fügt er in den Begleitzeilen hinzu, »welches heutzutage schon etwas wert ist, mußten mir auch die zähesten Kunstrichter zugestehen, vorzüglich mein Meister A. W. v. Schlegel, welcher . . meine Gedichte mehrmals kritisch durchhechelte, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzte, manches Schöne besser aufstutzte, und das Ganze, Gott sei dank, ziem-

lich lobte.« Brockhaus lehnt die Herausgabe ab, und der Dichter findet Trost in dem Gedanken: »Es ist dem großen Goethe ebenso gegangen mit seinem ersten Produkt.« Bald darauf verschlägt ihn die Woge nach Berlin, und hier erst öffnet sich dem Dichter, der bis dahin für seine Gedichte nur in zwei Provinzblättern kargen Unterschlupf gefunden, durch Varnhagens Vermittlung das Tor in die Literatur. In einer Reihe glänzender »Poetischer Ausstellungen« brachte die Berliner Zeitschrift »Der Gesellschafter« Proben Heinischer Gedichte, die nicht verfehlten, in literarischen Kreisen Aufsehen zu erregen, so daß sich der Verlag der Zeitschrift zur Übernahme eines Bändchens leicht entschloß. Ende 1821 erschienen die »Gedichte von H. Heine«, von Varnhagen in einer kurzen, aber eindrucksvollen Anzeige des »Gesellschafters« und bald darauf auch von Immermann öffentlich begrüßt (beide Anzeigen sind zusammen mit einer anderen, besonders tief dringenden in Strodtmanns Heine-Biographie, II. Auflage Bd. I, S. 197 ff. abgedruckt).

Bei der Veröffentlichung der »Tragödien«, die ihm besonders ans Herz gewachsen waren, war Heine naturgemäß wenig geneigt, dem lyrischen Intermezzo Bedeutung beizulegen. Erst ein Jahr darauf, als er in den »Dreiunddreißig Gedichten« einen reichen Vortrab der künftigen »Heimkehr« hinaussendet, vernehmen wir selbstbewußte Worte in einem Brief an den Herausgeber des »Gesellschafters«: »Sie werden sich baß verwundern über das Befremdliche und Nonchalante in der Form einiger dieser Gedichte, vielleicht erwecken sie auch bei Ihnen und andern Leuten ein verdammendes Kopfschütteln, dennoch weiß ich, daß sie zum Eigentümlichsten gehören was ich bisher gegeben« (an Gubitz, 9. März 1824). Und gar zwei Jahre später, beim Erscheinen des ersten Bandes der »Reisebilder«, sieht Heine klar das Besondere seiner Lyrik. »In meinen Gedichten«, schreibt er in einem bekenntnisreichen Brief an Wilhelm Müller

⟨7. Juni 1826⟩, »ist nur die Form einigermaßen volkstümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft.« Allein noch im gleichen Bande der »Reisebilder« durchbricht Heine die bisherige Form seiner Lieder: Stil und Inhalt nehmen in den Nordseegedichten einen unvergleichlichen, alle Gebundenheit siegreich überwindenden Aufschwung.

So weit angelangt, empfindet Heine die Jugendentwicklung des Dichters als abgeschlossen. Mit dem Liederdichter hat es wohl ein Ende, versichert er Müller, »die Prosa nimmt mich auf in ihre weiten Arme«.

Symbolisch ist diese Grenzscheide der Entwicklung im zweiten Bande der »Reisebilder« ausgeprägt, in dem die herrlichsten Blüten Heinischer Jugendlyrik dicht mit dem Kühnsten zusammenstoßen, was bis dahin in politischer Prosa in Deutschland gesagt worden. Fortan fühlt sich Heine nur noch als Kämpfer für seine Zeit. Und so faßt er denn den Entschluß, seinem lyrischen Jugendleben ein Denkmal zu errichten. An Merckel, 16. November 1826: »Einige Freunde dringen drauf, daß ich eine auserlesene Gedichtesammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie ebenso populär wie die Bürgersche, Goethesche, Uhlandsche usw. werden wird . . . . Dieses Buch würde mein Hauptbuch sein und ein psychologisches Bild von mir geben — die trüb-ernsten Jugendgedichte, das ‚Intermezzo' mit der ‚Heimkehr' verbunden, reine blühende Gedichte, z. B. aus der ‚Harzreise', und einige neue, und zum Schluß die sämtlichen kolossalen Epigramme.«

Campe, seit dem ersten Bande der »Reisebilder« Heines Verleger, geht auf den Vorschlag ein. Im Spätsommer des folgenden Jahres unterzieht sich der Dichter der nicht leichten Arbeit, das Buch für den Druck zu redigieren: die früheste Gedichtsammlung wird stark umgeformt, Unreifes erbarmungslos verworfen, anderes — innerhalb der geschlossenen Zyklen — wohl engherziger

Freundeskritik geopfert, jedoch durch neue Einschübe ersetzt. Als dann im Oktober 1827 das mit einer Harfe auf dem Titelblatt geschmückte »Buch der Lieder von H. Heine« ‹Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1827. 372 Seiten. 8°› herauskam, versprach sich der Dichter nicht viel von dem Buche. »Es ist nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte«, schrieb er an Varnhagen, und prophezeite gleichzeitig, es würde »wie ein harmloses Kauffahrteischiff, unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinabsegeln« ‹an Moser, 30. Oktober 1827›.

Zunächst schien es freilich, als sollte Heine recht behalten, denn erst nach zehn Jahren konnte eine zweite Auflage erscheinen, der jedoch die weiteren in kurzen Abständen nachfolgten. Seit der Mitte des Jahrhunderts ist es eines der verbreitetsten Liederbücher der deutschen Literatur — das vielleicht nur zu lang den reiferen Früchten der späteren Lyrik Heines den Weg versperrte.

Die ersten Auflagen erschienen: 1827, 1837 ‹Ende des Jahres›, 1839, 1841. Die fünfte Auflage, die letzte die Heine korrigiert hat, liegt unsrem Texte zugrunde:

> Buch der Lieder von H. Heine. Fünfte Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1844. Paris, chez J. J. Dubochet et Cie., rue de Seine, 33. ‹S. V bis XIV: Vorrede zur zweiten Auflage. S. XV bis XVIII: Vorrede zur dritten Auflage. S. XIX und XX: Vorrede zur fünften Auflage. 362 S. 8°. Die Seitenzahlen des Textes decken sich mit denen in der III. und IV. Auflage.›

Mit Ausnahme der vierten hatte Heine auch die früheren Auflagen korrigiert oder doch zum Druck vorbereitet, jedesmal am Ausdruck sorgsam feilend, nur selten einen Stein verrückend. Auslassungen im Text der II. Auflage jedoch fallen der Zensur zur Last ‹Über Heines eigene Korrekturen bei dieser Auflage hat B. Seuffert auf Grund der erhaltenen Druckvorlage berichtet:

Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte Bd. 6, S. 472 ff.). In der VIII. und den folgenden Auflagen (1851 ff.) sind die Vorreden zur II. und zur V. Auflage — sicher auf Heines Veranlassung — fortgelassen; wir bringen sie im Anhang (S. 421—426).

Eine Ergänzung zu jeder Ausgabe des »Buchs der Lieder« bildet die von Ernst Elster in der Sammlung »Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts« (Bd. 27, Heilbronn 1887) veröffentlichte, die die einzelnen Gedichte nicht nach dem letzten vom Dichter festgelegten Texte, sondern nach den frühesten Drucken und erreichbaren Urhandschriften wiedergibt; freilich wird sie in unsrer Ausgabe an mehreren Stellen überholt.

Mit keinem andern Werke von Heine hat sich die Literaturwissenschaft so eifrig beschäftigt wie mit dem »Buch der Lieder«. Ich nenne von zusammenfassenden Arbeiten nur zwei besonders fördernde: die Kapitel bei Bölsche (1887) und Jules Legras (1897); außerdem die Einleitung zu der erwähnten Ausgabe von Elster. Für die wissenschaftliche Interpretation hat K. Hessel (Dichtungen von H. Heine, 1887) wertvolle Materalien zusammengetragen. Von Einzeluntersuchungen sei nur eine Gruppe genannt, die sich mit der Erforschung des Zusammenhangs mit dem Volkslied befaßt, ohne freilich allzu reiche Resultate verzeichnen zu können: R. H. Greinz, Heine und das deutsche Volkslied (1894), R. Goetze, Heines Buch der Lieder und sein Verhältnis zum deutschen Volkslied (Dissertation, Halle 1895), A. W. Fischer, Über die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines (Berlin 1905).

Reichlicher als in den Prosabänden werden bei den Gedichten die Lesarten mitgeteilt. Handelt es sich doch hier vor allem darum, den großen Künstler des Wortes, den nimmermüden Ziseleur bei seiner Arbeit zu belauschen. Das Mühen des Dichters von Druck zu Druck, von

Auflage zu Auflage sollte veranschaulicht werden, ohne daß Äußerlichkeiten berücksichtigt und unerhebliche Änderungen gebucht würden. Die zahllosen Fälle etwa, wo ein Epitheton ornans durch ein andres gleichwertiges ersetzt wird, durften nur selten vorgeführt werden — obwohl auch hier das scheinbar Belanglose für den intimer Beobachtenden oft Wichtigkeit gewinnt und ihm Aufschlüsse über das sprachliche Fühlen und künstlerische Sehen des Dichters zu geben vermag.

Die einzelnen Anmerkungen beginnen mit der Nennung des Erstdrucks, der nur dort nicht besonders angeführt wird, wo er sich aus den zusammenfassenden Angaben, die den einzelnen Gruppen vorausgeschickt sind, von selbst ergibt.

Vorrede zur dritten Auflage ‹S. 3›

Die Verse unter dem Titel »Die Liebe ‹Vorwort zur neuen Auflage des Buchs der Lieder›« auch in der »Zeitung für die elegante Welt« vom 3. Sept. 1839. — In einer älteren, »Die Sphinx« überschriebenen Handschrift ‹s. Elster, Bd. VII, S. 626 f.› Str. 7, V. 4 zuerst: »Als wollten sie alles g . . .«, dann: »Und lächelten holdes ‹zuerst: süßes› Gewähren«. — In der französischen Ausgabe der Gedichte ‹»Poèmes et légendes« 1855› »Prélude« zum Lyrischen Intermezzo.

Junge Leiden

Die Abteilung entstand aus einer Umschmelzung von Heines erster Sammlung ‹»Gedichte«, 1822›; daselbst führten die einzelnen Gedichte Überschriften, die wir im folgenden, wofern keine frühere Fassung sich erhalten hat, stets voranstellen.

Traumbilder

Die Gruppe stammt aus den »Gedichten«.

I ‹S. 9›. Als »Zueignung« ‹vor dem Inhaltsverzeichnis› den »Gedichten« vorangestellt. Dem Minneton jener Sammlung entspricht in V. 1 »Minneglühn«.

II ‹S. 10›. Auf dieses und einige der folgenden Gedichte — insbesondere: VI, VII, VIII und IX — bezieht sich, was Heine in den »Memoiren« ‹Band 10› von dem »roten Sefchen«, der sechzehnjährigen Scharfrichterstochter, erzählt: »Sie wußte viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt, wie sie gewiß den größten Einfluß auf den erwachenden Poeten übte, so daß meine ersten Gedichte der ‚Traumbilder', die ich bald darauf schrieb, ein düstres und grausames Kolorit haben, wie das Verhältnis, das damals seine blutrünstigen Schatten in mein junges Leben und Denken warf.« Vorrede zu »Poèmes et légendes«: »Mes premières productions lyriques se trouvent dans les Nocturnes, et datent de 1816. Ce sont les quatre premiers morceaux, et ils appartenaient à un cycle de folles visions« ‹= Traumbilder II, IV, V, VIII›.

Zusammen mit »Die Weihe« ‹oben S. 237› zuerst in »Hamburgs Wächter« 1817, Nr. 17 ‹8. Februar› als: »Zwei Lieder der Minne. 1. Der Traum«. In den »Gedichten«: »Die

Wundermaid«. – Die beiden frühesten Fassungen lauten (die in die zweite Fassung unverändert übergegangenen Verse lassen wir fort):

	Der Traum	Die Wundermaid
1	Ein langer Traum, gar fürchterlich	Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
	Und wundersam, erschreckte mich.	Ergötzte und erschreckte mich.
	Noch schwebt mir vor manch grausig Bild,	
	Und stürmt und wogt im Busen wild.	Und in dem Herzen wogt mirs wild.
2	Es war ein Garten wunderschön,	Das war ein Garten wunderschön,
	Da wollt ich traulich mich ergehn,	Da wollt ich lustig mich ergehn,
	Viel Blümlein meine Augen sahn,	
	Ich hatte meine Freude dran.	
3	Es zwitscherten die Vögelein	
	Gar muntre Liebesmelodein,	Viel muntre Liebesmelodein,
	Von Goldglanz schien die Sonn umstrahlt,	Von Goldglanz war die Sonn umstrahlt,
	Die Blümchen lustig bunt bemalt.	
4	Süß Balsamduft aus Kräutern rinnt,	Viel Balsamduft aus Kräutern rinnt,
	(V. 2–4 wie im »Buch der Lieder«)	
5	Und mitten in dem Blumenland	Inmitten in dem Blumenland
	(V. 2–4 wie im »Buch der Lieder«)	
6	Die Wangen bleich, die Auglein mild,	Die Wänglein süß, die Auglein mild,
	Ein wundersames Himmelsbild!	Ein blondgelocktes Heilgenbild,
	Und wie ich schau, die Maid ich fand	
	So fremd und doch so wohlbekannt.	

7 Die schöne Maid beeilt sich sehr,	
Sie summt ein seltsam Liedchen her:	
Rinne, rinne Wasserlein,	Wässerlein
Wasche, wasche Hemde rein!	
8 Ich kam und näh'rte mich zu ihr,	Ich kam und nahete mich ihr,
Und lispelte: O sage mir,	Und flüsterte: O sage mir,
Du wonnevolle, schöne Maid,	Du wunderschöne, süße Maid,
Wem höret dieses weiße Kleid?	Für wen ist dieses weiße Kleid?
9 Da sprach sie schnell: Sei bald bereit,	
Ich wasche dir dein Totenkleid!	
Und wie sie dies gesprochen dar,	Und wie sie dies gesprochen kaum,
Auf einmal alles schwunden war. –	Zerfloß das ganze Bild wie Schaum. –
10 Anstarrte mich ein wilder Wald,	Wie fortgezaubert stand ich bald
Gar schauerlich wars drin und kalt.	In einem düstern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan:	
Ich stand und staunt, und sann und sann.	Ich stand erstaunt und sann und sann.
11 Vernehme dumpfen Widerhall,	Und horch! welch dumpfer Widerhall!
Wie ferner Axtenschläge Schall	
Und eil in Busch und Wildnis fort,	Ich eil durch Busch und Wildnis fort,
Und komm an einen freien Ort.	
12 Inmitten in dem grünen Raum,	
Da stand ein großer Eichenbaum,	
Und sieh! die Maid ich wieder schaut,	Und sieh! mein Mägdlein wundersam
Die emsig in den Eichstamm haut.	Haut mit dem Beil den Eichenstamm.

(Strophe 13 wie im »Buch der Lieder«)

14	Ich kam und näh'rte mich zu ihr,	Ich kam und nahete mich ihr,
	Und lispelte: O sage mir,	Und flüsterte: O sage mir,
	Du wonnevolle Magedein,	Du wundersüßes Mägdelein,
	Wem zimmerst du den Eichenschrein?	
15	Da sprach sie schnell: Die Zeit ist karg,	
	Ich zimmre dir den Totensarg.	Ich zimmre deinen Totensarg!
	Und wie sie dies gesprochen dar,	Und wie sie dies gesprochen kaum,
	Auf einmal alles schwunden war. —	Zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —
16	(V. 1—3 wie im »Buch der Lieder«)	
	Und heimlich schaurend stand ich da.	Und heimlich schauernd stand ich da.
17	Und nun ich eben fürder schweif,	
	Gewahr ich einen weißen Streif.	
	Ich eil herzu, und eilt, und stand,	Ich eilt drauf zu, und eilt und stand,
	Und sieh! die schöne Maid ich fand!	
18	Auf weiter Heid stand weiße Maid,	
	Grub in die Erd mit Grabesscheit.	Grub tief die Erd mit Grabescheit.
	Kaum wagt ich noch sie anzuschaun,	
	So mild und schön, und doch voll Graun.	Sie war so schön und doch ein Graun.
19	Die schöne Maid beeilt sich sehr,	
	Sie summt ein seltsam Liedlein her:	Sie summt ein seltsam Liedchen her:
	Spaten, Spaten, scharf und breit,	
	Schaufle Grube tief und breit!	

20	Ich kam und näh'rte mich zu ihr,	Ich kam und nahete mich ihr,
	Und lispelte: O sage mir,	Und flüsterte: O sage mir,
	Du wonnevolle, schöne Maid,	Du wunderschöne, süße Maid,
	Was diese Grube hier bedeut?	Was diese Grube hier bedeut't?
21	Da sprach sie schnell: Bereit dich hab,	Da sprach sie schnell: Sei still, mein Knab,
	Ich schaufle dir dein eignes Grab.	Ich schaufle dir ein kühles Grab.
	Und als so sprach die Wundermaid,	Und als so sprach die schöne Maid,
	Da öffnet sich die Grube weit;	
22	Und da ich in die Grube schaut,	Und als ich in die Grube schaut,
	Ein kalter Schauder mich durchgraut;	Ein kalter Schauer mich durchgraut;
	Und in die dunkle Mitternacht	Und in die dunkle Grabesnacht
	Stürzt ich hinein — und bin erwacht.	

III (S. 13). In der Abend-Zeitung (Dresden), 27. Oktober 1821, und in den »Gedichten«: »Der Glückwunsch«. — V. 5 an beiden Stellen sechsfüßig: »Ich beugte mich und sprach im Hofton: Sind Sie Braut?« — wofür Heine in einem zu spät abgesandten Brief an den Herausgeber der Abend-Zeitung, Theodor Hell (27. Okt. 1821), die Fassung vorschlug: »Tief beugt ich mich, und fragte: Sind Sie Braut?«

IV (S. 13). »Die Trauung«.

V (S. 14). »Die Hochzeit«. — Heine änderte an dem Wortlaut dieses Gedichtes fast bei jedem Abdruck, und noch in der französischen Ausgabe. Str. 2, V. 1 f. in den »Gedichten« und bis zu V. Auflage des »Buchs der Lieder«:

Das Blut ist toll, die Flamme wild,
Weil zu mir kam ein Traumgebild;

Str. 3, V. 2 f. »Gedichte«:

Wo Fackelglanz und Harfenbraus;
Viel dumpfe Stimmen schollen drein;

Str. 4, V. 3 f. »Gedichte«:

Gar vornehm saß der Bräutgam da, —
O weh! mein Lieb als Braut ich sah.

Str. 5, V. 1 f. »Gedichte«:

Es war mein eignes Liebchen süß,
Die dort ein Mann sein Bräutchen hieß;

in den beiden ersten Auflagen des »Buchs der Lieder« durch die gegenwärtige Fassung ersetzt, die bei der III. und IV. Aufl. in V. 1 wiederum zurückgedrängt wurde: »Das war mein Lieb, und wundersam,«. Str. 6, V. 3 f. »Gedichte« und I. Auflage:

Der Bräutgam oft gar zärtlich blickt,
Die Braut erwiderts hold, und nickt.

Letzte Strophe, V. 3 »Gedichte«: »Zwei leise Wörtlein Bräutgam spricht,«. – In den »Gedichten« noch die Schlußstrophen:

Des Bräutgams Augen Funken sprühn;
Schön Bräutchens Wangen schamhaft glühn;
Sie schleichen fort ins Brautgemach;
Ich aber schleiche hintennach.

Ich schleich einher, und zittre sehr,
Rings um mich flammt ein Glutenmeer,
Die Erde unter mir erkracht, –
Da zuckt mein Herz – und ich erwacht.

In der französischen Ausgabe (Nocturnes 3) hierfür:

Ils se séparent furtivement de la foule, et gagnent la sortie de la salle; je voulus les suivre, mais mes pieds étaient de marbre – la douleur me pétrifiait.
La douleur me pétrifiait. Je me traînais pourtant jusqu'à la chambre nuptiale; deux vieilles femmes y étaient accroupies devant la porte.
L'une était la mort, l'autre la folie. Elles posaient sur leur bouche sans lèvres un doigt décharné – je râlais, je suffoquais, à la fin je riais, et ce rire m'éveilla.

VI (S. 15). »Der Kampf«. – Str. 1–3 Gedichte« und I. Auflage:

Im süßen Traum, bei stiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zauberpracht,
Die lang ersehnte Liebste mein,
Und goß mir Glut ins Herz hinein.

(Die Verse 2–4 in der II. bis IV. Auflage:

mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht und Wunderschein
Die lang ersehnte Liebste mein.)

Und wie ich schau, erglüh ich wild,
Und wie ich schau, sie lächelt mild,
Und lächelt, bis das Herz mir schwoll,
Und stürmisch kühn das Wort entquoll:

»Nimm hin, nimm alles was da mein,
Mein Liebstes will ich gern dir weihn,
Dürft ich dafür – – –« usw.

Str. 8, V. 2 bis zur V. Auflage: »Die glänzten hell im Rosenschein« Str. 10, V. 3 f. »Gedichte« und I. Auflage:

Wie 'n Rehlein süß umschmiegt sie mich,
Doch weint sie auch recht bitterlich.

Str. 11, V. 4 »Gedichte« und I. Auflage: »Gib her, feins Lieb, nur Minneglut.« II. bis IV. Auflage: »Ergib dich meiner Minneglut.« (»Minneglut« auch im folgenden Vers bis zur V. Auflage.)

Str. 13, V. 1 f. »Gedichte« und Auflage I und II:

Und aus dem Abgrund schwarz und graus
Stieg wild die schwarze Schar heraus.

III. und IV. Auflage:

Und aus dem Abgrund stieg empor
Die schwarze Schar, ein wilder Chor.

VII (S. 17). Im »Gesellschafter« 1821, Nr. 93 (11. Juni) und in den »Gedichten«: »Die Brautnacht«. – Str. 19, V. 3 f. bis zur V. Auflage:

Doch über den Häuptern (»Gedichte«: die Häupter) viel Grausen sich regt,
Da hat (vor dem »Buch der Lieder«: hatte) die Hölle die Hand gelegt.

Wesentliche Abweichungen noch in III. und IV. Auflage: Str. 1, V. 2: »Teufel« statt »Gesell«; Str. 10, V. 3 f.:

Zwölf lüsterne Pfäfflein springen herbei
Und pfeifen ein Schandlied als Litanei.

VIII (S. 20). Das Motiv von den Toten, die um Mitternacht aus den Gräbern steigen, in der Balladenliteratur aller Völker, auch von Goethe im »Totentanz« bearbeitet; eine direkte literarische Beeinflussung, deren Nachweis versucht wurde (siehe z. B. Zeitschrift für vgl. Literaturgeschichte, Neue Folge Bd. 7, S. 245 ff.), kaum wahrscheinlich. — Die Räuberromane (S. 22 Mitte): »Rinaldo Rinaldini« und »Orlando Orlandini« von Vulpius, »Schinderhannes« von Arnold. — Das Schauspieler- (Mortimer-) Motiv ähnlich in Arnims Jugenderzählung »Hollins Liebeleben« (s. R. M. Meyer in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte Bd. V, S. 156).
Im »Gesellschafter« 1821, Nr. 73 (7. Mai) und in den »Gedichten«: »Der Kirchhof«. — S. 23, V. 4 v. u. im Erstdruck um des Reimes willen: »Professer«. S. 23, vorletzter Vers in den »Gedichten«: »Doch hätt ich geschlafen noch tausendmal besser.« — Die III. Auflage weist an einigen Stellen Änderungen auf, die dann wieder fallen gelassen wurden:

S. 21, V. 15 f.: So heult es verworren und schwirret und krächzt,
Und wimmert und greinet und girret und ächzt;

S. 22, V. 5 v. u.: »In des reichen Nachbars Tasch.« S. 25, V. 4 v. u.: »Und das tolle Gelächter sich toller erhebt.«

IX (S. 26). »Die Blasse«, mit der Fassung des 3. Verses der 3. Strophe: »Und auf mein Ruhebett sich legt« und der folgenden, nach der dritten eingeschobenen Strophe:

Wild küßt sie und umschlingt sie mich,
Die Brust so weiß wie Schnee
Bedeckt mich lieb und inniglich, —
Mir war so wohl, so weh.

Die nächste Strophe begann:

Wie hebt, wie pocht mein Herz vor Lust,
Und zuckt, und brennet heiß?

X (S. 27). »Das Erwachen«. — Str. 4, V. 4 in der II. bis IV. Auflage: »Wenn ich Dich nicht lieben sollt?« Str. 5, V. 3 f. bis zur V. Auflage:

Nur einmal die Lippen und Wangen
Küssen mit selgem Schmerz.

Die ganze Strophe in den »Gedichten«:

Ich möcht sie nur einmal umfangen,
Und pressen an glühender Brust!
Nur einmal die Lippen und Wangen
Zerküssen mit Wahnsinnlust!

Lieder

Mit Ausnahme von VIII der Gruppe »Minnelieder« in den »Gedichten« entnommen, wo jedes Lied eine besondere Überschrift trug.

I (S. 28). »Erwartung«.

II (S. 28). »Hamburgs Wächter« 1817, Nr. 33 (17. März): »Die Stunden«, »Gedichte«: »Ungeduld«.

III (S. 29). Handschrift aus Sethes Nachlaß (Hüffer, Heinrich Heine, 1906, S. 93): »Liebe«, »Gedichte«: »Das Wörtlein Liebe«.

IV (S. 29). Erstdruck wie II: »Der Zimmermann«, »Gedichte«: »Holzmeyer«.

V (S. 30). »Lebewohl!« V. 3: »Schöne Stadt, ich muß dich meiden«.

VI (S. 31). »Abfahrt«.

VII (S. 31). »Auf dem Rhein« mit einer fünften Strophe:

Doch wer solchem Lächeln glaubet,
Und sein Lebensglück drin sucht,
Dem wird jedes Glück geraubet,
Und sein Leben ist verflucht.

VIII (S. 32). »An Carl v. U. Ins Stammbuch«. V. 4: »frag« für »fragt«.

IX (S. 32). »Nachhall«. Str. 1 bis zur V. Auflage:

Mit Myrten und Rosen, lieblich und hold,
Mit duftgen Zypressen und Flittergold,
Möcht ich zieren dies Buch wie 'nen Totenschrein,
Und sargen meine Lieder hinein.

Str. 2 fehlte in der III. und IV. Auflage. Str. 5, V. 4 in den »Gedichten«: »Süß Lieb im fernen Norderland«.

Romanzen

Den Grundstock der folgenden Abteilung bildet die gleichnamige Gruppe in den »Gedichten«, der II bis XV entstammen; I ist der Abteilung »Minnelieder«, XVI bis XX der Abteilung »Sonette und vermischte Gedichte« entnommen.

II (S. 35). Str. 3, V. 2 »Gedichte« und Auflage I und II: »Von der Wange bleich und kummervoll«; III. und IV. Auflage: »Kummerbleich und hohl«.

III (S. 35). »Die Brüder«. Str. 5, V. 4 bis zur III. Auflage: »Grausig Blendwerk schleichet Nachts«. – Heine hat in dem Gedichte die an die Ruinen der »Brüderburgen« Liebenstein und Sterrenberg bei Camp am Rhein sich knüpfende (auch von Bulwer bearbeitete) Sage übernommen. Mit einem andern Ausgang ist die Sage in dem von Heine vielbenutzten »Handbuch für Reisende am Rhein« von Aloys Schreiber (Heidelberg 1816) überliefert.

V (S. 38). »Lied des gefangenen Räubers«.

VI (S. 39). Die französische Ausgabe (»Les deux Grenadiers«) bemerkt: »Écrit en 1816«; vgl. die Vorrede zu »Poèmes et légendes« und an Taillandier, 3. November 1851 (geschrieben »à l'âge de seize ans«). – Das Motiv der nach langer Gefangenschaft aus Rußland heimkehrenden französischen Soldaten auch in den »Reisebildern« (Buch Le Grand: s. Bd. 4). – Zu Str. 5 vgl. die schottische Ballade von Edward in Herders »Volksliedern« (auch für »Ratcliff« verwendet). Die Stelle lautet bei Herder:

Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer? – O!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Mutter! Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Ich seh sie nimmermehr – O!

VIII (S. 41). Str. 3, V. 3 f. bis zur III. Auflage:

Hüll ein dich im weiten, weißwallenden Schleier,
Spiel fein auf den Saiten der schallenden Leier,

IX (S. 42). »Hamburgs Wächter« 1817, Nr. 25 (27. Februar): »Die Romanze vom Rodrigo«. – Über das Motiv in der Volkssage vgl. Bd. VII, S. 369,28 ff. – Auf dem Wege von der ersten Fassung, in der Don Ramiro noch durchwegs Don Rodrigo hieß, über den Druck in den »Gedichten« (»Don Ramiro«) bis zur V. Auflage des »Buchs der Lieder« erfuhr die Romanze mannigfache Änderungen, die durchgreifendsten freilich erst bei der III. Auflage, die um zwei Strophen gekürzt wurde.
Str. 3–6 im Erstdruck:

Donna Clara! freu dich immer,
Morgen schon am Hochaltare
Wird Fernand dich Weib begrüßen:
Willst mich auch zur Hochzeit laden? –

Don Rodrigo, Don Rodrigo!
Deine Worte treffen bitter,
Aber Vater drohet strenge,
Nichtig ist der Tochter Wille.

Don Rodrigo, Don Rodrigo!
Laß doch fahren die Betrübnis.
Mädchen gibt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden.

Don Rodrigo, kühner Ritter,
Sollst nun auch dich selbst besiegen,
Sollst auf meine Hochzeit kommen:
Deine teure Clara bittet! –

Str. 6 hierauf bis zur III. Auflage:

Don Ramiro! Überwinder
Vieler Tausend Mohrenritter!
Überwinde nun dich selber –
Komm auf meine Hochzeit, Lieber.

Str. 11 im Erstdruck:

Dumpfig und wie Bienensummen
Alle Feierglocken läuten,
Und entsteigen Betgesänge
Aus den frommen Gotteshäusern.

(In die »Gedichte« wurden bloß die beiden ersten Verse der Strophe herübergenommen, der erste Vers blieb bis zur V. Auflage in der ursprünglichen Fassung.)

Str. 14 bis zur II. Auflage:

Doch mit Ehrfurcht ausgewichen
Schreitet stolz das junge Ehpaar,
Donna Clara, schwarz verschleiert,
Don Fernando, waffenglänzend.

Nach dieser folgte noch eine Strophe, an der Heine bei jedem neuen Abdruck änderte, bis er sie bei der III. Auflage opferte.

Erstdruck:	»Gedichte«:
Tausend Augen sind gerichtet,	Tausend Blicke sind gerichtet,
Tausend Stimmen Freude rufen:	Tausend Stimmen jauchzend rufen:
Heil, Kastiliens Mädchensonne,	Heil, Kastiliens Mädchensonne!
Und Kastiliens Ritterblume!	Heil, Kastiliens Ritterblume!

Die beiden ersten Verse im »Buch der Lieder« I. und II. Aufl.:

Tausend Augen schaun nach ihnen,
Tausend frohe Stimmen rufen:

Str. 17 bis zur III. Auflage:

Und zum Tanze sich versammeln
Dort im Saal die Hochzeitgäste,
Alle funkeln buntbeleuchtet
Von der Kerzen Lichterheere.
(I. und II. Aufl.: Von dem Lichterheer der Kerzen.)

Auch nach dieser folgte bis zur III. Auflage eine Strophe, an der Heine wiederholt modelte.

Erstdruck:	»Gedichte«:
Bräutgam, wie ein Feuerkönig,	Flammenblitzend strahlt der Bräutgam
Strahlt im goldnen Purpurmantel,	In dem güldnen Purpurmantel,
Clara, wie die Rose blühend,	Clara, wie die junge Rose,
Folgt im weißen Brautgewande.	Blüht im weißen Brautgewande.

(V. 1 im »Buch der Lieder«: »Don Fernando strahlt wie 'n König«)

Str. 18. Erstdruck:	I. und II. Auflage:
Auf erhabne Ehrensitze,	Auf erhobne Ehrensitze
Rings von Dienerschaft umwoget,	Rings von Dienerschaft umwoget,
Ließen beide drob sich nieder,	Ließen sich die beiden nieder
Tauschten süße Liebesworte.	Und sie tauschten süße Worte.

Str. 19, V. 1 f. im Erstdruck:

Und im Saale dumpfes Brausen
Von der krausbewegten Menge;

hierauf bis zur III. Auflage:

Und im Saale braust es dumpfig,
Wie ein Meer von Sturm beweget;

V. 3 f. vor dem »Buch der Lieder« und gleichlautend in Str. 26 und 28:

Und es wirbelen (Erstdruck: wirbelten) die Pauken,
Und erschmettern die Trommeten (Erstdruck: Trompeten).

Str. 21. Erstdruck und »Gedichte«:

Siehst du denn nicht, Hochgebieter,
Dort den Mann im schwarzen Mantel? –
Und der Ritter huldig lächelt:
Ist (Gedichte: »'S ist«) ja nur ein blasser Schatten.

Str. 25. Erstdruck:	»Gedichte«:
Don Rodrigo starret finster,	Mit durchbohrend stieren Augen
Wild umschlang er schon die Holde:	Blickt Ramiro an die Holde,
Sprachest ja, ich sollte kommen!	Und umschlingt sie mit den Worten:
Hallen dumpfig seine Worte.	»Sprachest ja, ich sollte kommen!«

Str. 30, V. 3 in Aufl. II – IV: »Wiederum dieselbe Antwort:«
V. 3 f. Erstdruck:

Don Rodrigos grause Worte
Schallen schaurig im Gewoge.

»Gedichte« und »Buch der Lieder« I. Aufl.:

Wie als Echo schallen heiser
Don Ramiros grause Worte.

Str. 31 bis zur V. Auflage:

Und der Boden raucht und glühet, ⟨Erstdr.: glühend rauchte,⟩
Lustig fiedelen die Geiger; ⟨Erstdr.: fiedelten die Geigen;⟩
Wie ein tolles Zauberweben,
Schwindelt alles im Gekreisel.

Str. 32, V. 3 f. »Gedichte« und »Buch der Lieder« I. Aufl.:

Immer schnarret hohl die Antwort:
»Sprachest ja, ich sollte kommen!«

II. bis IV. Auflage:

Don Ramiro stets erwidert
Seine dumpfen, dunklen Worte.

Die ganze Strophe im Erstdruck:

Laß mich, laß mich, Don Rodrigo!
Clara ächzt und fleht und wimmert. –
Sprachest ja, ich sollte kommen?
Grinset immer Don Rodrigo.

Str. 36 im Erstdruck:

Denn sie saß noch wie zu Anfang,
War auch nicht vom Sitz gewichen,
Saß noch an des Bräutgams Seite.
Und der Ritter sorgsam bittet:

V. 3. »Gedichte«: »Immer sitzend neben Bräutgam;«

Str. 37, V. 1 f. bis zur V. Auflage:

»Sprich, was bleichen deine Wangen?
Sprich, was wird dein Aug so dunkel? –«

V. 3 bis zur II. Auflage statt »stottert«: »schaudert«.

Str. 38, V. 1 f. Erstdruck und »Gedichte«:

Aber tiefe, ernste Falten
Lagern sich auf Bräutgams Stirne:

X ⟨S. 47⟩. Der Stoff aus dem Buche Daniel, Kap. 5; auch in Byrons Hebrew Melodies ⟨»Vision of Belshazzar«; vgl. das gleichzeitige Gedicht »To Belshazzar«⟩ bearbeitet. Heine versicherte später, das Gedicht wäre entstanden, bevor er noch das sechzehnte Jahr zurückgelegt, und sei durch ein hebräisches Lied aus der Liturgie des jüdischen Passahfestes ⟨»Wajhi bachazi halajla«⟩ inspiriert worden. Sicher lehnte er sich formell an Justinus

Kerners auch inhaltlich verwandtes Gedicht aus dem Deutschen Dichterwald (1813; S. 182) »Die traurige Hochzeit« an:

Zu Augsburg in dem hohen Saal
Herr Fugger hielt sein Hochzeitmahl.

Vgl. hierzu Str. 3. — Das Bild des Banketts schwebte Heine auch in der »Lutezia« vor: s. Bd. IX, S. 139/7 ff.

In den »Gedichten« Str. 17, V. 2: »Eine leuchtende Flammenschrift, und schwand.« Str. 20, V. 2: »Zu deuten die Schrift an Saaleswand.«

XI (S. 49). Der Gesellschafter 1821, Nr. 75. (11. Mai). — Str. 3, V. 4 bis zur III. Auflage: »Mit des Sieges Myrtenkron«; in der III. und IV. Auflage: »Mit der rechten Myrtenkron«. Die Schlußstrophe bis zur III. Auflage:

Und wem dort am besten dringen
Liedes Blutström aus der Brust,
Der wird 's beste Lob erringen,
Und sein Weh gibt Andern Lust.

XII (S. 50). In Str. 3, V. 2 bis zur V. Auflage: »Alltäglich« für »Tagtäglich«.

XIII (S. 50). In den »Gedichten« mit dem Zusatze:

Er möchte mit eignem Blute
Abwaschen den Fleck seines Liebs;
Mit dem eignen Himmelsgute
Möcht er sühnen die Schuld seines Liebs.

Am liebsten möcht er liegen
Mit Liebchen im Totenschrein,
Ans kalte Lieb sich schmiegen;
Der Tod macht alle rein.

XIV (S. 51). »Gedichte«: »Des Knaben Wasserfahrt«, fünfstrophig. — Str. 1 begann: »Ich stand am Mastbaum angelehnt«. Nach unsrer letzten noch die folgenden Strophen:

Stolziere nicht, du falsche Maid,
Ich wills meiner Mutter sagen;
Wenn meine Mutter mich weinen sieht,
Dann brauch ich nicht lange zu klagen.

Meine Mutter singt mir ein Wiegenlied vor,
Bis ich schlafe und erbleiche;
Doch dich schleppt sie Nachts bei den Haaren herbei
Und zeigt dir meine Leiche.

XV (S. 52). »Der Rheinisch-Westfälische Anzeiger« (Hamm), 14. November 1820, Beilage Nr. 44. — Vorletzte Strophe, V. 3: »die spöttischen«; statt dessen in den von Heine nicht revidierten Auflagen VI und VII und danach in allen späteren Ausgaben: »die lustigen.«

XVI (S. 54). Eines der frühesten Gedichte von Heine, gerichtet an eine im elterlichen Hause verkehrende Primadonna der Düsseldorfer Oper nach einem Wohltätigkeitskonzerte, an dem sie mitgewirkt hatte (M. Heines Erinnerungen an Heinr. Heine und seine Familie, Berlin 1868, S. 26 ff.). — Str. 2, V. 2 bis zur V. Auflage fünffüßig: »Mir war, als sei ich noch ein frommes Kind«. Der zweitfolgende Vers hatte bis dahin gelautet: »In Mutters warmem Kämmerleine«. Str. 5, V. 2: »aus meinem Träumen« nach der Lesart der »Gedichte«, der I., III. und IV. Auflage des »Buchs der Lieder«, während die übrigen Auflagen wohl versehentlich »meinen« haben.

XVII (S. 55). Manichäer: in der Studentensprache Juden, Geldverleiher.

XVIII (S. 56). Der Gesellschafter 1821, Nr. 76 (12. Mai). — Die beiden Schlußverse bis zur V. Auflage:

Kannst doch nicht zur Täuschung machen,
Was ich fest im Busen trage.

XIX (S. 58). »An Alexander, Pr. von W. Ins Stammbuch.« Heine lernte den Prinzen Wittgenstein als Student in Bonn kennen.

XX (S. 58). »An Str.« — Im Brief an den Göttinger Freund Heinrich Straube vom 5. Februar 1821, an den das Gedicht gerichtet ist (sieh das Sonett S. 61 und unten zu Fresko-Sonett III), lautet der letzte Vers: »Ist es doch noch lang nicht die Welt«.

Sonette

Eine strenge Auslese aus der Gruppe »Sonette und vermischte Gedichte« in der Gedichtsammlung 1822.

An A. W. v. Schlegel (S. 59). Im »Gesellschafter« 1821, Nr. 77 (14. Mai), Beilage, wie in den »Gedichten« zusammen mit zwei andern, an Schlegel gerichteten, als »Sonettenkranz« gedruckt (sieh oben S. 240). — In den beiden Drucken begann das zweite Terzett: »Doch wich der Zauber deinem zarten Gruße«.

Heine hatte in Bonn zu Schlegels Füßen gesessen, der sich seiner Gedichte mit förderndem Rat annahm: sieh Heine an Fritz von Beughem, Juli 1820. Später, nachdem er der Schule entwachsen war, prügelte er den eigenen Schulmeister (sieh besonders Bd. VII: »Romantische Schule« Zweites Buch und die Anmerkung daselbst zu S. 64,1 ff.).

Den Abdruck im »Gesellschafter« begleitete Heine mit dem

»Nachwort:

Die in der ‚Neuen Berliner Monatschrift für Philosophie und Literatur' enthaltenen und im ‚Konversations-Blatte' und im ‚Literaturblatt des Morgenblatts' zum Teil wieder abgedruckten, von manchen Leuten seelenvergnügt belächelten Ausfälle wider den großen Meister bewogen den Verfasser zum Abdruck obiger Sonette. Sie entstanden vorigen Sommer in Bonn, wo der Verfasser den Gefeierten in seiner vollen Kraft, Herrlichkeit und Rüstigkeit sah. Der Geist desselben hat wahrlich nicht gealtert. Der hat keine Ruhe, behaglich auf dem Welt-Elefanten zu sitzen! — Ob der Verfasser jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politische Tendenz der jetzigen Bestrebungen Schlegels eifere, mag hier unentschieden bleiben: Doch hätte er nie die Achtung außer Augen setzen dürfen, die dem literarischen Reformator durchaus nicht versagt werden kann. Was das Sanskrit-Studium selbst betrifft, so wird über den Nutzen desselben die Zeit entscheiden. Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit Jahr aus Jahr ein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank usw. sind unsere jetzigen Ostindienfahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien sein. H.«

An H. S. (S. 61). »An H. Str. Nachdem ich seine Zeitung für Erweckung altdeutscher Kunst durchlesen.« – Das Originalblatt (in Privatbesitz; veröffentlicht von Karpeles in der »Deutschen Dichtung« Bd. 29, S. 30) mit deutlicherer Überschrift: »An Straube. Nachdem ich die Wünschelrute durchblättert.« Die romantische Zeitschrift »Wünschelrute«, von Heinrich Straube und J. P. v. Hornthal herausgegeben, erschien in Göttingen vom Januar bis Juli 1818; auch ein andrer Freund Heines, Rudolf Christiani, war an ihr beteiligt (s. Bd. VII, S. 170,5 f.). Vgl. Bibliographisches Repertorium Bd. I (1904), Sp. 325 ff. – Die Handschrift, unterzeichnet: »Göttingen, d. 17. Dezember 1820 H. Heine, Cand. cons(ilii) ab(eundi)«, bietet folgende Varianten: V. 1: freudig aufgeschlagen V. 3: die ich einst erschaute V. 6: den deutsche Liebe baute V. 8: wie süßes Minneklagen V. 9: erklettern

Fresko-Sonette (S. 62–66). An Heines Jugendfreund von Düsseldorf her, Christian Sethe, gerichtet, über den Hüffer (Heinrich Heine, 1906, S. 7 ff.) unterrichtet. – In den »Gedichten« zusammen mit dem oben S. 242 abgedruckten Sonett 10 Nummern umfassend. IV und VIII zuerst im »Gesellschafter« 1821, Nr. 77 (14. Mai): »Sonette an einen Freund«.

I. V. 1: »Klötze« in Verbindung mit »Götze« wohl nach Luthers Bibelübersetzung: Jesaja Kap. 45, V. 20.

II. Vor der Aufnahme in das »Buch der Lieder« noch im »Fastnachtsbüchlein für Jung und Alt«, herausgegeben von Friedrich Raßmann, Hamm 1826, wiederholt.

III. Mitgeteilt in einem Schreiben an Straube vom Frühjahr 1821 (Deutsche Rundschau, Februar 1906), das die schrillen Töne des Gedichtes erläutert; hier der Anfang:

Ich lache ob den Gimpeln und den Laffen,
Die mich anglotzen starr und lauwarm nüchtern,
Ich lache ob den kalten Bocksgesichtern,
Die hämisch mich beschnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den kunsterfahrnen Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Splitterrichtern – usw.

die Schlußverse:

Zerschnitten und zerschnitten und zerstochen,
So bleibt uns doch das hübsche gelle Lachen!

V. 8. »bedrohn«: bis zur V. Aufl. hatten alle Drucke: »umdrohn«.

VI (S. 64). V. 1 f. in den »Gedichten«:

»Als ich vorm Jahr, mein Lieb, dich wiederblickte,
Gabst du kein'n Kuß mir in der Willkommstund.«

im »Buch der Lieder« I.–IV. Auflage:

»Du gabst, als ich, vorm Jahr, dich wiederblickte,
Mir keinen Kuß in jener Willkommstund.«

Lyrisches Intermezzo

Zuerst (April 1823) in dem Bande »Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo«, zwischen den Tragödien »Ratcliff« und »Almansor«. Das Büchlein war Salomon Heine zugeeignet (sieh Bd. III »An Personen«). Beim Wiederabdruck des »Intermezzo« in der I. Auflage des »Buchs der Lieder« setzte ihm der Dichter eine Widmung vor, die aber bei der zweiten (sieh die Vorrede S. 421 ff.) und den folgenden Auflagen wieder fortfiel: »Salomon Heine – empfange diese Blätter aufs neue als ein Zeichen – der Verehrung und Zuneigung – des Verfassers.«

In der I. Auflage des »Buchs der Lieder« zählte das Lyrische Intermezzo – wie in den »Tragödien« – 66 Gedichte. Das Gedicht XXXVII wurde jedoch bei der II. Auflage ausgeschieden: dieses wie die schon aus der I. Auflage des »Buchs der Lieder« ausgeschlossenen, durch neue ersetzten Gedichte des ursprünglichen »Intermezzo« findet man oben S. 248 f.

Die Lieder des Intermezzo geben einen zusammenhangvollen Roman wieder, in welchem XVII–XIX einen deutlichen Einschnitt bilden. Während die andern Gedichte des Zyklus aus dem Jahre 1822 stammen, sind diese bereits 1821 entstanden (siehe unten!); im August 1821 hatte sich des Dichters Jugendliebe, Amalie Heine, vermählt.

Von den Gedichten des »Intermezzo« hatte Heine zwei größere Gruppen vorausgeschickt. Im »Gesellschafter« 1822, Nr. 161 (9. Oktober) erschienen: »Vierzehn Lieder von H. Heine

(Gedichtet im Herbste)«, nämlich: II, VIII, XXXVIII, XXXIX, XLVII, XLIX, LII–LIV, LVI–LVIII, LXII und das Gedicht »Es schauen die Blumen alle« (oben S. 259). Ferner brachte die »Aurora. Taschenbuch für 1823« (Mannheim) als »Siebzehn Lieder von H. Heine (Gedichtet im Winter)« die Gedichte: III–V, XIV, XVI, XXI, XXII, XXIX–XXXI, XXXIV, XXXV, LXIII, LXV sowie Nr. III unserer Nachlese zum »Lyrischen Intermezzo« (oben S. 249), Nr. LI der »Heimkehr« und das Gedicht »Ich dacht an Sie« (oben S. 262).

Zu einer Anzahl von Gedichten des »Intermezzo« hat sich in Christian Sethes Nachlaß die Handschrift erhalten, die meist von der Fassung des ersten Druckes abweicht. Hüffer hat die Varianten dieser Handschriften zuerst vollständig mitgeteilt; die handschriftlichen Fassungen sind auch in der Sonderausgabe des »Buchs der Lieder« von Elster abgedruckt. Wo in den Anmerkungen die Setheschen Handschriften herangezogen werden, zitiere ich einfach: Hüffer und die Seite seiner »Gesammelten Aufsätze« (Berlin 1906). – Gedichte, bei denen kein Vermerk über den Erstdruck sich findet, sind zuerst in den »Tragödien« veröffentlicht worden.

Prolog (S. 69). Das Gedicht hat seine Stelle vor dem »Lyrischen Intermezzo« erst im Buch der Lieder erhalten. In einer Handschrift der Kgl. Bibliothek in Berlin und im Erstdruck (Rheinisch-westfälischer Musenalmanach auf das Jahr 1822, S. 108): »Das Lied vom blöden Ritter«; bis auf die drei Schlußverse auch im »Almansor« (oben S. 364 f.). An allen den Stellen und noch in der I. Auflage des »Buchs der Lieder« die letzte Strophe:

Sie spielen und singen; es tanzen herein
Viel winzige Mädchen und Bübchen.
Der Ritter der will sich zu Tode freun,
Und fester umschlingt er sein Liebchen, –

usw. (»umschlingt« noch in der II. Auflage). Statt »Lichter« in der folgenden Zeile haben Handschrift und Erstdruck: »Kerzen«. Str. 3, V. 6 statt »grüßen« in der Handschrift zuerst: »blitzen«, dann: »winken«. Str. 4, V. 4 Handschrift und Erstdruck: »Der Blöde wird kühner und freier«.

I (S. 71). Zuerst im »Buch der Lieder«.

III ⟨S. 71⟩. V. 3 in der Handschrift ⟨Hüffer S. 96; faksimiliert bei Karpeles, H. Heine, Leipzig 1889⟩: »Ich lieb sie nicht mehr und ich liebe alleine«; in der »Aurora«: ». . . und liebe alleine.«

IV ⟨S. 72⟩. V. 8 Handschrift ⟨Hüffer S. 97; faksimiliert bei Karpeles⟩: »Dann wein ich still und freudiglich« ⟨zuerst »bitterlich«⟩.

V ⟨S. 72⟩. V. 2: statt »Traum« in der Handschrift ⟨Hüffer S. 93⟩ zuerst »Dom«. V. 6 f. im Erstdruck:

Bleich küssen wird auch die der Tod
Er lischt ⟨Handschrift: »löscht«⟩ dir aus das süße Licht

In der Handschrift V. 6 zuerst in der endgültigen Fassung, hierauf von Heine durchstrichen und durch die obige ersetzt.

VI ⟨S. 72⟩. Westteutscher Musenalmanach auf das Jahr 1823 ⟨hrsg. von Rousseau; Hamm und Münster⟩.

VII ⟨S. 73⟩. Der Gesellschafter 1822, Nr. 101 ⟨26. Juni⟩, zusammen mit XXIII, XXIV, XXVIII und dem Gedicht V aus »Neuer Frühling« u. d. T.: »Fünf Frühlingslieder von H. Heine.« – Handschrift: Hüffer S. 95; faksimiliert bei Karpeles.

XI ⟨S. 75⟩. Rheinisches Unterhaltungsblatt ⟨Crefeld⟩ 1822, Nr. 33 ⟨18. August⟩: »Der Gruß des Engels. Aus der Mappe eines Malers«; hier V. 1: »Im Rhein, im heiligen Strome« und Str. 3 in der folgenden Fassung:

Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die sah ich schöner nie.
Es kommt und spricht ein Englein:
Gegrüßt seist du, Marie!

Darnach im folgenden Jahre in dem Bändchen von J. B. Rousseau »Lieder vom Kölner Dome« mit der Überschrift »Der Gruß des Engels« und geringfügigen, wohl redaktionellen Änderungen. Beim Abdruck in den »Tragödien« wurde dann die Marienstrophe verweltlicht, aber noch bis zur III. Auflage des »Buchs der Lieder« blieb in V. 1 »im heiligen« stehen.

Das Bild, das dem Dichter bei der Konzeption vorschwebte, ist wohl die Verkündigung Mariä auf den Außenseiten der Flügel des Lochnerschen Altarwerkes: auf dem Hintergrunde des goldbrokatenen Vorhangs Maria und der Engel mit dem Verkündigungsgruße aus Lukas 1, 20: »Ave gratia plena, dominus

tecum.« Vgl. auch Florentinische Nächte I ⟨Bd. 6⟩: »Nur einmal war ich in ein Gemälde verliebt. Es war eine wunderschöne Madonna, die ich in einer Kirche zu Köln am Rhein kennen lernte. Ich wurde damals ein sehr eifriger Kirchengänger und mein Gemüt versenkte sich in die Mystik des Katholizismus.« Sieh auch an Christian Sethe, 27. Oktober 1816.

XII ⟨S. 75⟩. In der Handschrift ⟨Hüffer S. 95, faksimiliert bei Karpeles⟩ V. 4: »Bin ich so froh wie 'n König« V. 7: statt »Reich«: »Biet«.

XIII ⟨S. 76⟩. Der Gesellschafter 1822, Nr. 121 ⟨31. Juli⟩.

XIV ⟨S. 76⟩. Die Verse: 2, 4 u. 6 beginnen in der Handschrift ⟨Hüffer S. 85 f.⟩ und im Erstdruck: »Da mach ich ...« Letzter Vers in der Handschrift: »Da wollt ich drauf machen ein zartes Sonett«, in den Drucken bis zur III. Auflage: »So wollt ich drauf machen ein hübsches ⟨Erstdruck: ‚zartes'⟩ Sonett.«

XV ⟨S. 76⟩. Die Schlußverse bis zur V. Auflage:

Sie weiß nicht, wie weich deine Arme sind,
Und wie deine Küsse brennen.

XVI ⟨S. 77⟩. V. 1 Erstdruck: »Liebste! heut sollst du mir sagen,« Str. 4, V. 2: statt »holdes« im Erstdruck: »gleißend«, hierauf bis zur V. Auflage: »süßes«.

XVII–XIX ⟨S. 77 f.⟩. »Gedichte« ⟨Abteilung: »Minnelieder«⟩ unter der gemeinsamen Überschrift: »Die Vermählte«; fehlen in den »Tragödien«.

XVIII. V. 5 f. im »Buch der Lieder« I. Auflage mit den Reimen: Traume – Raume.

XX ⟨S. 79⟩. Erstdruck wie VI.

XXI ⟨S. 79⟩. In V. 4 und 6 in der Handschrift ⟨Hüffer S. 96⟩ und bis zur V. Auflage die verkürzten Formen: »'s kann« und »Die 's Herz«. V. 7 Erstdruck: »Ich weiß nicht, war größer die Lieb als das Leid?«

XXII ⟨S. 79⟩. Der Gesellschafter 1822, Nr. 16 ⟨28. Januar⟩: »Liebesweh«; hierauf »Aurora« 1823 ⟨sieh oben⟩ ohne Überschrift.

XXIII ⟨S. 80⟩ u. XXIV ⟨S. 81⟩: sieh zu VII.

XXIV. Im Erstdruck noch die Schlußstrophe:

Das Schlimmste, du Glaubensvolle,
Das Dümmste, du gläubiges Kind,
Das war die Liebe, die tolle,
Die toll mich machte und blind.

XXV–XXVII (S. 81 f). Erstdruck: wie XIII.

XXVIII (S. 82): sieh zu VII. – V. 2 Handschrift (Hüffer S. 95): »Jetzt kommt der Mai und wird spendabel,« Str. 3, V. 1 f. Handschrift:

Das Menschenvolk mich ganz enuyiret,
Sogar die Freunde, die sonst passabel.

XXIX (S. 83). Letzter Vers im Erstdruck: »Das war der dümmste der dummen Streichen.« – Im Erstdruck und in der Handschrift (Hüffer S. 96) folgt noch eine dritte Strophe:

Oft wenn ich sitze und einsam bin,
So kömmt (Handschr.: kommt) mir die Frage in den Sinn:
Ob sie denn meiner ganz und gar
Vergessen hat auf immerdar?
Dann seufz ich und muß zu mir selber sagen:
Das ist die dümmste der dummen Fragen.

XXX (S. 83). Wie in der Handschrift (Hüffer S. 96).

XXXI (S. 83). V. 3 Erstdruck und Handschrift (Hüffer S. 97): »Und die Blumen die winken«

XXXII (S. 84). Erstdruck: wie XIII. – V. 3 bis zur V. Auflage: »Dann steig ich langsam zu dir hinab,« V. 5 bis zur II. Auflage: »Ich küß, ich umschlinge, ich presse dich wild,«

XXXIII (S. 84). Eines der meistkomponierten Lieder von Heine. Die Quelle desselben soll nach Karpeles eine Erzählung aus dem Midrasch bilden. Der italienische Humanist Jovianus Pontanus »läßt 1505 zwei, viele Stunden voneinander entfernte Dattelpalmen verschiedenen Geschlechtes ganz ebenso in Liebe zueinander erglühen, wie das bei Heinrich Heine für Fichtenbaum und Palme zutrifft« (Günther, Geschichte der Naturwissenschaften, Reclam, Bd. I, S. 132).

XXXIV (S. 85). »Der Zuschauer« (Berlin) 1822, Nr. 2 (3. Januar): »Wünsche«; hierauf in der »Aurora« (sieh oben) ohne Überschrift. Wie in der Handschrift (Hüffer S. 93).

XXXV (S. 85). Wie in der Handschrift (Hüffer S. 93).

XXXIX (S. 88). Eine Parallele in den Sprüchen des Bhartrihari (nach der französischen Übertragung des Paul Regnaud, II. Aufl. 1875, S. 35): »Celle qui est l'objet constant de mes pensées ne répond point à mon amour; elle en désire un autre, qui lui-même est enchaîné ailleurs. De mon côté, je suis aimé d'une femme que je n'aime pas.«

XLI (S. 89). Bis zur III. Auflage in der 2. Strophe auch V. 2: »Ich will nicht . . .«

XLIII (S. 90). Statt unsrer Strophen: 2–4 bis zur V. Aufl. die folgenden:

Wo bunte Blumen blühen
Im goldnen Abendlicht,
Und lieblich duftend glühen,
Mit bräutlichem Gesicht;

Und grüne Bäume singen
Uralte Melodein,
Die Lüfte heimlich klingen,
Und (Aufl. II–IV: Die) Vögel schmettern drein;

Und Nebelbilder steigen
Wohl aus der Erd hervor,
Und tanzen luftgen Reigen,
Im wunderlichen Chor;

Und blaue Funken brennen
An jedem Blatt und Reis,
Und rote Lichter rennen
Im irren, wirren Kreis;

Und laute Quellen brechen
Aus wildem Marmorstein,
Und seltsam in den Bächen
Strahlt fort (III. u. IV. Aufl.: »Fortstrahlt«) der Widerschein!

XLIV (S. 90). Bis zur V. Auflage noch die folgende, durch Sternchen getrennte Schlußstrophe:

Und wenn ich dich geliebet hab,
Bis in meiner Todesstunde,
So nehm ich mit ins ewge Grab
Die große Liebeswunde.

XLV ⟨S. 91⟩. V. 4 bis zur V. Auflage: »Ich aber wandle stumm.«

XLVI ⟨S. 91⟩. Erstdruck: wie VI, hier in V. 4 statt »Sommernacht«: »Winternacht«.

XLVII ⟨S. 92⟩. Zweiter Druck: wie VI, daselbst folgt unmittelbar eine »Parodie« von Heines Freund H. Anselmi ⟨J. Lehmann⟩, beginnend: »Sie haben mich ennüjieret . . .« ⟨vollständig bei Strodtmann, Heines Leben und Werke, II. Auflage Bd. I, S. 222⟩. – Str. 3, V. 1 f. bis zur V. Auflage:

Doch die mich am meisten gequälet,
Geärgert und betrübt,

L ⟨S. 93⟩. In den »Tragödien« V. 6 f.: »Geheimrat« und »Rätin«.

LIII ⟨S. 94⟩. V. 3: Anfang eines Liedes im Wunderhorn ⟨Grisebachs Ausgabe S. 153; vgl. Bd. 7, S. 121⟩; das Gimpelmotiv ebenda ⟨S. 678⟩.

LVI ⟨S. 96⟩. Letzter Vers bis zur V. Auflage: »Und 's Wort hab ich vergessen.«

LIX ⟨S. 97⟩. Erstdruck: wie VI. – Str. 4, V. 1 bis zur III. Aufl.: »Es ist so still und so dunkel!« V. 2 im Erstdruck: »Verweht ist die Apfelblüt,« – Das Fallen des Sterns und das Fallen der Blätter im Volkslied Symbole entschwundener Liebe ⟨s. Wunderhorn, Grisebachs Ausgabe S. 219 unten und S. 752 unten⟩.

LX ⟨S. 98⟩. Der Gesellschafter 1822, Nr. 20 ⟨4. Februar⟩, zusammen mit LXIV u. d. T.: »Zwei Traumbilder von H. Heine« und von folgender Anmerkung begleitet:

»Von vielen Seiten ist mir angedeutet worden, daß bei dem Zyklus Traumbilder, der in meinen, in der Maurerschen Buchhandlung erschienenen Gedichten enthalten ist, eine Lücke fühlbar sei, und ein Rezensent bemerkt sehr wohlwollend: daß diese vielleicht durch eine zu strenge Sichtung entstanden sein möge. Was diese strenge Sichtung betrifft, so weiß ich leider nur zu gut, daß es damit nicht so ganz richtig ist, und daß sich im Gegenteil viel Unreifes und Unerquickliches in meine Sammlung eingeschlichen hat. Die nachsichtige Milde, womit man dieses umschleiert, macht es mir zur Pflicht, wenigstens die angedeutete Lücke durch obige zwei Traumbilder zu

füllen. Letztere wären zwischen dem achten und neunten Traumbilde einzuschalten. H. H.«

Zweiter Druck: Rheinisches Unterhaltungsblatt (Crefeld) 1822, Nr. 40 (6. Okt.) mit der Überschrift: »Traumbilder/I. Der Ausgang.« — Nach dem Volksglauben müssen bei einem Todesfall die Bäume gerüttelt werden; Überleitung zum folgenden Gedichte: Selbstmordgedanken.

LXI (S. 99). Erstdruck: wie VI.

LXII (S. 99). Armesünderblume: Wegwart. Im Volkslied ist sie die Blume unglücklicher Liebe, so in einem Gedicht »Die Armesünderblume« in der Heine wohlbekannten Sammlung »Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens« hrsg. von J. G. Meinert (Wien und Hamburg 1817 S. 5; Neudruck: Brünn 1909). »Die rührende Verwandlungsgeschichte dieser Pflanze« — in dem zitierten Gedicht — »und ihr landschaftlicher Name gründen sich auf die alte Gewohnheit, Selbstmörder (eine Art armer Sünder) auf Scheidewegen an der Dorfgrenze zu begraben« (Meinert S. 385).

LXIV (S. 100): sieh zu LX. — Str. 7 im Erstdruck:

»Zwölf Myrtenblätter, Heinrich,
Leg ich auf Deine Wund;
Das Herz wird nicht mehr bluten,
Das Herz wird Dir gesund.«

Strophe 9: »Auf Deine Kopfwund, Heinrich,
Leg ich Dir meine Hand,
Und dräng zurück den Blutstrom,
Und kühl der Wunde Brand.«

Zweiter Druck: wie bei LX. »Traumbilder / II. Auferstehung«. Hier weisen die Strophen 7 und 9 bereits die Fassung des »Intermezzo« auf, mit folgenden Abweichungen: Str. 7, V. 1: »Ich lege leise, Heinrich,« V. 4: »Geheilt wird« Str. 9, V. 4: »Und mach«.

LXV (S. 102). Erstdruck wie XXII: »Sylvester-Abend« und demgemäß die erste Strophe:

Das alte Jahr so traurig,
So falsch, so schlimm und arg,
Das laßt uns jetzt begraben,
Holt einen großen Sarg.

Str. 4, V. 3 f. daselbst:

Wie der Christoph im Dom zu Münster,
Der heilge Mann von Stein.

Noch im zweiten Druck (»Aurora« 1823, sieh oben), bei dem die Überschrift fortfiel, behielt die erste Strophe die obige Fassung. Str. 4, V. 3 f. lauteten:

Wie der Christoph im Kölner Dome,
Der heilge Mann von Stein.

In »Poèmes et légendes« nach der Fassung des »Intermezzo«, überschrieben: Epilogue.

Die Heimkehr

»Die achtundachtzig Gedichte seiner ‚Heimkehr'« hat Heine schon bei der ersten Veröffentlichung – im I. Band der »Reisebilder« (1826) – Rahel gewidmet. Auch in der I. Auflage des »Buchs der Lieder« war die Widmung vorangestellt: »Friedrike Varnhagen von Ense – werden die Lieder der Heimkehr, als eine heitere – Huldigung, gewidmet – vom – Verfasser.« Nach Rahels Tod strich Heine die Widmung von der II. Auflage ab im »Buch der Lieder« (sieh oben S. 422,30 ff.), ließ sie jedoch in den »Reisebildern« stehen, die die »Heimkehr« auch in den späteren Auflagen mitführten.

In der I. Auflage der »Reisebilder« stand vor der »Heimkehr« das Motto:

»Des Altars heilge Deck, um eines Diebes
Scheuselge Blöße liederlich gewunden!
Der goldne Kelchwein des Gefühls, gesoffen
Von einem Trunkenbolde! Eine Rose,
Zu stolz, den Tau des Himmels zu empfangen,
Herberge nun der giftgeschwollnen Spinne!
(Aus Immermanns Cardenio und Celinde,
1ster Akt, 3ter Auftr.)«

in der zweiten und den folgenden Auflagen:

»(Wir) Hassen jede halbe Lust,
Hassen alles sanfte Klimpern,
Sind uns keiner Schuld bewußt,

Warum sollten wir denn zimpern?
Seufzend niederblickt der Wicht,
Doch der Brave hebt zum Licht
Seine reinen Wimpern.

Immermann.«

(Das zweite Motto dem Gedichte »Die vergnügte Laube« — in Immermanns Sammlung »Gedichte. Neue Folge« 1830 — entnommen.)

Die Mehrzahl der Heimkehrlieder ist im Sommer und Herbst 1823, an der Nordsee und in Lüneburg, entstanden. Der Zyklus ist zwar nicht so einheitlich komponiert wie das »Intermezzo«; dennoch lassen sich zusammenhängende Gruppen deutlich aufzeigen. Die ersten Lieder nehmen das Thema des »Intermezzo« wieder auf. VI—XIV bieten eine in sich abgeschlossene Episode. XVI—XXVII gelten dem Zentralthema des Zyklus, der Heimkehr, und greifen noch auf XXX—XXXIII, auf XLI und XLII über; auch die Porträtähnlichkeit verbindet sie mit dem »Intermezzo« (zu den Veilchenaugen in XXXI vgl. Intermezzo XXX usw.). XLIII—XLV nehmen mit einem grellen Sarkasmus Abschied von dem alten Thema. Ein »neuer Frühling«, auf den bereits die letzte Strophe des VI. Gedichtes vorgedeutet hat, hebt an (XLVI—LXIII). Im Folgenden ließe sich höchstens bei der Gruppe LXVII—LXXVIII ein zusammenhaltender Faden aufweisen; nur LXXIII und LXXIV, LXXXII und LXXXIII gehören deutlich zusammen. Ein Epilog (LXXXVIII) schließt den Zyklus ab. (Vgl. B. Seuffert in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte Bd. 3, S. 589 ff., ferner für die biographische Deutung Elster ebenda Bd. 4, S. 474 ff.)

Von den Gedichten der »Heimkehr« hat der Dichter bereits zwei Jahre vor dem Erscheinen der »Reisebilder« eine längere geschlossene Reihe unter dem Titel »Dreiunddreißig Gedichte von H. Heine« im »Gesellschafter« 1824, Nr. 49—52 (26.—31. März) abdrucken lassen, nämlich: II—IV, VI—IX, XI—XIII, XV—XVIII, XX—XXII, XXVII—XXIX, XXXI, XL, XLI, XLIX, L, LV, LXIV, LXXI, LXXII und LXXVIII, dazu die später ins »Buch der Lieder« nicht aufgenommenen Gedichte V, VI und IX unserer Nachlese zur »Heimkehr« (oben S. 252 f.). Kurz vor der Herausgabe der »Reisebilder« brachte die bei Campe erscheinende Zeitschrift »Die Biene« 1826, Nr. 13 (31. Januar) als »Kleine Gedichte von H. Heine

‹Geschrieben im Herbste 1823›« die Nummern: I, XXXII, XXXIII, XLII, XLIII, LX und LXII.

Bei Gedichten, die in der I. Auflage der »Reisebilder« zuerst erschienen sind, wird der Erstdruck nicht besonders vermerkt.

I ‹S. 105›. V. 11 f. bis zur III. Auflage:

Ist das Lied auch nicht ergötzlich,
Machts mich doch von Angst befreit.

II ‹S. 106›. Die Sage von der Zauberin Lorelei, im Anschluß an den bekannten Echofelsen ‹Lur-ley: Elbfels› entstanden, ist besonders durch Clemens Brentanos dem Roman »Godwi« ‹1801/2; Werke hrsg. von Schüddekopf Bd. V, S. 441 ff.› eingefügte Ballade »Zu Bacharach am Rheine« bekannt geworden. An Brentano lehnt sich Graf Loeben in seinem 1821 erschienenen sechsstrophigen Gedicht »Der Lurleyfels« an. Heine hat den Stoff wahrscheinlich aus dem ihm wohlbekannten ‹sieh Bd. 9, S. 272 16› »Handbuch für Reisende am Rhein« von Aloys Schreiber übernommen, das seit der II. Auflage ‹1818› im Anhang die Sage von der »Jungfrau auf dem Lurley« mitteilt: »In alten Zeiten ließ sich manchmal auf dem Lurley um die Abenddämmerung und beim Mondschein eine Jungfrau sehen, die mit so anmutiger Stimme sang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zugrunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeugs achteten, sondern von den himmlischen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichsam vom Leben abgelöst wurden . . .« Auch Brentano zeichnet einmal – im Märchen von dem Hause Starenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf – gleich Heine die schöne Hexe Lureley auf einem Felsen sitzend und ihr blondes Haar kämmend. Reich ist die literarische Nachwirkung des Stoffes, die bereits Strodtmann ‹Heines Leben und Werke, II. Aufl. Bd. I, S. 362 f.› genau übersah und über die jetzt Wilhelm Hertz ‹Gesamm. Abhandlungen, hrg. von F. v. d. Leyen, Stuttgart 1905, S. 456 ff.› am besten unterrichtet. Vgl. auch G. Mücke, H. Heines Beziehungen zum deutschen Mittelalter ‹1908›, S. 94 ff.

III ‹S. 107›. »Die ganze Beschreibung in diesem Gedichte paßt genau auf die damalige Lokalität des Lüneburger Walles« ‹M. Heine, Erinnerungen, S. 67›.

VI (S. 109). Der Anfang im Erstdruck:

Als ich meines Liebchens Familie
Zufällig im Bade fand,

hierauf bis zur V. Aufl. des »Buchs der Lieder«:

Als ich, auf der Reise, zufällig
Meines Liebchens Familie fand,

VII (S. 110). Str. 4, V. 3 bis zur V. Aufl.: »Und von den seltsamen Menschen«. Str. 7, V. 3 statt »Das Schiff«: »Der Mast«.

XI (S. 112). Heine schildert in einem Brief an Moser (23. August 1823) die stürmische See während einer Überfahrt nach Helgoland: »Es soll einer der wildesten Stürme gewesen sein, die See war eine bewegliche Berggegend, die Wasserberge zerschellten gegeneinander, die Wellen schlagen über das Schiff zusammen und schleudern es herauf und herab, Musik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matrosen, dumpfes Heulen der Winde, Brausen, Summen, Pfeifen . . . – und ich lag auf dem Verdecke . . .«

XIII (S. 114). Str. 2, V. 4: im Erstdruck statt »kranker«: »blasser«.

XV (S. 115). Die zwei ersten Strophen lehnen sich an das Gedicht im Wunderhorn an, das wie folgt beginnt (Grisebachs Ausgabe S. 67):

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein goldnes Haus,
Da schauen wohl alle Frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen heraus.

In V. 8 beim Erstdruck statt »erdrückt«: »zerküßt«.

XXII (S. 118) ist das angebliche »alte Liedchen« des vorhergehenden Gedichtes, deswegen – in allen Drucken – in Anführungszeichen. Das Motiv, am bekanntesten durch Bürgers »Lenore«, im Volkslied fast aller Sprachen verbreitet; auch in Meinerts Sammlung (sieh zu Lyr. Int. LXII) vertreten (S. 3: »Der tote Freier«). Die reiche Literatur mustert Erich Schmidt (Charakteristiken, Erste Reihe, II. Aufl. S. 209 ff., besonders S. 226–232).

XXV (S. 120). »Agrippina« hrsg. von J. B. Rousseau, 1824, Nr. 90 (25. Juli).

XXX (S. 123). »Agrippina« 1824, Nr. 89 (23. Juli).

XXXI (S. 124). In V. 1 bis zur V. Auflage statt »weißen«: »weichen«.

XXXIII (S. 125). Entstanden, entgegen der Angabe beim Erstdruck (sieh oben!), im Dezember 1825 in Hamburg. Heine sandte es am 6. Dezember an Christiani mit den Worten: »Folgendes famose Lied machte ich gestern abend. Ist es nicht wunderschön? . . . Kennst Du in der ganzen deutschen Literatur ein besseres Lied?«

XXXIV–XXXVI (S. 125 ff.). »Rheinblüten. Taschenbuch auf das Jahr 1825« (Karlsruhe).

XXXV. »Hekate«: eine von Müllner im Jahre 1823 herausgegebene kritische Zeitschrift. Heine an Friedrich Merckel (16. November 1826) nach einer »schnöden« Besprechung des I. Bandes der Reisebilder im »Mitternachtsblatt«, das die »Hekate« beerbt hatte: »Der Mann . . . hat gewiß geglaubt, mein Teufel bezöge sich auf ihn. Er sieht überall nur sich.«

XXXVIII (S. 128). Das Gedicht, Ende 1823 in Lüneburg entstanden und an Heines geliebte Schwester Charlotte, verheiratete Embden, gerichtet, hat sich in ursprünglicher, weit intimerer Fassung handschriftlich (Kgl. Bibliothek in Berlin) erhalten. Diese Fassung, überschrieben: »An meine Schwester«, beginnt:

Wir waren zwei kleine Kinder,
Und waren klein und froh,
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Und steckten uns unter das Stroh.

(Der letzte Vers so auch in den »Reisebildern« und im »Buch der Lieder« Aufl. I–IV.)

Str. 2–4 unverändert. Str. 5, V. 3 f.:

Wir haben manch alten Katze
Seitdem dasselbe gesagt.

Statt der Schlußstrophe die folgenden (nach »Geld« keine Striche!):

Du kochtest für uns beide
Und decktest ernsthaft den Tisch,
Auf Puppentellerchen kamen
Kalbsbraten, Geflügel und Fisch.

Kalbsbraten war von Kuchen,
Geflügel von Wallnußkern,
Die Fische waren von Äpfeln,
Ich aß und lobte sie gern. –

Wir sind jetzt größer geworden,
Und Du hast geheuratet gar!
Jedoch die alten Spiele
Erneuen sich wunderbar.

Jüngst war ich bei Dir zu Gaste,
Dein Mann kam nicht zu Tisch,
Wir saßen allein und speisten
Kalbsbraten, Geflügel und Fisch.

Ich lobte Deine Küche,
Und Du hast schelmisch gelacht;
Ans alte Kochenspielen
Hab ich sogleich gedacht.

XLIII (S. 131). In V. 2 bis zur V. Auflage: »Schmerzensklängen«, in V. 3 bis zur III. Auflage statt »tönen«: »klingen«.

XLIV. XLV (S. 132). Erstdruck: wie XXXIV.
XLIV. Str. 4, V. 1 f. im Erstdruck:

Ach Gott, ich hab ja unbewußt
Gesprochen was ich gefühlet;

XLV. Wasischtas Kuh (nach Ramayana 1, V. 6710 ff.), die König Wiswamitra erlangen will, vermochte alle Güter der Welt zu verleihen (vgl. Bd. VII, S. 6730 ff. sowie das »Erdkühlin« bei Martinus Montanus und in Goethes Billet an Charlotte v. Stein vom 19. Mai 1776, ferner L. Wienbargs »Ästhetische Feldzüge«, 1834, S. 94 ff.).

XLVII (S. 133). Rheinische Flora, hrsg. von Rousseau, 1825, Nr. 26 (13. Febr.). Nach einer von Heines Nichte mitgeteilten Überlieferung sollen die Verse für ein armes jüdisches Mädchen aus Gnesen gedichtet worden sein, das Heine auf der Straße in Berlin hilflos aufgelesen und dessen er sich liebevoll angenommen (Maria Embden-Heine, Erinnerungen an H. Heine, Hamburg 1881, S. 25 ff.; vgl. auch Karpeles, Heinrich Heine, 1899, S. 96 und Elsters Einleitung zu seiner Sonderausgabe S. XXXIII f.).

LI (S. 135). »Aurora« 1823 (sieh Vorbemerkung zu »Lyr. Intermezzo«).

LIII (S. 135). In Str. 2, V. 3 bis zur V. Auflage: »ein höhnisch Wort«.

LVI. LVII (S. 137). Zuerst im »Buch der Lieder«.

LXII (S. 139). Zum Kehrreim vgl. Goethes »Nachtgesang«.

LXIV (S. 140). Über einen korrumpierten Zwischendruck in der »Rheinischen Flora« von J. B. Rousseau sieh Hüffers Aufsätze (1896) S. 72 f.

LXV (S. 141). Bezieht sich auf Heines treuesten Freund, Rudolf Christiani; »eine gereimte Photographie des Mannes« (M. Heine, Erinnerungen S. 68). Vgl. auch an Merckel, 25. Juli 1826. Über Christiani, den Heine im Herbst 1823 in Lüneburg gewonnen: Elster in der »Deutschen Rundschau« Bd. 107 und 108; sieh auch oben S. 457 (zu S. 61) und das Gedicht »An einen ehemaligen Goetheaner« in Bd. II.

LXVI (S. 142). Erstdruck: wie »Lyr. Int.« VI, überschrieben: »Traum«. Str. 4, V. 3: »Genuscha, meinen besten Freund« Str. 8, V. 1: »Und Wunder tu ich, lieber Jung,« Str. 12, V. 2: »Bei solchem guten Fraße!« »Berlin« und »Berliner« (Str. 8 und 11) ersetzte Heine in späteren Drucken durch »Ix-Ix« und »Ix-Ixer«. Erst 1840, in der III. Auflage der »Reisebilder«, wurde auf die ursprünglichen Namen zurückgegriffen, die jedoch in den folgenden Drucken wieder weichen mußten; im »Buch der Lieder« stehen sie seit der V. Auflage. — In der II. Auflage des »Buchs der Lieder« schloß das Gedicht mit der 10. Strophe. — »Freund Eugen« in Str. 4 (»Genuscha« ist polnischer Kosename für Eugen) ist Graf von Breza, der »liebenswürdigste der Sterblichen«, nach dessen Abreise von Berlin im Frühjahr 1822 Heine schrieb: »Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge« (sieh Bd. 5: »Briefe aus Berlin«). — Hedwigskirche (Str. 5, V. 3): die katholische Kirche in Berlin.

LXVII ⟨S. 144⟩. Zuerst im »Buch der Lieder«.

LXVIII ⟨S. 144⟩. Der Schwager: Postillion.

LXXIII ⟨S. 146⟩. Str. 1 bis zur V. Auflage:

Auf deinen schneeweißen Busen
Hab ich mein Haupt gelegt,
Und heimlich kann ich behorchen
Was dir dein Herz bewegt.

LXXIV ⟨S. 147⟩. V. 6 bis zur V. Auflage: »Viel Volk und Kriegesplag!«

LXXVI. LXXVII. Zuerst im »Buch der Lieder«.
LXXVI ⟨S. 147⟩. Für die II. Auflage der »Reisebilder« ⟨1830⟩ hatte Heine in V. 6 »Schlimmes« in »Böses« geändert, übersah jedoch die Korrektur bei den Neudrucken des »Buchs der Lieder«.

LXXIX ⟨S. 148⟩. »Agrippina« 1824, Nr. 77 ⟨25. Juni⟩ mit der kaum von Heine herrührenden Überschrift »Lied«. – Am 24. Mai 1824 im Brief an Christiani mitgeteilt mit dem Hinweis auf die Aufnahme der Intermezzo-Gedichte, »über deren Rüdesse man noch allgemeine Klage führt«. – Im Erstdruck zu Beginn »Wie« statt: »Doch«. Str. 3, V. 2 bis zur V. Aufl.: »Von Lieb und Liebeserguß,«

LXXX ⟨S. 149⟩. Erstdruck: wie XXV. – »Unter den Worten ‚Auf den Wällen Salamankas' ist der Promenadenwall Göttingens zu verstehen« ⟨M. Heine, Erinnerungen S. 126⟩. – Anfang Februar 1821 wurde Heine in Göttingen relegiert.

LXXXI ⟨S. 149⟩. Zuerst im »Buch der Lieder«.

LXXXIII ⟨S. 150⟩. Die Fragepointe am Schluß erst seit der III. Auflage des »Buchs der Lieder«.

LXXXV ⟨S. 151⟩. In V. 3 bis zur V. Aufl.: »am blauen Himmel«.

LXXXVI ⟨S. 152⟩. »Rheinische Flora« 1825, Nr. 12 ⟨20. Januar⟩.

LXXXVIII ⟨S. 152⟩. Ursprünglich Widmungsverse für Heinrich Straube ⟨sieh oben S. 457: »An H. S.«⟩ bei Übersendung der »Tragödien«; in der ersten Strophe ist »der Straubische Ton kopiert«

⟨Heine an Christiani, 4. Sept. 1824⟩. – In der Widmung V. 3: »Als die schmerzlich süßen Flammen« V. 5 f.:

Längst hat Liebchen mich verlassen
Und das Herz ist kalt und trübe.

Die folgenden Gedichte wurden nach Erscheinen des »Buchs der Lieder« in die späteren Auflagen der »Reisebilder« nicht wieder aufgenommen.

Götterdämmerung ⟨S. 153⟩. Der Gesellschafter 1822, Nr. 84 ⟨27. Mai⟩: »Traumbilder ⟨Neuer Zyklus⟩ I«, auch beim Wiederabdruck in J. B. Rousseaus »Westteutschem Musenalmanach für 1824« betitelt: »Traumbild«. – V. 36 in den genannten Drucken: »Seh ich geheimer Lust begehrlich Zittern,« Der Satz V. 35 f.: »In der Jungfrau – zittern« in der II. Aufl. durch Striche ersetzt. V. 38 bis zur III. Aufl.: »Seh ich die bunte Schellenkappe sitzen,« ⟨III. und IV. Aufl.: »lachen«⟩ V. 49 bis zur V. Aufl.: »Und durch die gelben Lippen kriechen Würmer.« Die folgenden sechs Verse in der II. Aufl. gestrichen. V. 61–64 bis zur V. Aufl.:

Ich seh die Riesensöhn' der alten ⟨Erstdruck: aus alter⟩ Nacht, –
Sie steigen aus der Erde offnem Schlund,
Und schwingen rote Fackeln in den Händen,
Und legen ihre Eisenleiter an,

V. 75 bis zur V. Aufl.: »Ins Reich der Ewigkeit,« ⟨nur die II. Aufl. hat: »Ins stille Himmelreich«⟩ Im viertletzten Vers hieß es beim Erstdruck und in den »Reisebildern« drastischer: »mit griechischer Umschlingung«.

Ratcliff ⟨S. 156⟩. Der Gesellschafter 1822, Nr. 106 ⟨5. Juli⟩: »Traumbilder ⟨Neuer Zyklus⟩ II«. – Daselbst statt V. 53 f.:

»Mit Leder ist, bei mir im Bette liegt,
Und sich Gemahl nennt. Aber Holz ist Holz,
Und einen Stock werf ich zum Bett hinaus!«
Und klanglos widrig lachte sie dabei,

ebenso, nur ohne den dritten Vers, in den »Reisebildern«.
V. 57 bis zur V. Aufl. statt »blumenkeuschen«: »blumenzarten«
V. 59 bis zur II. Aufl. statt »Kaschemir«: »Türken-Shawl«
V. 81 bis zur II. Aufl. statt »Elfenliedchen«: »Lieblingsliedchen«.

Donna Clara (S. 160). In den »Reisebildern« nach dem Titel, bei diesem wie beim folgenden Gedicht, in Klammern: »Aus einem spanischen Romane«. – Entstanden im Herbst 1823. Die Überschrift sollte ursprünglich lauten: »Die Tochter des Alkaden« (an L. Robert, 27. Nov. 1823). – An Moser (5. oder 6. Nov. 1823): »In der Dir geschickten Romanze mußt Du in der fünften Strophe den zweiten Vers verändern, nämlich: »Wie er sang die Liebesworte« mußt Du setzen. Es gibt einen Abraham von Saragossa, aber Israel fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze ist eine Szene aus meinem eigenen Leben, bloß der Tiergarten wurde in den Garten des Alkaden verwandelt, Baronesse in Señora, und ich selbst in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es ist bloß das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Dominikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern läßt. Der Refrain dieser beiden Stücke korrespondiert mit dem Refrain des ersten Stücks; – aber es kann noch lange dauern, ehe ich sie schreibe.« Vgl. auch an Robert, 27. November. – Eine Romanze in Fouqués Ritterroman »Der Zauberring« (1813; 19. Kap. des I. Teiles) enthält schon das Motiv von der spanischen Donna, die nicht ahnt, daß ihr Geliebter ein Ungläubiger sei, sie heißt gleichfalls Donna Clara; das Gedicht ist in spanischen Trochäenstrophen mit Assonanzen verfaßt. Eine Abschrift dieser Romanze von Heines Hand hat sich in Sethes Nachlaß erhalten. Heine gesteht Fouqué gegenüber (10. Juni 1823), er habe an dessen Romanze in den bedeutendsten Lebenssituationen lebhaft gedacht und vermeine in manchen Augenblicken, sie selber geschrieben zu haben.

V. 2: Heine gebraucht für »Alkalden« die französische Form »alcade« (auch im Brief an Robert). Str. 16, V. 1 bis zur V. Aufl.: »Wie mit weichen Liebesnetzen«. Str. 18 schloß zuerst: »Und ein langes Atemholen«. Die I. Auflage des »Buchs der Lieder« änderte die ganze Strophe:

In der Laube wird es stiller,
Und es schweigen die Verborgnen;
Nur die heimlich klugen Myrten
Hört man flüstern, wie verstohlen.

Die II. Auflage stellte dann die ursprüngliche Fassung wieder her, nur mit neuem Schlußvers. In der vorletzten Strophe

V. 2 statt »seiner Donna« bis zur III. Auflage: »seiner Holden«; V. 4 bis zur V. Auflage: »Und er spricht die langen Worte«.

Almansor (S. 163). Titel in den »Reisebildern« wie bei »Donna Clara«. – Vgl. das Nachwort zum folgenden Gedicht.

I. Str. 4, V. 3 bis zur V. Aufl.: »Hebt sich jetzt der Christenglocken«.

II. Letzte Str., V. 1 bis zur V. Auflage: »Und zu jeder Dame spricht er:«

Die Wallfahrt nach Kevlaar (S. 168). In den »Reisebildern« war das Gedicht von dem folgenden Nachwort begleitet:

> »Der Stoff dieses Gedichtes ist nicht ganz mein Eigentum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat. – Als ich ein kleiner Knabe war, und im Franziskanerkloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt, und dort zuerst Buchstabieren und Stillsitzen lernte, saß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte: wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (der Akzent liegt auf der ersten Silbe und der Ort selbst liegt im Geldernschen) einstmals mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert, und wie sein eigner schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Klasse des Gymnasiums, und als wir, im Philosophen-Kollegium bei Rektor Schallmeyer, nebeneinander zu sitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Muttergottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laboriert, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtnis. – Im Jahr 1819, als ich in Bonn studierte, und einmal, in der Gegend von Godesberg, am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: »Gelobt seist du, Maria!«, und als die Prozession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrtern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn. Er aber sah sehr blaß und krank aus.
>
> Ich durfte diese Notiz nicht von dem Gedichte trennen, weil beide zugleich entstanden, schon einmal zusammen ab-

gedruckt worden, und dadurch gleichsam verwachsen sind. Auf keinen Fall will ich irgend eine Vorneigung andeuten, ebensowenig wie irgend eine Abneigung durch das vorhergehende Gedicht ausgesprochen werden soll. Dieses, Almansor überschrieben, wird im Romane, dem es entlehnt ist, von einem Mauren, einem unmutigen Bekenner des Islams, gedichtet und gesungen. ‚Und wahrlich' – so spricht ein englischer Schriftsteller – ‚wie Gott, der Urschöpfer, stehe auch der Dichter, der Nachschöpfer, parteilos erhaben über allem Sektengeklätsche dieser Erde'.«

(Zu dem letzten Satz vgl. Bd. 7, S. 47_{25} und die Anmerkung hierzu auf S. 465.)

»Gesellschafter« 1822, Nr. 92 (10. Juni), hierauf im »Rheinischen Unterhaltungsblatt« 1822, Nr. 34 (25. August); beidemal bereits von dem obigen Zusatz (nur der erste Teil, bis »krank aus«) und dem Datum: »Berlin, den 16ten des Maymonds 1822« gefolgt.

II. Str. 2, V. 1f. in den beiden Erstdrucken:

Die kranken Leute legen
Ihr hin, als Opferspend,

Str. 7, V. 3 im »Gesellschafter«: »Du Mutter aller Gnade,« im »Rh. Unterh.-Bl.«: »Du Himmelskönigin,« Str. 8, V. 2 im »Gesellschafter«: »Zu Cölln, der heilgen Stadt,«

III. Str. 3, V. 3f. in den Erstdrucken:

Sie wachte auf aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten zu laut

(»zu laut«: so bis zur II. Auflage des »Buchs der Lieder«). Jules Legras weist auf die stoffliche Verwandtschaft mit Höltys Gedicht: »Der arme Wilhelm« hin.

Aus der Harzreise

Im »Buch der Lieder« zum erstenmal gesammelt. Im Zusammenhang der »Harzreise«, mit der sie zuerst Anfang 1826 im »Gesellschafter« gedruckt wurden, trugen die Gedichte keine Überschriften.

Prolog ‹S. 173›. In einer Handschrift ‹reproduziert in Franzos' »Deutscher Dichtung« Bd. II, 1887› statt »Prolog«: »Vorspiel«; Str. 3, V. 4: »Wo die freien Lüfte wehen«.

Bergidyll ‹S. 174›. Eine dem Erstdruck zeitlich vorausgehende Handschrift des Gedichtes ist in Elsters Sonderausgabe des »Buchs der Lieder« abgedruckt.

I. Str. 2, V. 2 in der Handschrift: »Ausgeschnitzt und wunderlich«, in den Drucken bis zur V. Auflage: »Reich geschnitzt und wunderlich«. Str. 7, V. 4 bis zur II. Auflage: »Und dort ist es gar zu schön«. Str. 11, V. 2 bis zur V. Auflage: ». . . schnurrt und brummt«.

II. Str. 1, V. 3 bis zur V. Auflage: ». . . der gelbe Lauscher« Str. 8, V. 3 bis zur III. Auflage: »Und begriff, und ward vernünftig« Str. 11, das zweite Verspaar in der Handschrift:

Er zerbricht die Zwingherrnburgen,
Und zerbricht des Sklaven Joch.

III. Die Verse 59—62 ‹Str. 15—16› haben ihre gegenwärtige Fassung erst in der II. Auflage des »Buchs der Lieder« erhalten ‹hier und bis zur V. Auflage lautete noch V. 59: »Und ich glaube . . .«›; bis dahin:

Staunen würdest du, mein Kindchen,
Spräch ich aus das rechte Wort.

Sprech ich jenes Wort, so dämmert
Und erbebt die Mitternacht,

Die III. Auflage der »Reisebilder« ‹1840› weist die Sonderfassung auf:

Ey, was gilts, mit kühnen Lippen
Sprech ich aus das rechte Wort.

Siehst du schon, mein Kind, es dämmert
Und erbebt die Mitternacht,

Die Ilse ‹S. 184›. Str. 6 bis zur II. Auflage:

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kristallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Im »Gesellschafter« vor dieser Strophe eingeschoben:

Und bebt mein Herz dort unten,
Braust oben der Wasserfall,
Die Eichen und Buchen schauern,
Es trillert die Nachtigall.

Die Nordsee

Der erste Zyklus zuerst gedruckt 1826 im I. Band der »Reisebilder« als »Die Nordsee. 1825. Erste Abteilung« mit dem Motto aus Goethes »Dichtung und Wahrheit« Buch XIV: »Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche, spätere Wort ‚Wenn ich dich liebe, was gehts dich an?‘ mir recht aus der Seele gesprochen ist.« (Anfangs hatte Heine an ein Motto aus Oehlenschlägers »Helge« gedacht: an Christiani, 13. Januar 1826.) Der zweite Zyklus eröffnete ein Jahr darauf den II. Band der »Reisebilder« als »Die Nordsee. 1826. Zweite Abteilung« mit dem wohl vor allem dem ersten Gedicht geltenden Vermerk: »Motto: Xenophons Anabasis IV. 7«. Beide Teile wurden noch im gleichen Jahr im »Buch der Lieder« in der gegenwärtigen Gestalt – ohne die Motti – vereinigt, von der folgenden, in den späteren Auflagen wieder aufgegebenen Widmung begleitet: »Friedrich Merkel – sind die Blätter der Nordsee freundschaftlichst – zugeeignet – vom – Verfasser.«

Von nun an wurden beide Zyklen auch in den »Reisebildern«, am Schluß des I. Bandes, zusammengedruckt (zuerst bei der II. Auflage 1830) unter dem neuen Gesamttitel: »Die Nordsee (1825–1826)« und unter Belassung der Sondertitel: »Erste Abteilung. 1825« und »Zweite Abteilung. 1826«. Das ursprüngliche Motto der II. Abteilung wurde jetzt der ganzen Sammlung vorangestellt und die Widmung aus dem »Buch der Lieder« in etwas geänderter Fassung übernommen: »Herrn Friedrich Merckel – widmet diese – ‚Bilder der Nordsee‘ – der Verfasser.«

Auf Heines Vorgänger in den freien Rhythmen und in der Poesie des Meeres hat Walzel (Euphorion Bd. 5, S. 152 ff.) hingewiesen, die Rhythmen selbst hat Paul Remer (Rostocker Dissertation 1889) kundig untersucht.

Das »Buch der Lieder« wird auch in den folgenden Anmerkungen in der Regel nicht besonders genannt; »bis zur V. Auflage« bedeutet also: bis zur V. Auflage des »Buchs der Lieder«.

Erster Zyklus

I (S. 188). In den »Reisebildern«, wo das Gedicht seit der II. Auflage als Nr. V eingereiht wurde, betitelt »Huldigung«.

IV (S. 191). V. 13 bis zur V. Auflage: »Graue Runensprüche«.

V (S. 193). V. 8 ff. Die Lektüre des Homer während der Beschäftigung mit den Nordseebildern wird in den Briefen wiederholt bezeugt: an Christiani, 14. Oktober 1825 und an Fr. Merckel, 16. August 1826.

VI (S. 195). »Agnes«: der Name bereits in der Apostrophe am Schlusse der »Harzreise« (Bd. 4).

VII (S. 196). II. Gedicht, V. 12 bis zur III. Auflage: »Und ich bete und ich flehe.« Bis zur V. Auflage im III. Gedicht V. 2 statt »goldne«: »lichte«, in V. 7 statt »lichten«: »lieben«; im IV. Gedicht V. 11 statt »blinken«: »klingen« (wofür die III. Auflage der Reisebilder »nicken« hat); im VI. Gedicht V. 2: »von weißem, weißem Schnee«. V. Gedicht: Der 9. Vers erst seit der V. Auflage des »Buchs der Lieder«.

VIII (S. 199). Der endgültigen Fassung der Verse 16 ff. war die nachstehende in der II. und den folgenden Auflagen der »Reisebilder« vorangegangen:

> Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Herzen,
> Das den Ruhm deiner Tochter verkündet,
> Und das dein Enkel, — usw.

Die älteste Fassung in der I. Auflage der »Reisebilder« und den vier ersten Auflagen des »Buchs der Lieder« lautet:

> Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Mund,
> Der vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
> Und lechzt nach dem Herzen,
> Das dein Enkel, — usw.

X (S. 202). Die Sage von der im Meere versunkenen Stadt auch in Wilhelm Müllers »Vineta« (Gedichte hrg. von J. T. Hatfield, S. 280 f.; zuerst erschienen in »Urania. Taschenbuch auf das

Jahr 1827« S. 303 f.). – Die berühmte Schlußpointe dieses Gedichtes wahrscheinlich durch E. T. A. Hoffmanns Erzählung von der Überfahrt des Studenten Anselmus über die Elbe (Der goldene Topf, Zweite Vigilie) angeregt, in der der Held seinem Phantome gleichfalls in die Fluten nachspringen will, aber vom Schiffer, der ihn beim Rockschoß erwischt, mit dem Ausruf zurückgehalten wird: »Ist der Herr des Teufels?« – V. 19 ff. vor der III. Auflage des »Buchs der Lieder« und in allen Auflagen der »Reisebilder« (die vier ersten Verse so bis zur V. Auflage des »Buchs der Lieder«):

Unferne, vor langen Häuserreihn
Mit spiegelblanken Fenstern,
Stehn pyramidisch beschnittene Linden,
Und wandeln seidenrauschende Jungfraun,
Ein gülden Band um den schlanken Leib,
Die Blumengesichter sittsam umschlossen
Von schwarzen, samtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.
Bunte Gesellen – usw.

V. 47 ff. in der II. Auflage der »Reisebilder« (nur in den »Reisebildern« wiederholt):

Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Wo melancholisch einsam
Unten am Fenster ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gelehnt,
Wie ein armes – usw.

V. 54 bis zur V. Auflage und in den »Reisebildern«: »So tief, so tief also«. V. 59 bis zur III. Auflage und in den »Reisebildern«: »Fünfhundert Jahre lang«.

XII (S. 206). Das Gedicht war in den »Reisebildern« von dem folgenden Nachsatz begleitet:

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Was gäbest du drum,
Geliebtester!
Der du in Kopf und Lenden so schwach,
Und im Glauben so stark bist,
Und die Dreifaltigkeit ehrest in Einfalt,
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küssest,

Und dich hinaufgefrömmelt hast
Zum Hofrat und dann zum Justizrat,
Und endlich zum Rate bei der Regierung,
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser
Die Seelen wäscht und den Tee verdünnt —
Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Geliebtester!
Du trügest es, höheren Ortes, zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verschwämme ganz in Andacht und Demut,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir aufs Knie,
Und ihr Auge, selig strahlend,
Verhieße dir eine Gehaltzulage
Von hundert Talern Preußisch Courant,
Und du stammeltest händefaltend:
Gelobt sei Jesu Christ!

An Moser am 8. Juli 1826, nach Erscheinen der »Reisebilder«: »Mein Christus auf dem Wasser, zwölftes Seebild, hat viel Unmut gegen mich erweckt«. Obgleich das Nachstück in den folgenden Auflagen der »Reisebilder« immer wieder abgedruckt wurde, nahm es Heine dennoch in das »Buch der Lieder« nicht auf; auch in die »Poèmes et légendes« fand es keine Aufnahme. — Zu der Vision des Christus vgl. im selben Briefe die folgende, auf Mosers Tätigkeit im »Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden« sich beziehende Stelle: »Dein Vereinsbild: ‚der riesige Christus mit der Dornenkrone, der durch die Jahrtausende schreitet‘, kommt mir oft ins Gedächtnis.«

Zweiter Zyklus

Der »Zweite Zyklus« zählt in den »Reisebildern« zwölf Nummern, indem hier das Gedicht »Phönix« in zwei besondere Nummern zerfällt: »VIII. Der Phönix« und »IX. Echo«, und an diese letztere als Nr. X das ins »Buch der Lieder« nicht aufgenommene Gedicht »Seekrankheit« (oben S. 255 f.) sich anschließt.

I (S. 208). In der französischen Ausgabe: »Salut du matin«; danach — oder nur ein Druckfehler? — in den späteren, von Heine nicht durchgesehenen Ausgaben: »Morgengruß«. »Thalatta! Thalatta!«: Ausruf der 10000 Griechen beim Anblick des Schwarzen Meeres nach der Erzählung des Xenophon, vgl. das ursprüngliche Motto zum II. Teile der »Nordsee« (sieh oben S. 479).

III (S. 211). Die Verse 24—27 in Aufl. I u. II und in allen Auflagen der »Reisebilder«:

Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht, ergießt sich
Von dem hohen, flechtengekrönten Haupte,
Sie ringelt sich träumerisch süß

IV—VI. Berliner Conversationsblatt, hrsg. von Förster und Häring 1827, Nr. 28, 63 und 64 (8. Februar, 29. und 30. März): »Seebilder von H. Heine«.

IV (S. 213). V. 38: »Runde Metze des Weltalls!« Am 1. Januar 1827 an Friedr. Merckel, der das Gedicht in der Handschrift gelesen hatte: »Die ,Metze' laß ich mir aber nicht nehmen, die muß stehen bleiben, und dieses plebejische Schimpfwort gibt eben der schönen Sonne das tragische Mitleiden — am Ende muß sie durch diese Ehe untergehen — ,Sonnenuntergang'«.

V (S. 215). V. 8 bis zur V. Auflage: »Wie Lüftesegler . . .«

V. 24 f. Der gegenwärtige Wortlaut erst seit der III. Auflage; im Erstdruck und in der I. Auflage der »Reisebilder« sowohl wie des »Buchs der Lieder«:

Ich koste noch süßere Josty-Baisers,
Mit weißer Seligkeit gefüllte;

Der zweite Vers wurde in der II. Aufl. der »Reisebilder« — und danach in allen folgenden — gestrichen und in der II. Auflage des »Buchs der Lieder« durch die neue Fassung ersetzt. (Zu »Josty-Baisers« vgl. den ersten »Brief aus Berlin«: Bd. 5).

V. 62 » . . . dein Herz, Nioben gleich« seit der II. Aufl.; bis dahin: »dein Herz, dein Niobe-Herz«; in der III. Aufl. der »Reisebilder« eine Sonderfassung: »dein Herz, wie Niobe einst«.

V. 70 »gab«: für die II. Aufl. der »Reisebilder« (und danach in allen folgenden Auflagen) geändert in »schenkte«, aber beim »Buch der Lieder« übersehen.

VI (S. 218). Die Bedeutung dieses Gedichtes in Heines Weltanschauung behandelt H. Friedemann, Die Götter Griechenlands, Berliner Dissertation 1905. — V. 23 bis zur V. Auflage: »In seinem Gesichte . . .« V. 31: »hast« erst in der II. Aufl. der »Reisebilder« (1830) eingefügt. V. 33: »Juno!« bis zur V. Auflage: »Here!« V. 40: in der Handschrift zuerst »gottgeschwängerte«. An Fr. Merckel (1. Januar 1827): »Auch kannst Du ‚gottbefruchtete Jungfrau' statt ‚gottgeschwängerte' setzen. Übrigens bezieht sich das auf die Königstöchter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter sie geschwängert hatte, wie sie denn auch den Herkules, den Zwölfwundertäter, als solchen Gottessohn verfolgt.« V. 63. An denselben: »‚Unauslöschliches Gelächter' ist ein homerischer Ausdruck und muß bleiben.«

VIII (S. 222). Der zweite Teil des Gedichtes (»An den Mastbaum gelehnt . . .«) erscheint in allen Auflagen der »Reisebilder« abgetrennt als ein selbständiges Gedicht mit der Überschrift »Echo« (s. oben). — Bis zur V. Auflage:

V. 24 f. Über mein Haupt, im ewigen Blau,
Hinflatterte weißes Gewölk

V. 28 Die freudvoll sich im Meer bespiegelte;

IX (S. 223). V. 22 u. 33. Rose und die zwölf Apostel: sieh Hauffs »Phantasien im Bremer Ratskeller« (1827).
V. 44 »in hölzernen Röcklein«: vgl. hierzu das der »Geschichtsklitterung« Fischarts (Hallischer Neudruck S. 126 unten) entnommene Trinklied im »Wunderhorn«:

Die liebste Buhle, die ich han,
Die liegt beim Wirt im Keller,
Sie hat ein hölzern Röcklein an
Und heißt der Muskateller.

(Sieh auch Uhlands Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Nr. 214 A u. B.) Der drittletzte Vers hat seinen gegenwärtigen Wortlaut erst seit der II. Auflage. In der I. Auflage der »Reisebilder« und des »Buchs der Lieder« hatte er gefehlt, hingegen in der II. und den folgenden Auflagen der »Reisebilder« (1830) gelautet: »Die der Weltgeist hinaussteckt;«

X (S. 226). V. 4 in der II. Auflage der »Reisebilder« in folgender, wohl in die weiteren Auflagen der »Reisebilder«, nicht aber ins »Buch der Lieder« übergegangenen Fassung: »Aber die zarten Gedanken der Dichter«.

Nachlese zum »Buch der Lieder«

Die folgende Nachlese vereinigt Gedichte, die wohl vor 1827 entstanden, aber in das »Buch der Lieder« nicht aufgenommen worden sind. Wir unterscheiden zwischen Gedichten, die Heine in eine frühere Sammlung eingereiht, doch bei der strengeren Sichtung für das »Buch der Lieder« wieder ausgeschieden hat, und solchen, die, von Anfang an außer Reihe gedacht, den Charakter des Momentanen und Zufälligen trugen und vom Dichter nie würdig befunden wurden, gesammelt zu werden. Verfolgt die erste Abteilung den Zweck, das Bild der dem »Buch der Lieder« vorausgegangenen Sammlungen zu rekonstruieren, so soll die zweite den lyrischen Ertrag der frühesten Periode von Heines Schaffen vervollständigen.

I. Aus älteren Sammlungen

Zu den »Jungen Leiden«

Die Abteilung bringt aus der Sammlung »Gedichte« ⟨Berlin 1822⟩ Verse, die in das »Buch der Lieder« nicht übergegangen sind, und zwar unter den Gruppenüberschriften, unter denen sie in jenem Bändchen stehen.

Minnelieder

I–III ⟨S. 231–234⟩. »Gedichte« S. 39–45.

IV ⟨S. 235⟩. »Gedichte« S. 50 f.

V ⟨S. 236⟩. »Gedichte« S. 58.

Romanzen

I ⟨S. 237⟩. »Gedichte« S. 67 ff. – Erstdruck: sieh zu »Junge Leiden. Traumbilder« II; daselbst folgende Abweichungen: Str. 6, V. 2: »Reich an wundersamer Gnade,«; Str. 9, V. 4: »Nimm hin, mein Knäblein, den Erdenlohn!« – Über die Stimmung, aus der das Gedicht geflossen ist, unterrichtet der große Beichtbrief an Sethe vom 27. Oktober 1816: ». . . Ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen . . .«

II (S. 239). »Gedichte« S. 95. – Erstdruck: Der Gesellschafter 1821, Nr. 108 (7. Juli), danach (nur mit der Schreibung »Zulima« für »Zuleima«) im Rheinisch-westf. Musenalmanach 1822 (vgl. oben zu Lyr. Intermezzo, Prolog); an beiden Stellen mit Abweichungen von dem Druck der »Gedichte«: Str. 3, V. 4: »Abduls Sehnen . . .« letzter Vers: »Blut nur aus der Herzenswunde«. – Die Romanze bildet ein Parergon zu der Tragödie »Almansor«. Nach 26 Jahren hat Heine das Gedicht vollständig umgearbeitet (s. in Bd. III: »Der sterbende Almansor«).

Sonette und vermischte Gedichte

Sonettenkranz an Schlegel (S. 240). Vgl. oben S. 456. Das Sonett auf S. 59 im »Sonettenkranz« als Nr. II abgedruckt.

An den Hofrat Georg S. in Göttingen (S. 241). »Gedichte« S. 111. – Georg Sartorius, Professor in Göttingen, Heines Lehrer, »der große Geschichtsforscher und Mensch, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer dunklen Zeit, und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter« (Harzreise: s. Bd. 4).

An J. B. R. (S. 241). »Gedichte« S. 112. – Mit Johann Baptist Rousseau verband Heine von Bonn her enge Freundschaft, von der Heines Beiträge in den zahlreichen von Rousseau redigierten Zeitschriften und Almanachen Zeugnis ablegen. Ein früheres Gedicht an Rousseau, das aber Heine nie veröffentlicht hat, findet man in Bd. III (Nachlese: An Personen).

Fresko-Sonette (S. 242). Vgl. oben S. 457. Das vorliegende Sonett war der Reihe nach das achte in den »Gedichten«.

Die Nacht auf dem Drachenfels (S. 242). »Gedichte« S. 126. – Aus der Bonner Zeit; an Fritz von Beughem, an den noch zwei andere Gedichte (Bd. III, Nachlese: An Personen) gerichtet sind. – Von diesem Ausfluge mit der Burschenschaft auf den Drachenfels erzählte Heine sehr anschaulich noch der Mouche (s. Camille Selden, Heines letzte Tage, S. 28 f.).

An Fritz St. (S. 243). »Gedichte« S. 129. – Fritz Steinmann, ebenfalls von Bonn her mit Heine befreundet. – Die Handschrift des Gedichtes, von Steinmann in »H. Heine, Denk-

würdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm« (Prag und Leipzig 1857) faksimiliert, trägt das Datum: »Bonn, d. 7. Aug. 1820« und hat in der letzten Zeile den Wortlaut: »Nur dann wird dich das Publikum vergöttern.«

An Franz v. Z. (S. 244). »Gedichte« S. 130. – Franz von Zuccalmaglio, Heines Mitschüler auf dem Lyzeum zu Düsseldorf. Wohl Abschiedsgedicht vor der Abreise nach Hamburg im Jahre 1816 (s. Nachschrift zum Brief an Sethe vom 6. Juli 1816).

Die Lehre (S. 245). »Gedichte« S. 134. Erstdruck: wie »Junge Leiden. Lieder« II.

Traum und Leben (S. 246). »Gedichte« S. 140 f. – Die Situation in den Versen 11–13 wiederholt die des V. Freskosonettes (S. 64; daselbst V. 7 auch: »im roten Mieder«). Das »Hübsche« in V. 13 weist somit auf die Locke der Geliebten hin, die ja auch S. 238, V. 10 verwertet erscheint und im Brief an Sethe vom 27. Oktober 1816 (gegen den Schluß) erwähnt wird, während das »goldene Häuschen« (V. 14 ff.) nach K. Hessels ansprechender Deutung (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte Bd. 1, S. 514 f.) eine Taschenuhr sein dürfte.

An Sie (S. 247). »Gedichte« S. 142. Das Sonett schloß, als ein Epilog an die Geliebte, die »Gedichte« ab.

Zum »Lyrischen Intermezzo«

Mit Ausnahme der Nr. IV wurden die hier aus dem Bande »Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo« zusammengestellten Gedichte bereits bei der I. Auflage des »Buchs der Lieder« von Heine übergangen.

I (S. 248). »Tragödien« XII. – Erstdruck: wie Lyr. Int. VI. – Zum Inhalt: Walzel im »Euphorion« Bd. 5, S. 791.

II (S. 248). »Tragödien« XXIV. – Erstdruck: wie Lyr. Int. XIII.

III (S. 249). »Tragödien« XXXII. – Erstdruck: »Aurora« 1823 (sieh Vorbemerkung zum »Lyrischen Intermezzo«); daselbst die Varianten: V. 2 »Grüßt mein Liebchen in der Ferne,«; V. 4 »Krank und elend, bleich und treu«.

IV (S. 249). »Tragödien« XXXVI und in der I. Auflage des »Buchs der Lieder« als XXXVII (vgl. oben S. 458).

V (S. 249). »Tragödien« XL.

Zur »Heimkehr«

Gedichte, die wohl in der I. Auflage der »Reisebilder« erschienen, hierauf aber nicht nur für das »Buch der Lieder«, sondern auch für die folgenden Auflagen der »Reisebilder« gestrichen wurden; ferner Gedichte, die erst in der II. Auflage der »Reisebilder« hinzukamen und hier fortan abgedruckt wurden, dennoch aber in die späteren Auflagen des »Buchs der Lieder« nicht aufgenommen worden sind.

I ⟨S. 250⟩. »Reisebilder« Aufl. II u. ff., Nr. X.

II ⟨S. 251⟩ »Reisebilder« Aufl. II, Nr. XI. – In einer erhaltenen Handschrift ⟨Stargardts Katalog Nr. 223⟩ V. 1: ». . . in grauen Wolken«

III ⟨S. 251⟩. »Reisebilder« Aufl. I, Nr. LXII.

IV ⟨S. 251⟩. »Reisebilder« Aufl. II u. ff., Nr. LXV.

V u. VI ⟨S. 252⟩. »Reisebilder« Aufl. I, Nr. LXX u. LXXII. Erstdruck: »Dreiunddreißig Gedichte« ⟨sieh Vorbemerkung zu »Heimkehr«⟩.

VII ⟨S. 252⟩. »Reisebilder« Aufl. II, Nr. LXXIII. – Das Gedicht soll durch eine Improvisation des Malers Lyser, mit dem ja Heine in Hamburg intim verkehrte ⟨s. »Florentinische Nächte« in Bd. 6⟩, im Winter 1829/30 entstanden sein.

VIII–X ⟨S. 253⟩. »Reisebilder« Aufl. I, Nr. LXXVI, LXXVII u. LXXXIV. – Zu IX Erstdruck wie bei V ⟨V. 1: »liebes« statt »schönes«⟩.

Zur »Harzreise« ⟨S. 254⟩

Nur in der I. Auflage der »Reisebilder« ⟨I, S. 133 f.⟩, im Anschluß an die in den Lesarten unsres 4. Bandes abgedruckte, in allen späteren Auflagen gestrichene Stelle über die »elegischen Gefühle« beim Anblick der alten Burgruinen im Harz. »Mein Gemüt war, je mehr ich mich von Göttingen entfernte, allmählig aufgetaut, wieder wie sonst wurde mir romantisch zu Sinn, und wandernd dichtete ich folgendes Lied:«

Zur »Nordsee« (S. 255)

In allen Auflagen der »Reisebilder« als Nr. X des Zweiten Zyklus: sieh oben S. 482. – Statt V. 45 in der I. Aufl. der »Reisebilder« (Bd. II, S. 33):

Und Gemütsdiarhee verbreitenden,
Dünnen Traktätchen,

II. Verstreute Gedichte

Die für das »Buch der Lieder« nicht bestimmten, bis zum Jahre 1827 verfaßten Gedichte, zum einen Teil an Freunde oder Zeitschriften abgegeben, aber vom Dichter nicht wieder aufgenommen, zum andern Teil erst aus dem Nachlaß veröffentlicht, vereinigen wir hier in zwei Gruppen: Liebesverse und Vermischte Gedichte.

An Personen gerichtete sowie fragmentarische, in Briefe eingestreute Verse aus allen Schaffensperioden sind am Schlusse des III. Bandes in der Abteilung »An Personen. Widmungen. Fragmente« gesammelt.

Bei möglichster Wahrung des chronologischen Prinzips wurde gleichwohl eine Gruppierung nach inhaltlichen Zusammenhängen angestrebt.

Liebesverse

I (S. 259). Sieh oben Vorbemerkung zu »Lyr. Intermezzo«.

II–V (S. 259 f.). Die Gedichte stammen aus dem Nachlaß von Christian Sethe, gegen die unbefugte Publikation des ersten und des letzten Gedichtes dieser Reihe sowie des Gedichtes »Deutschland. Ein Fragment« (oben S. 273 ff.) durch Friedrich Steinmann im »Musenalmanach 1843« protestierte Heine in einem Brief an Laube in der »Zeitschrift für die elegante Welt« vom 8. Februar 1843.

II. Ursprüngliche Fassung (Hüffer S. 93 f.):

Wenn ich bei meiner Liebsten bin
Dann geht das Herz mir auf
Dann dünk ich mich reich in meinem Sinn
Und frag: ob die Welt zu kauf?

Doch wenn ich wieder scheiden tu
Aus ihrem Schwanenarm
Dann geht das Herz mir wieder zu
Und ich bin bettelarm.

IV ⟨S. 260⟩. Zu V. 11 f. vgl. »Reisebilder« II, Kap. 7: ». . . mit den Reseden, womit ich jetzt so schlecht stehe, war ich ganz besonders intim« ⟨Bd. 4⟩.

VI ⟨S. 261⟩. Aus Heines Nachlaß in Schads »Deutschem Musenalmanach« 1857.

VII ⟨S. 262⟩. »Aurora« 1823 ⟨sieh oben Vorbemerkung zu »Lyr. Intermezzo«⟩.

VIII—XII ⟨S. 263 f.⟩. »Agrippina« 1824, Nr. 89 und 90 ⟨23. und 25. Juli⟩.

XII. V. 12: die Aussprache des g in »erliegen« niederrheinisch wie j; vgl. Heimkehr XLIV, V. 10 ⟨Reim zu »Komödie«⟩.

XIII ⟨S. 265⟩. Erstdruck: wie Heimkehr XXXIV.

XIV ⟨S. 265⟩. »Letzte Gedichte und Gedanken von H. Heine« ⟨1869⟩, S. 2.

XV ⟨S. 266⟩. »Rheinische Flora«, hrg. von Rousseau, 1826, Nr. 126 ⟨12. August⟩; in allen bisherigen Ausgaben nach dem durch Strodtmann korrumpierten Text in den »Letzten Gedichten und Gedanken« S. 19 ff. — Die Quellenangabe ist natürlich eine Fiktion.

Vermischte Gedichte

Deutschland ⟨S. 269⟩. Das Gedicht hat Friedrich Steinmann zuerst im Jahre 1829 eigenmächtig in seiner Zeitschrift »Allgemeine Unterhaltungs-Blätter zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen« ⟨Münster und Hamm⟩, Bd. 5, S. 246 f. mit dem Zusatz: »Geschrieben 1815«, hierauf — mit vielen Strichen und drei selbstfabrizierten Schlußstrophen — im »Neuen Rheinischen Merkur« 1847, S. 341 f. und endlich, wieder nach dem ersten Druck, in »H. Heine, Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm« ⟨1857⟩ S. 15 ff. veröffentlicht. Wir geben das Gedicht, das wohl bald nach der Schlacht bei Waterloo entstanden ist, nach dem ersten Druck, den Elster in der »Deutschen Dichtung« Bd. 25, S. 7 f. reproduziert hat.

Deutschland. Ein Fragment (S. 273). Unter diesem Titel zuerst in der Berliner Zeitschrift »Der Zuschauer« vom Jahre 1822, Nr. 3 (5. Januar), aber ohne die Strophen 6–9 und 25–27. Die Handschrift, aus dem Nachlasse Christian Sethes, hat Hüffer veröffentlicht, dessen Druck (jetzt in den »Gesammelten Aufsätzen« S. 86 ff.) wir wiederholen. – Die Überschrift, die wir dem »Zuschauer« entnehmen, ist in der Handschrift »bis auf die letzte Spur« ausradiert, die Strophen 6–8 von Heine durchgestrichen, sicher aus Rücksicht auf die Zensur, die beim Abdruck auch die folgende, neunte, Strophe getilgt hat; auch die drei, der letzten voraufgehenden Strophen, deren Inhalt Heine selbst in der Handschrift nur durch Gedankenstriche anzudeuten wagte, wurden später gestrichen. In Friedrich Steinmanns freilich nicht einwandfreiem, aber immerhin nach der Handschrift erfolgtem Abdruck in seinem »Musenalmanach« 1843 (sieh oben zu »Liebesverse« II–V) lautet die Überschrift: »Traum«. – Das Gedicht, das die Gesinnungen des Mitglieds der Burschenschaft getreu spiegelt, dürfte, wie aus einem Zusatz zur Unterschrift im Manuskript – »stud. Juris« – hervorgeht, 1819 in Bonn entstanden sein. Str. 15, V. 2 im »Zuschauer«: »Blühet unsern Beeten nie«. Die Lesart des vierten Verses daselbst: »Selbst auf starrem Fels gedieh« findet sich auch in der Handschrift, aber durchstrichen und durch die im Text abgedruckte ersetzt.

Unter den Linden in Berlin (S. 277). »Rheinisch-westfälischer Anzeiger« 1822, Kunst- und Wissenschaftsblatt Nr. 7 (im ersten »Brief aus Berlin« vom 26. Januar 1822: sieh Bd. 5). Titel von mir beigefügt.

Das projektierte Denkmal Goethes in Frankfurt (S. 277). »Der Zuschauer« 1821, Nr. 82 (10. Juli); danach unser Text. Ohne Überschrift und mit einigen Abweichungen in den zweiten »Brief aus Berlin« vom 16. März 1822 (»Rheinisch-westfälischer Anzeiger« 1822, Kunst- und Wissenschaftsblatt Nr. 17) eingeflochten; in dieser Fassung abgedruckt in Bd. 5, wo auch die Veranlassung zu dem Gedichte mitgeteilt ist.

Bamberg und Würzburg (S. 278). »Der Zuschauer« 1821, Nr. 93 (4. August). – Der Wundertäter ist der zu jener Zeit durch seine Gebetskuren in Bamberg und Würzburg berühmte katholische Priester Fürst Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, während unter dem gesegneten Jüngling der

1798 geborene Joseph von Auffenberg gemeint ist, der in den Jahren 1819 bis 1821 nicht weniger als neun dramatische Werke bei Gebhardt in Würzburg erscheinen ließ.

Burleskes Sonett (S. 278). »Agrippina« 1824, Nr. 44 (9. April) mit der Notiz: »Aus Göttingen eingesandt«; eine gleichlautende Handschrift fand sich im Nachlaß Heines (sieh erste Gesamtausgabe Bd. 15, S. 113).

Berlin (S. 279). »Agrippina« 1824, Nr. 97 (11. August). Der Abdruck hatte die sofortige Unterdrückung der Zeitschrift zur Folge. – Ziemlich getreue Bearbeitung eines weitverbreiteten Volksliedes, dessen Fassung in Schlesien: »Ei Breslau! du großes Jammertal« (bei Hoffmann v. Fallersleben Nr. 242), in Hessen: »O Cassel, o Cassel, Verdammtes Jammertal« (bei Erk-Böhme, Deutscher Liederhort Nr. 1403) und »Der Landgraf von Hessen, der kleine Potentat« (bei Simrock Nr. 305), im Elsaß: »Afrika, du großes Jammertal« (bei Mündel Nr. 158) usw. beginnt.

An Edom! (S. 280). Im Brief an Moses Moser vom 25. Oktober 1824. Verfaßt am 11. September unter dem Eindrucke der »schmerzlichen Lektüre« von Basnage's »Histoire de la religion des Juifs« (1707). – Unter Edom, dem Beinamen Esaus (Genesis Kap. 36, V. 1), begreifen die Juden alle Judenfeinde. »Rabbi von Bacherach« (Bd. V): »Einst kommt der Tag, wo der Engel des Todes den Schlächter schlachten wird, und all unser Blut kommt über Edom.«

Einem Abtrünnigen (S. 280). »Letzte Gedichte und Gedanken« S. 43. – Bezieht sich auf Eduard Gans, der, um eine Professur an der Berliner Universität zu erlangen, im Herbst 1825 die Taufe angenommen hatte, und ist wohl Ende des Jahres entstanden. Bereits Anfang Oktober 1825 an Moser: »Gans wird als Christ, im wässerigsten Sinne des Wortes, von Paris zurückkehren.« Am 14. Dezember 1825 an denselben: »Ich weiß nicht was ich sagen soll, Cohen versichert mich, Gans predige das Christentum und suche die Kinder Israels zu bekehren. Tut er dieses aus Überzeugung, so ist er ein Narr; tut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump.« Am 14. Oktober 1826 an denselben: »Ich hoffe nicht, daß Gans, der fast noch Brandfuchs des Christentums ist, schon zu christeln anfängt!« Vgl. auch Bd. 9, S. 465 f. – V. 10. Gemeint sind die »Renegaten der Freiheit«: Friedrich Schlegel, Karl Ludwig, der Enkel des

großen Haller, und Eduard Burke; über den Gesinnungswechsel des letztern sieh die Einleitung zu »Kahldorf über den Adel« (Bd. 5).

Übersetzungen aus Lord Byrons Werken

Die folgenden Übertragungen sind auf Schlegels Anregung entstanden und bildeten den Schluß des Gedichtbändchens von 1822, von der Nachschrift begleitet:

»Die Übersetzung der ersten Szene aus ‚Manfred' und des ‚Gut Nacht' aus Childe Harold entstand erst voriges Jahr, und möge als Probe dienen, wie ich einige englische Dichter ins Deutsche zu übertragen gedenke. Die Lieder ‚Lebewohl' und ‚An Inez' sind weit früher, und zwar in unreifer, fehlerhafter Form, übersetzt, und wurden aus bloß zufälligen Gründen hier abgedruckt.

Berlin 20sten Nov. 1821. H. Heine.«

Manfred (S. 283). Die Manfred-Übersetzung beabsichtigte Heine sowohl bei der Vorbereitung eines zweiten Bandes des »Buchs der Lieder« (sieh Bd. II, Anmerkungen) als auch bei der III. Auflage der »Neuen Gedichte« unter seine Werke wieder aufzunehmen, gab aber beidemal die Absicht wieder auf (an Campe, 23. Januar 1839 und 27. Oktober 1851). Schlegel hatte behauptet, die wundervoll gearbeiteten Elfenchöre im Manfred wären unübersetzbar: die Übertragung sollte den Meister deutscher Übersetzungskunst vom Gegenteil überzeugen (Stahr, Zwei Monate in Paris 1851, Bd. II, S. 327). — »Der Gesellschafter« vom 4. Juli 1821 (Nr. 106) druckte u. d. T.: »Treue Übersetzung der Geisterlieder in Byrons Manfred« die Gesänge der Geister und den Bannspruch (V. 50—135 und 192—261) ab. Letzterer war von den folgenden Worten eingeleitet: »Manfred sieht die Gestalt seiner toten Geliebten erscheinen und verschwinden. Er stürzt besinnungslos nieder.«

V. 3 f. der Schlußstrophe im »Gesellschafter«:

»Schlafe nicht und sterbe nicht!«
Das ists, was dein Schicksal spricht.

Im Gegensatz zu Goethes reimloser Übertragung des Bannfluchs (1823 in »Kunst und Altertum« Bd. IV, Heft 2) ist

Heine bestrebt, sich nicht nur im Rhythmus dem Original aufs engste anzuschließen, sondern auch Eigentümlichkeiten des Reims getreu wiederzugeben. (Genaueres hierüber sowie über die andern Stücke bei F. Melchior, Heinrich Heines Verhältnis zu Byron, Berlin 1903, S. 40—71.)

Lebewohl! (S. 293). Rheinisch-westfälischer Anzeiger (Hamm) 1819, Nr. 74 (15. Sept.), mit dem englischen Text gegenüber, aber ohne das Motto und mit der Überschrift: »Lord Byrons Lebewohl (an seine von ihm geschiedene Gattin); wörtlich aus dem Englischen übersetzt«. Zu dem englischen Text die folgende, wohl gegenüber den zahlreichen apokryphen Ausgaben, durch die das Gedicht zuerst bekannt geworden, auf die erste rechtmäßige Ausgabe der »Poems« als Grundlage hinweisende Anmerkung:

»Das hier abgedruckte englische Original des berühmten Gedichts hat vor tausend verstümmelten Ausgaben das Verdienst, treue Abschrift von Lord Byrons eigner Handschrift zu sein. D. Eins.«

Das Motto erschien an gleicher Stelle nachträglich am 26. April 1820 (Beilage Nr. 9) mit der voraufgehenden Begründung:

»Folgende Verse aus Coleridge's Christabel hat Lord Byron seinem berühmten Fare-thee-well (Lebe wohl) als Motto vorgesetzt.

Obschon solche den Geist des Gedichtes so ganz ausdrücken, gleichsam einen Kommentar desselben bilden, und von den Engländern als unzertrennbar von demselben betrachtet werden: so haben doch sonderbarerweise die deutschen Übersetzer des Fare-thee-wells nie dieser wahrhaft schönen Verse Erwähnung getan. Der Eins. der Übersetzung in No. 74 des Anzeigers von v. J. hat sich denselben Fehler zu Schulden kommen lassen, und berichtigt ihn hiermit.«

Str. 10 im Erstdruck:

Wenn, umarmt von ihren Händchen,
Dich ihr süßes Mündchen küßt,
Denke sein, den einst du liebtest,
Der dich liebend nie vergißt.

Tragödien

Erster Druck beider Dramen: »Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo« (Berlin 1823).

Almansor

entstand zum größten Teil im Sommer 1820 in Bonn, gedieh besonders in den einsamen Ferienwochen in Beul und wurde in Göttingen zu Ende geführt. Anfang Februar 1821 meldet ein Brief, die Tragödie sei »bis auf einen halben Akt« fertig. Das leidenschaftliche Kolorit der Dichtung läßt erkennen, wie sehr sie aus inneren Konflikten des Dichters hervorgewachsen ist, der die Einsamkeitsgefühle des Juden inmitten der christlichen Gesellschaft schon in diesen frühen Jahren, intensiver noch in Berlin und in Gefolgschaft der Taufe, durchlitt. »In dieses Stück«, schreibt er aus Göttingen (29. Oktober 1820), »habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mitsamt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit.«. »Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont«, gesteht er ein andermal (4. Februar 1821). Um die Bezüge auf die Gegenwart zu verwischen, versetzt der Dichter — hier wie in den beiden Gedichten der Heimkehr: »Donna Clara« und »Almansor« — seine Stammesgefühle in die Zeit der Kriege gegen die Mauren, die mit dem schmerzhaftesten Kapitel in der Geschichte des Judentums, der Vertreibung der Juden aus Spanien, aufs engste zusammenhängen (zierte doch den katholischen Ferdinand der Ruhmestitel: expugnator Granatae, expulsor Judaeorum!).

Über den künstlerischen Wert seines Dramas war sich Heine freilich von Anfang an klar. Er erkannte das Rhetorische und Weitschweifige der Diktion, er verschwieg sich nicht die inneren Schwächen seines Werkes trotz der äußeren Korrektheit der dramatischen Technik, auf deren Übereinstimmung mit dem »Komment des Aristoteles« er wiederholt mit Stolz hinweist. In vertraulichen Mitteilungen möchte er dem Werke nicht einmal den Namen einer Tragödie zugestehen. »Ja — entzückend schöne Stellen und Szenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor, überall funkeln überraschend poetische Bilder und Ge-

danken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf und erklärt das Ganze für — eine schöne Drahtfigur. ‚Eine Tragödie muß drastisch sein' — murmelt er, und das ist das Todesurteil der meinigen« (an Steinmann, 4. Februar 1821, vgl. Friedrich Schlegels Athenaeumfragment Nr. 42).

Die Quelle des »Almansor«, die »Historia de las guerras civiles de Granada« von Pérez de Hita (1805 zu Gotha in deutscher Übersetzung erschienen), hat bereits Wilibald Alexis in seiner Besprechung der »Tragödien« in den Wiener Jahrbüchern (Bd. 31, 1825) erkannt. Die romantische Liebesfabel dagegen verdankt Heine wohl der vielfach überlieferten, auch von dem oft aufgelegten »Curieusen Antiquarius« (Hamburg 1820) aufgenommenen Sage, die sich an den Pyrenäenfelsen Peña de los Enamorados knüpft: der Sturz vom Felsen im Angesicht der Verfolger ist beiden gemeinsam. Heine selbst gestand Fouqué (10. Juni 1823), dessen Romanze von Don Gayferos hätte ihm bei seinem Drama vorgeschwebt, doch hat sie Heines Gedicht »Donna Clara« stärker beeinflußt als den Almansor (sieh oben S. 475). Wie sehr Heine gerade bei diesem Werke Byron verpflichtet ist, hat W. Ochsenbein (Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland und sein Einfluß auf den jungen Heine: Walzels Untersuchungen Heft 6, S. 197 ff.) im einzelnen nachgewiesen.

Eine Aufführung des »Almansor« ist von dem rührigen Braunschweiger Theaterdirektor August Klingemann versucht worden, doch ist sie kläglich mißlungen: ausführlich berichtet hierüber Strodtmanns Heine-Biographie, II. Auflage Bd. I, S. 272 ff.; Klingemanns Textänderungen mitgeteilt in Strodtmanns erster Gesamtausgabe Bd. 16, S. 93 ff.

Der »Almansor« erschien zuerst fragmentarisch im »Gesellschafter« 1821, Nr. 179—186 (19. bis 21. November) mit der Überschrift: »Almansor. Fragmente aus einem dramatischen Gedicht (Der Schauplatz ist in der Gegend von Granada. Die Handlung fällt zur Zeit der Vertreibung der Mauren aus Spanien)«. In dieser Fassung war das Werk in fünf Akte eingeteilt. Der zweite Akt begann auf S. 319 und schloß mit S. 340. Der Monolog Zuleimas auf S. 341 trug im »Gesellschafter« die Überschrift:

»Dritter Akt. Vierter Auftritt«, woran sich unmittelbar der fünfte Auftritt anschloß (bis S. 350). Der Chor (S. 351) eröffnete den vierten Akt, aus dem der »Gesellschafter« die zusammenhängende Seitenreihe: 353_{10}[*] bis 360 als zweiten und dritten Auftritt brachte. Der fünfte Akt dürfte auf S. 361 oder 367 eingesetzt haben.

Von den zahlreichen Varianten des »Gesellschafters« (Erstdruck) führen wir im folgenden nur die inhaltlich interessierenden an.

S. 304. Zu dem Vorspruch vgl. den Aufsatz »Die Romantik« (Bd. 5). An Steinmann (4. Februar 1821): »Ich habe versucht, auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu verbinden.«

S. 311, V. 1. Boabdil (im Druck: Boabil): vgl. »Der Mohrenkönig« in Bd. III. V. 4. Mendoza: nicht der Historiker, sondern der Kardinal von Toledo Pedro Gonsalez, Vorgänger des Kardinals Ximenez als Großkanzler Ferdinands und Isabellas.

S. 317, V. 26. Mödschnun und Leila: das berühmte persische Liebespaar in der Dichtung des Nizami.

S. 326. Die Verse 6, 7 und 8 begannen im Erstdruck parallel zu V. 4: »O weh, das Glasaug« »O weh, das Wachsgesicht« »O weh, der Federbusen«. V. 16 in den »Tragödien«, sicher aus Versehen, ausgefallen.

S. 332, V. 20. Im Erstdruck statt »Religion«: »Christentum«.

S. 335, V. 18 ff. Das Gedicht unter dem Titel »Sommernachtständchen« abgedruckt in J. B. Rousseaus »Rheinischem Unterhaltungsblatt« 1822, Nr. 37 (15. September).

S. 343. Nach V. 5 im Erstdruck:

Hier ist die Heimat meiner Herzenswünsche,
Hier will ich liegen vor Zuleimas Füßen,
Still liegen und mit selger Lust hinaufschaun
In deiner Augen klares Himmelreich.

V. 9 »grüßte«: nach dem Erstdruck, in den »Tragödien« Druckfehler: »grüßt«.

---

[*] Unser Zeilenzähler erlaubt nur die Verse zu zählen, die Bühnenangaben usw. müssen beim Zählen überschlagen werden.

S. 344, V. 5—7 im Erstdruck:

Wie ist mir wohl! — geliebte Balsamdüfte
Umwallen mich, vertraute Blumen lispeln
Und schaun mich an mit märchenhaften Augen —

S. 345, V. 1. Kaff: in persischen Dichtungen fabelhaftes Gebirge, das die Erde umringt (Kaukasus).

S. 346. Statt des letzten Verses im Erstdruck:

Auch du bist durch die Liebe sündenfrei,
Darfst freudig wohnen in der Selgen Halle,

S. 350, V. 2. Eblis (persisch: Iblis): der Teufel.

S. 353, V. 4 ff.: Hereinziehung der politischen Tagesgeschichte nach Byrons Vorbild. — Quiroga mit Riego Leiter des spanischen Volksaufstandes 1820—1823.

S. 359. Im Erstdruck nach V. 15 eingeschoben:

Wir segeln über nach der Berberei,
Dort kannst du bleiben mit der sichren Beute.
Wir aber stechen wieder in die See
Und plündern spansche Schiff und Spaniens Küste.

S. 360, V. 11. Im Erstdruck für »Spanierschädel«: »Christenschädel«.

S. 364, V. 11 ff. Vgl. Prolog zum »Lyrischen Intermezzo«.

William Ratcliff

Im Gegensatz zu »Almansor«, der dem Dichter bald nach der Veröffentlichung fremd wurde, bewahrte Heine seiner im Stile der Schicksalsdramen der Zeit gedichteten zweiten Tragödie länger die Liebe. Als eine »Hauptkonfession« bezeichnete er sie Immermann gegenüber im Frühjahr 1823 und erklärte: »Ich bin von dem Werte dieses Gedichtes überzeugt (hark!) (hark!), denn es (das Gedicht) ist wahr, oder ich selbst bin eine Lüge; alles andere, was ich geschrieben und noch schreibe, mag untergehn und wird untergehn.« Ähnlich schloß das Widmungsgedicht für Christiani (siehe Bd. III: An Personen):

Ich und mein Name werden untergehn,
Doch dieses Lied muß ewiglich bestehn.

Im Jahre 1827, bei der Vorbereitung des »Buchs der Lieder«, trägt sich Heine mit der Absicht, den »Ratcliff« zu verändern, um ihn neu drucken zu lassen, 1840 veröffentlicht er eine Übersetzung in der »Revue de Paris« (»William et Marie«), aber noch 1852 erscheint ihm das Jugendwerk, nicht allein wegen der Bedeutsamkeit als eine »Urkunde zu den Prozeßakten seines Dichterlebens«, sondern wohl auch in künstlerischer Hinsicht so wichtig, daß er es fast unverändert der dritten Auflage der »Neuen Gedichte« mit einer das Aktuelle des sozialen Problems besonders stark betonenden Vorrede (oben S. 427 f.) beigibt.

Die Dichtung ist in Berlin, im Januar 1822, wie Heine versichert, in drei Tagen niedergeschrieben worden. Eine Aufführung ersehnte der Dichter gerade für dieses Drama ganz besonders, doch kam sie zu seinen Lebzeiten nie zustande. Dagegen wurde gegen Ende des Jahrhunderts die Dichtung fast gleichzeitig von zwei Seiten zu einer Oper bearbeitet: von Mascagni (nach voraufgegangenen Erfolgen in Mailand am 27. Oktober 1895 in Stuttgart aufgeführt) und von Vavrinecz (am 28. Februar 1895 im Neuen Deutschen Theater in Prag zum erstenmal zur Darstellung gebracht); zuletzt noch von Cornelis Dopper (aufgeführt am 19. Oktober 1909 in Weimar). Bonner Studenten führten die Tragödie am 20. Februar 1910 auf (sieh B. Litzmann in der Bonner Zeitung vom 22. Februar 1910).

In den »Tragödien« waren die Auftritte als solche bezeichnet: »Erster« bis »Siebenzehnter Auftritt«. Beim Wiederabdruck in den »Neuen Gedichten« hat Heine sowohl diese Überschriften als auch den Untertitel »Tragödie in einem Akte« gestrichen. Wir folgen dem letzten Texte.

S. 379, V. 10 f. Nach der schottischen Ballade »Edward«, die Herder aus Percys Sammlung zuerst verdeutscht hat (Volkslieder, III. Buch, Nr. 16); an Herders Wortlaut schließt sich Heine in seinen zwei ersten Versen an. Auch in der berühmtesten Schicksalstragödie, dem »Vierundzwanzigsten Februar« von Zacharias Werner, bilden die Verse dieser Ballade das wiederkehrende Leitmotiv. Über »Edward« sieh Erich Schmidt in der Festgabe für R. Heinzel, Weimar 1898. Vgl. auch oben S. 449 (zu »Romanzen« VI).

S. 380, V. 9. Vauxhall: Teil des Londoner Stadtviertels Lambeth, ehemals mit einem berühmten Lustgarten. V. 10. Drurylane und Coventgarden: Theater in London.

S. 386, V. 7. Im Text der »Tragödien«: »Auf dem Gedächtniskreuz«, aber am Schluß von Heine korrigiert, später übersehen.

S. 392, V. 18. Botany-Bay: Ende des 18. Jahrhunderts als englische Verbrecherkolonie angelegt.

S. 393, V. 10. In den »Neuen Gedichten«: »du bist dort sicher«.

S. 394, V. 14. Im Erstdruck für »Sankt Pauluskirche«: »Westminsterkirche«. Vorletzter Vers im Erstdruck: »Und mit dem seidnen Strick verschlungner Reime«.

S. 395, V. 5 f. im Erstdruck:

Die Hochgebenedeite hatte selbst
Mit Heilgenschein umschmückt die Namensschwester;

S. 395, V. 7 im Erstdruck: ». . . mich umrauschten«.

S. 399, V. 5 im Erstdruck: »Ich will jetzt gehn, 's ist Nacht.«

S. 403, V. 14. In den »Neuen Gedichten« versehentlich: »wäßrige«; im Erstdruck stand: »Das wäßrig langgezogne Hallelujah«.

S. 405, V. 7. Im Erstdruck statt »Quarten«: »Hiebe«.

S. 407, V. 8 im Erstdruck: »Rast, Winde, rast, zersaust, zerreißt die Welt!«

S. 413 letzter Vers. »Maria?«: sollte wohl »Marie« lauten (zweisilbig).

Anhang: Vorreden

Die Handschrift der Vorrede zur II. Auflage, mit zahlreichen Korrekturen von Heines Hand, ist von B. Seuffert in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte Bd. 6, S. 473 ff. beschrieben.

S. 423 10. Die Sage: im Anschluß an Jeremia 31, 15.

S. 424 10 f. Vgl. die Schilderung in den »Florentinischen Nächten« I (Bd. 6).

S. 428 18. Heine datiert irrtümlich um ein Jahr zurück: im Januar 1821 war er in Göttingen, nicht in Berlin, sieh oben S. 499.

Jonas Fränkel.

Inhalt des ersten Bandes

Einleitung von Oskar Walzel V

Buch der Lieder

Vorrede zur dritten Auflage. 3

Junge Leiden 1817–1821

Traumbilder

Mir träumte einst von wildem Liebesglühn ⟨I⟩ 9
Ein Traum, gar seltsam schauerlich ⟨II⟩ 10
Im nächtgen Traum hab ich mich selbst geschaut ⟨III⟩ . . 13
Im Traum sah ich ein Männchen klein und putzig ⟨IV⟩ . 13
Was treibt und tobt mein tolles Blut? ⟨V⟩ 14
Im süßen Traum, bei stiller Nacht ⟨VI⟩ 15
Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch? ⟨VII⟩ . 17
Ich kam von meiner Herrin Haus ⟨VIII⟩ 20
Ich lag und schlief, und schlief recht mild ⟨IX⟩ 26
Da hab ich viel blasse Leichen ⟨X⟩ 27

Lieder

Morgens steh ich auf und frage ⟨I⟩ 28
Es treibt mich hin, es treibt mich her! ⟨II⟩ 28
Ich wandelte unter den Bäumen ⟨III⟩ 29
Lieb Liebchen, leg 's Händchen aufs Herze mein ⟨IV⟩ . . 29
Schöne Wiege meiner Leiden ⟨V⟩ 30
Warte, warte, wilder Schiffsmann ⟨VI⟩ 31
Berg und Burgen schaun herunter ⟨VII⟩ 31
Anfangs wollt ich fast verzagen ⟨VIII⟩. 32
Mit Rosen, Zypressen und Flittergold ⟨IX⟩ 32

Romanzen

Der Traurige ⟨I⟩. 34
Die Bergstimme ⟨II⟩ 35
Zwei Brüder ⟨III⟩. 35
Der arme Peter ⟨IV⟩
1 Der Hans und die Grete tanzen herum 37
2 In meiner Brust, da sitzt ein Weh 37
3 Der arme Peter wankt vorbei 38

Lied des Gefangenen ⟨V⟩ 38
Die Grenadiere ⟨VI⟩ 39
Die Botschaft ⟨VII⟩ 40
Die Heimführung ⟨VIII⟩. 41
Don Ramiro ⟨IX⟩ 42
Belsatzar ⟨X⟩ 47
Die Minnesänger ⟨XI⟩ 49
Die Fensterschau ⟨XII⟩ 50
Der wunde Ritter ⟨XIII⟩ 50
Wasserfahrt ⟨XIV⟩. 51
Das Liedchen von der Reue ⟨XV⟩ 52
An eine Sängerin. Als sie eine alte Romanze sang ⟨XVI⟩ 54
Das Lied von den Dukaten ⟨XVII⟩. 55
Gespräch auf der Paderborner Heide ⟨XVIII⟩ 56
Lebensgruß ⟨Stammbuchblatt⟩ ⟨XIX⟩ 58
Wahrhaftig ⟨XX⟩ 58

Sonette

An A. W. von Schlegel 59
An meine Mutter, B. Heine, geborne v. Geldern
Ich bins gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen ⟨I⟩. . 60
Im tollen Wahn hatt ich dich einst verlassen ⟨II⟩ . . . 60
An H. S.. 61
Fresko-Sonette an Christian S.
Ich tanz nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen ⟨I⟩. . 62
Gib her die Larv, ich will mich jetzt maskieren ⟨II⟩ . . 62
Ich lache ob den abgeschmackten Laffen ⟨III⟩ 63
Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein ⟨IV⟩. . . . 63
In stiller, wehmutweicher Abendstunde ⟨V⟩ 64
Als ich vor einem Jahr dich wiederblickte ⟨VI⟩ 64
Hüt dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfratzen ⟨VII⟩ 65
Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln ⟨VIII⟩ 65
Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht ⟨IX⟩. . . . 66

Lyrisches Intermezzo 1822—1823

Prolog 69
Im wunderschönen Monat Mai ⟨I⟩ 71
Aus meinen Tränen sprießen ⟨II⟩ 71
Die Rose, die Lilje, die Taube, die Sonne ⟨III⟩ 71

Wenn ich in deine Augen seh (IV) 72
Dein Angesicht so lieb und schön (V) 72
Lehn deine Wang an meine Wang (VI) 72
Ich will meine Seele tauchen (VII) 73
Es stehen unbeweglich (VIII) 73
Auf Flügeln des Gesanges (IX) 74
Die Lotosblume ängstigt (X) 74
Im Rhein, im schönen Strome (XI) 75
Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht (XII) 75
O schwöre nicht und küsse nur (XIII) 76
Auf meiner Herzliebsten Äugelein (XIV) 76
Die Welt ist dumm, die Welt ist blind (XV) 76
Liebste, sollst mir heute sagen (XVI) 77
Wie die Wellenschaumgeborene (XVII) 77
Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht (XVIII) . 78
Ja, du bist elend, und ich grolle nicht (XIX) 78
Das ist ein Flöten und Geigen (XX) 79
So hast du ganz und gar vergessen (XXI) 79
Und wüßtens die Blumen, die kleinen (XXII) 79
Warum sind denn die Rosen so blaß (XXIII) 80
Sie haben dir viel erzählet (XXIV) 81
Die Linde blühte, die Nachtigall sang (XXV) 81
Wir haben viel für einander gefühlt (XXVI) 81
Du bliebest mir treu am längsten (XXVII) 82
Die Erde war so lange geizig (XXVIII) 82
Und als ich so lange, so lange gesäumt (XXIX) 83
Die blauen Veilchen der Äugelein (XXX) 83
Die Welt ist so schön und der Himmel so blau (XXXI) . 83
Mein süßes Lieb, wenn du im Grab (XXXII) 84
Ein Fichtenbaum steht einsam (XXXIII) 84
Ach, wenn ich nur der Schemel wär (XXXIV) 85
Seit die Liebste war entfernt (XXXV) 85
Aus meinen großen Schmerzen (XXXVI) 86
Philister in Sonntagsröcklein (XXXVII) 86
Manch Bild vergessener Zeiten (XXXVIII) 87
Ein Jüngling liebt ein Mädchen (XXXIX) 88
Hör ich das Liedchen klingen (XL) 88
Mir träumte von einem Königskind (XLI) 89
Mein Liebchen, wir saßen beisammen (XLII) 89
Aus alten Märchen winkt es (XLIII) 90
Ich hab dich geliebet und liebe dich noch! (XLIV) 90

Am leuchtenden Sommermorgen ⟨XLV⟩ 91
Es leuchtet meine Liebe ⟨XLVI⟩ 91
Sie haben mich gequälet ⟨XLVII⟩ 92
Es liegt der heiße Sommer ⟨XLVIII⟩ 92
Wenn zwei von einander scheiden ⟨XLIX⟩ 92
Sie saßen und tranken am Teetisch ⟨L⟩ 93
Vergiftet sind meine Lieder ⟨LI⟩ 93
Mir träumte wieder der alte Traum ⟨LII⟩ 94
Ich steh auf des Berges Spitze ⟨LIII⟩ 94
Mein Wagen rollet langsam ⟨LIV⟩ 95
Ich hab im Traum geweinet ⟨LV⟩ 95
Allnächtlich im Traume seh ich dich ⟨LVI⟩ 96
Das ist ein Brausen und Heulen ⟨LVII⟩ 96
Der Herbstwind rüttelt die Bäume ⟨LVIII⟩ 96
Es fällt ein Stern herunter ⟨LIX⟩ 97
Der Traumgott bracht mich in ein Riesenschloß ⟨LX⟩ . . 98
Die Mitternacht war kalt und stumm ⟨LXI⟩ 99
Am Kreuzweg wird begraben ⟨LXII⟩ 99
Wo ich bin, mich rings umdunkelt ⟨LXIII⟩ 99
Nacht lag auf meinen Augen ⟨LXIV⟩ 100
Die alten, bösen Lieder ⟨LXV⟩ 102

Die Heimkehr 1823–1824

In mein gar zu dunkles Leben ⟨I⟩ 105
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten ⟨II⟩ 106
Mein Herz, mein Herz ist traurig ⟨III⟩ 107
Im Walde wandl ich und weine ⟨IV⟩ 108
Die Nacht ist feucht und stürmisch ⟨V⟩ 108
Als ich, auf der Reise, zufällig ⟨VI⟩ 109
Wir saßen am Fischerhause ⟨VII⟩ 110
Du schönes Fischermädchen ⟨VIII⟩ 111
Der Mond ist aufgegangen ⟨IX⟩ 111
Der Wind zieht seine Hosen an ⟨X⟩ 112
Der Sturm spielt auf zum Tanze ⟨XI⟩ 112
Der Abend kommt gezogen ⟨XII⟩ 113
Wenn ich an deinem Hause ⟨XIII⟩ 114
Das Meer erglänzte weit hinaus ⟨XIV⟩ 114
Da droben auf jenem Berge ⟨XV⟩ 115
Am fernen Horizonte ⟨XVI⟩ 116
Sei mir gegrüßt, du große ⟨XVII⟩ 116

So wandl ich wieder den alten Weg ⟨XVIII⟩ 117
Ich trat in jene Hallen ⟨XIX⟩ 117
Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen ⟨XX⟩ 117
Wie kannst du ruhig schlafen ⟨XXI⟩ 118
Die Jungfrau schläft in der Kammer ⟨XXII⟩ 118
Ich stand in dunkeln Träumen ⟨XXIII⟩ 119
Ich unglückselger Atlas! eine Welt ⟨XXIV⟩ 120
Die Jahre kommen und gehen ⟨XXV⟩ 120
Mir träumte: traurig schaute der Mond ⟨XXVI⟩ 121
Was will die einsame Träne? ⟨XXVII⟩ 121
Der bleiche, herbstliche Halbmond ⟨XXVIII⟩ 122
Das ist ein schlechtes Wetter ⟨XXIX⟩ 123
Man glaubt, daß ich mich gräme ⟨XXX⟩ 123
Deine weißen Liljenfinger ⟨XXXI⟩ 124
Hat sie sich denn nie geäußert ⟨XXXII⟩ 124
Sie liebten sich beide, doch keiner ⟨XXXIII⟩ 125
Und als ich euch meine Schmerzen geklagt ⟨XXXIV⟩ . . 125
Ich rief den Teufel und er kam ⟨XXXV⟩ 126
Mensch, verspotte nicht den Teufel ⟨XXXVI⟩ 127
Die heilgen drei Könige aus Morgenland ⟨XXXVII⟩ . . . 127
Mein Kind, wir waren Kinder ⟨XXXVIII⟩ 128
Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich ⟨XXXIX⟩ . . . 129
Wie der Mond sich leuchtend dränget ⟨XL⟩ 129
Im Traum sah ich die Geliebte ⟨XLI⟩ 130
Teuer Freund! Was soll es nützen ⟨XLII⟩ 131
Werdet nur nicht ungeduldig ⟨XLIII⟩ 131
Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand ⟨XLIV⟩ 132
Den König Wiswamitra ⟨XLV⟩ 132
Herz, mein Herz, sei nicht beklommen ⟨XLVI⟩ 133
Du bist wie eine Blume ⟨XLVII⟩ 133
Kind! Es wäre dein Verderben ⟨XLVIII⟩ 133
Wenn ich auf dem Lager liege ⟨XLIX⟩ 134
Mädchen mit dem roten Mündchen ⟨L⟩ 134
Mag da draußen Schnee sich türmen ⟨LI⟩ 135
Andre beten zur Madonne ⟨LII⟩ 135
Verriet mein blasses Angesicht ⟨LIII⟩ 135
Teurer Freund, du bist verliebt ⟨LIV⟩ 136
Ich wollte bei dir weilen ⟨LV⟩ 136
Saphire sind die Augen dein ⟨LVI⟩ 137
Habe mich mit Liebesreden ⟨LVII⟩ 137
Zu fragmentarisch ist Welt und Leben! ⟨LVIII⟩. 138

Ich hab mir lang den Kopf zerbrochen ⟨LIX⟩ 138
Sie haben heut abend Gesellschaft ⟨LX⟩ 138
Ich wollt, meine Schmerzen ergössen ⟨LXI⟩ 139
Du hast Diamanten und Perlen ⟨LXII⟩ 139
Wer zum ersten Male liebt ⟨LXIII⟩ 140
Gaben mir Rat und gute Lehren ⟨LXIV⟩ 140
Diesen liebenswürdgen Jüngling ⟨LXV⟩ 141
Mir träumt': ich bin der liebe Gott ⟨LXVI⟩ 142
Ich hab Euch im besten Juli verlassen ⟨LXVII⟩ 144
Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben ⟨LXVIII⟩ . . 144
Wir fuhren allein im dunkeln ⟨LXIX⟩ 144
Das weiß Gott, wo sich die tolle ⟨LXX⟩ 145
Wie dunkle Träume stehen ⟨LXXI⟩ 145
Und bist du erst mein ehlich Weib ⟨LXXII⟩ 146
An deine schneeweiße Schulter ⟨LXXIII⟩ 146
Es blasen die blauen Husaren ⟨LXXIV⟩ 147
Habe auch, in jungen Jahren ⟨LXXV⟩ 147
Bist du wirklich mir so feindlich ⟨LXXVI⟩ 147
Ach, die Augen sind es wieder ⟨LXXVII⟩ 148
Selten habt Ihr mich verstanden. ⟨LXXVIII⟩ 148
Doch die Kastraten klagten ⟨LXXIX⟩ 148
Auf den Wällen Salamankas ⟨LXXX⟩ 149
Neben mir wohnt Don Henriques ⟨LXXXI⟩ 149
Kaum sahen wir uns, und an Augen und Stimme ⟨LXXXII⟩ 150
Über die Berge steigt schon die Sonne ⟨LXXXIII⟩ 150
Zu Halle auf dem Markt ⟨LXXXIV⟩ 151
Dämmernd liegt der Sommerabend ⟨LXXXV⟩ 151
Nacht liegt auf den fremden Wegen ⟨LXXXVI⟩ 152
Der Tod das ist die kühle Nacht ⟨LXXXVII⟩ 152
Sag, wo ist dein schönes Liebchen ⟨LXXXVIII⟩ 152
Götterdämmerung 153
Ratcliff 156
Donna Clara 160
Almansor
1 In dem Dome zu Corduva 163
2 Hastig schritt er aus dem Dome 164
3 In dem Schloß zu Alkolea 166
Die Wallfahrt nach Kevlaar
1 Am Fenster stand die Mutter 168
2 Die Mutter Gottes zu Kevlaar 168
3 Der kranke Sohn und die Mutter 170

Aus der Harzreise 1824

Prolog 173
Bergidylle
1 Auf dem Berge steht die Hütte 174
2 Tannenbaum, mit grünen Fingern 176
3 Still versteckt der Mond sich draußen 178
Der Hirtenknabe 182
Auf dem Brocken 183
Die Ilse 184

Die Nordsee 1825—1826

Erster Zyklus

Krönung (I) 187
Abenddämmerung (II) 188
Sonnenuntergang (III) 189
Die Nacht am Strande (IV) 191
Poseidon (V) 193
Erklärung (VI) 195
Nachts in der Kajüte (VII) 196
Sturm (VIII) 199
Meeresstille (IX) 201
Seegespenst (X) 202
Reinigung (XI) 205
Frieden (XII) 206

Zweiter Zyklus

Meergruß (I) 208
Gewitter (II) 210
Der Schiffbrüchige (III) 211
Untergang der Sonne (IV) 213
Der Gesang der Okeaniden (V) 215
Die Götter Griechenlands (VI) 218
Fragen (VII) 221
Der Phönix. (VIII) 222
Im Hafen (IX) 223
Epilog (X) 226

Nachlese zum »Buch der Lieder«

Aus älteren Sammlungen

Zu den »Jungen Leiden«

Minnelieder

Minnegruß (I) 231
Minneklage (II) 232
Sehnsucht (III) 234
Die weiße Blume (IV) 235
Ahnung (V) 236

Romanzen

Die Weihe (I) 237
Ständchen eines Mauren (II) 239

Sonette und vermischte Gedichte

Sonettenkranz an Aug. Wilh. von Schlegel
Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken (I) 240
Zufrieden nicht mit deinem Eigentume (II) 240
An den Hofrat Georg S. in Göttingen 241
An J. B. R. 241
Fresko-Sonette an Christian S. VIII 242
Die Nacht auf dem Drachenfels. An Fritz v. B.. 242
An Fritz St. Ins Stammbuch 243
An Franz v. Z. 244
Die Lehre 245
Traum und Leben. 246
An Sie 247

Zum »Lyrischen Intermezzo«

Du sollst mich liebend umschließen (I) 248
Ich glaub nicht an den Himmel (II) 248
Schöne, helle, goldne Sterne (III) 249
Ich kann es nicht vergessen (IV) 249
Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen (V) 249

Zur »Heimkehr«

Auf den Wolken ruht der Mond (I) 250
Eingehüllt in graue Wolken (II) 251

O, mein gnädiges Fräulein, erlaubt ⟨III⟩ 251
Zu der Lauheit und der Flauheit ⟨IV⟩ 251
Hast du die Lippen mir wund geküßt ⟨V⟩ 252
Als Sie mich umschlang mit zärtlichem Pressen ⟨VI⟩ . . 252
In den Küssen welche Lüge! ⟨VII⟩ 252
Himmlich wars, wenn ich bezwang ⟨VIII⟩ 253
Blamier mich nicht, mein schönes Kind ⟨IX⟩ 253
Schöne, wirtschaftliche Dame ⟨X⟩ 253

Zur »Harzreise«

Steiget auf, ihr alten Träume! 254

Zur »Nordsee«

Seekrankheit 255

Verstreute Gedichte

Liebesverse

Es schauen die Blumen alle ⟨I⟩ 259
Wenn ich bei meiner Liebsten bin ⟨II⟩ 259
Ich will mich im grünen Wald ergehn ⟨III⟩ 259
Wir wollen jetzt Frieden machen ⟨IV⟩ 260
Ich wollte, meine Lieder ⟨V⟩ 260
Die Liebe begann im Monat März ⟨VI⟩ 261
Ich dacht an Sie den ganzen Tag ⟨VII⟩ 262
Die Wälder und Felder grünen. ⟨VIII⟩ 263
Lieben und Hassen, Hassen und Lieben ⟨IX⟩ 263
Daß ich dich liebe, o Möpschen ⟨X⟩ 264
Tag und Nacht hab ich gedichtet ⟨XI⟩ 264
Es faßt mich wieder der alte Mut ⟨XII⟩ 264
Du Lilje meiner Liebe ⟨XIII⟩ 265
Jegliche Gestalt bekleidend ⟨XIV⟩ 265
Erinnerung ⟨XV⟩ 266

Vermischte Gedichte

Deutschland 269
Deutschland. Ein Fragment 273
Unter den Linden in Berlin. 277
Das projektierte Denkmal Goethes zu Frankfurt am Main 277
Bamberg und Würzburg 278

Burleskes Sonett 278
Berlin 279
An Edom! 280
Einem Abtrünnigen 280

Übersetzungen aus Lord Byrons Werken

Manfred 283
Lebewohl! 293
An Inez 296
Gut Nacht 298

Tragödien

Almansor 303
William Ratcliff 377

Anhang: Vorreden

Zum »Buch der Lieder«

Vorrede zur zweiten Auflage 421
Vorrede zur fünften Auflage 426

Zu »William Ratcliff«

Vorrede zur dritten Auflage der »Neuen Gedichte« 427

Anmerkungen

Vorbemerkung 431
Buch der Lieder 434
Nachlese zum Buch der Lieder 485
Übersetzungen aus Lord Byrons Werken 493
Tragödien 495
Anhang: Vorreden 500

Die Herausgabe dieses Bandes besorgte Jonas Fränkel. Der Druck erfolgte in der Offizin Breitkopf & Härtel, Leipzig.

